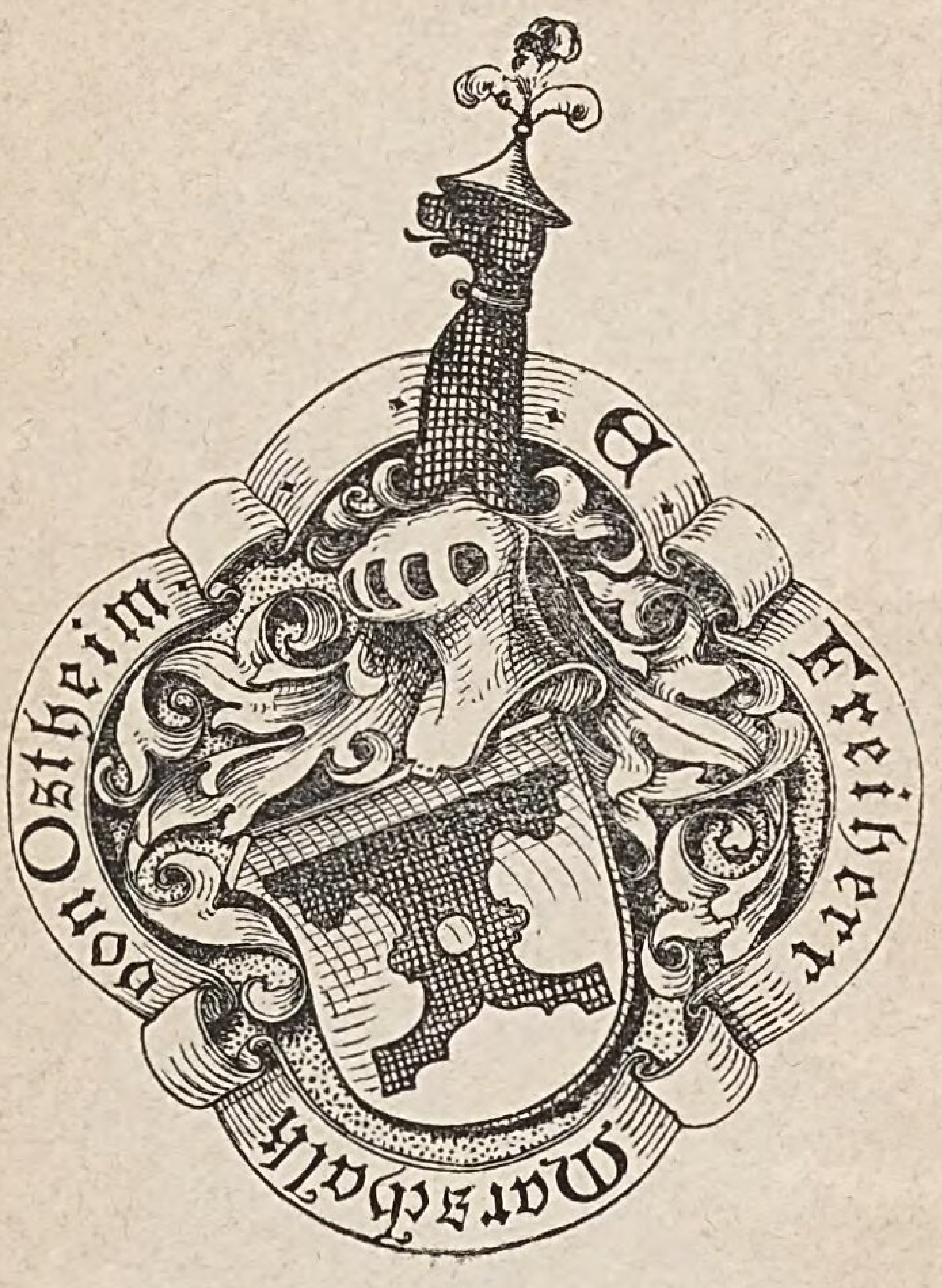

B
Freiherr Marschalk von Ostheim

H. Noë,

Brennerbuch.

Brennerbuch.

Naturansichten und Lebensbilder

aus

Tirol,

insbesondere aus der

Umgebung der Brennerbahn.

Von

Heinrich Noë,
Verfasser des „baierischen“ und „österreichischen Seebuches“.

München, 1869.
Verlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung
(Schöpping).

Inhalt.

Vorwort.

Der Zweck vorliegenden Buches ist durch den Titel genau bezeichnet. Jeder, welcher die Erscheinungen und Gegensätze des Landes Tirol aus eigener Anschauung kennt, wird eingestehen, daß zwischen den trockenen Hinweisungen eines gewöhnlichen Reisehandbuches, und den anspruchsvollen Herzensergießungen fahrender Belletristen noch eine weite Lücke besteht, welche von Schöpfungen wie die gegenwärtige geschlossen werden soll.

Der Verfasser hat mehrere Jahre und zwar nicht nur die Zeiten von der Frühlings- bis zur Herbst-Sonnenwende in Tirol zugebracht und vermag dem Leser das zu bieten, was in keiner der erwähnten schriftstellerischen Richtungen gesucht werden wird. Es steht für ihn durch Erfahrung fest, daß flüchtige Betrachtung ohne Beihilfe weder in die bedeutungsvolleren Züge einer Landschaft noch in das Wesentliche menschlichen Treibens einführt. In beides muß sich der Fremdling einleben, wozu nicht Jedem Zeit und Mittel zu Gebote stehen.

Ein Buch, welches sich Aufgaben setzt, die nach der einen Seite in das Gebiet ästhetischer Naturbetrachtung nach der anderen in das der Volkskunde eingreift, wi

demnach ebenso erwünscht sein, als ein beredter Reisegefährte, welcher seine bezüglichen Erfahrungen gerne mittheilt.

Die Brennerbahn ist einer der ersten Anziehungspunkte für die gesammte Reisewelt geworden. In wenigen Stunden gelangen wir auf diesem Schienenweg in Länder, die sich durch die Beschaffenheit der Luft, des Bodens, der Menschen wesentlich unterscheiden. Der Verfasser erzählt, was er über alle diese Dinge zu berichten weiß und folgt dabei dem Laufe der berühmten Schienenstraße, ohne sich eine kleine Abschweifung nach links oder rechts zu versagen, wenn er sich bewußt ist, davon Lehrreiches mitzubringen.

Auf diese Weise läßt sich das Buch wohl vor, während und nach der Fahrt lesen.

Es versteht sich von selbst, daß er die goldene Regel, welche Humboldt für die heiteren Kreise der Landschaft-Dichtung und Landschaft-Malerei aufgestellt hat, nämlich die Regel, daß die Darstellung um so mehr an Klarheit und objektiver Lebendigkeit gewinne, als das Einzelne bestimmt aufgefaßt und begränzt ist, auch fortwährend bei der Darstellung menschlichen Treibens sich vor Augen hielt.

Erstes Capitel.

Der Eintritt in Tirol.

Von allen Wegen, welche heute durch die Kalkalpen Baierns hindurch nach dem Berglande Tirol führen, ist es das Thal des Innstromes, durch welches ohne Zweifel die meisten Wanderer dessen Grenzen erreichen. Denn längs dieses Gewässers zieht sich die Eisenbahn hin, selbst ein Strom, welcher die Adern des Verkehres auf anderen Zugängen in sich verschlungen hat. Von Westen an, wo die Straße das Lechthal Tirols erreicht, bis zum Osten, wo die Mühlsturzhörner auf den Paß Strub und seine klaren Wasser schauen, wird die Schwelle des Landes von eben so vielen Dutzenden von Menschen überschritten, als die Gränze am Innfluß von Tausenden. Obwohl sich in unserm Buche späterhin die Nothwendigkeit ergibt, den Reisenden auch auf der einen und andern jener vergleichsweise verödeten Straßen zu führen, so ist es am Anfange unmöglich, bei Besprechung der Pfade, welche nach Tirol geleiten, mit einem anderen, als dem gewöhnlichen und bequemsten, zu beginnen.

Für Sämmtliche, welche sich mit dem Dampfwagen in die Berge hineinrollen lassen — mögen sie von Norden, Osten oder Westen herankommen — bietet sich auf der Ein-

steighalle des Bahnhofes zu Rosenheim vielleicht zum ersten Male die ungesuchte Veranlassung, etwas genauer nach den Giebeln zu schauen, welche da südwärts sich erheben, die Gränzhüter des Landes. Während der Zug ihn von Osten oder Westen herantrug, hatte er freilich sie nicht übersehen können in ihrer reizvollen Bläue. War die Luft klar, so konnte er aus diesem Duft selbst das Grün der Matten und Bergwälder hervortreten sehen. Aber der Hinblick war doch ein flüchtiger, so, wie man etwa von einer Kutsche aus Häuser und vorüberwandelnde Menschen zu betrachten pflegt. Dort aber, vor jener Halle, muß er die Wagenreihe verlassen, welche vom Aufgang zum Niedergang führt. In Erwartung, daß der andere Dampfwagen, welcher mit seiner eisernen Stirn gegen Süden gekehrt dasteht, seine Räder in Bewegung setze, mag er vielleicht, auf dem knirschenden Kies ungeduldig auf- und abschreitend, seine Blicke mit mehr Absichtlichkeit gegen Mittag und die Bergfesten wenden, hinter welchen die Oertlichkeiten seiner Wanderlust liegen. Freilich sind es nur wenige Spitzen, welche über die Berge Baierns herüberragen. Wer aber ein Fernrohr zur Hand hat, dem gelingt es, die eisumpanzerte Zinke eines der gewaltigsten Bergfürsten zu schauen. Der große Venediger ist es, der Tauernherr, über dessen krystallene Wände hin die Menschen eine Gränzlinie zwischen ihren Ländern Tirol und Salzburg gezogen haben.

Im Uebrigen trägt das Aussehen der Berge alle jene Züge, durch welche das Vorland der eigentlichen Alpen bestimmt wird. Ueber Torfmooren erheben sich waldige Hügel, über diesen grüne Weiden, über den Weiden grauer Kalk. Es ist das quellen-, klang- und saftreiche Hochland Baierns. Hinter ihm thürmen sich die Gipfel gewaltiger, prunkt das

Wesen der Dinge mit größeren Schaustücken, aber das Leben des Grüns und der Wälder wird matter. —

Man ruft den Harrenden das Wort: „Tirol!" zu, die Räder setzen sich in Bewegung. Nach wenigen Umdrehungen dröhnen sie über die viel gewundene Mangfall, welche die grünen Wasser des Tegernsee's hier in stiller Wallung dem großen Inn zuführen. Rechts zieht sich das Panger Moos gegen die Berge hin — ein trüber Sumpf, von braunen Wassern durchsickert, ein Garten der Maler. Denn hier finden sie jenen Glanz, welcher über den unbekannten Blüthen des Moores zittert, jene Himmelsfarbe der Berge, die mächtiger sind über der träumenden flachen Oede.

Das Eisen klirrt fort und fort, die Berge rücken näher. Während der Reisende links in die Erlen und Birkenauen, rechts über das Moor hin nach dem schroffen Wendelstein schaut, wird er sich in Ermangelung anderer auffallender Erscheinungen das Land mit den nächtlichen Gestalten der Haberfeldtreiber belebt vorstellen, welche hier unter ihren Füssen das haben, was der gute Ton älterer Reisebeschreibungen einen „klassischen Boden" nennt.

Ich erinnere mich vor Jahren bei der Station Raubling, der ersten, welche der gegen Süden Fahrende von Rosenheim aus erreicht, mich mit einem Bahnwärter unterhalten zu haben, welcher in enger Beziehung zu manchem der bäuerischen Sittenrichter zu stehen schien. Ich saß auf einem Rasenstück neben der Bahn und hörte ihm zu. Er redete sich in solchen Eifer hinein, daß er nicht zu sprechen aufhörte, als der Zug heranrollte und während er den weißrothen Flügel der Signalstange aufzog, rief er mir noch zu: „Und das, ihr Herren, dürft ihr nicht glauben, daß es mit dem Habern ein Ende nimmt, so lange die Welt steht! denn da sind ganz andere Leute dabei, als ihr denkt!"

So oft ich an seinem Häuschen vorüberfahre, sehe ich ihn noch dastehen in seiner rothen Jacke, einer Art Uniform, welche ihren Träger zum Verächter jener Störenfriede machen sollte, die den ruhigen Bürger kränken, statt zu ihrem Vertheidiger. So denke ich, der Reisende aber wird gut thun, nach den Zinnen des Schlosses Brannenburg auszulugen, welches bald darauf hinter Obstbäumen erscheint, während dunkle Forste sich auf den Hügel herabsenken, in welchen tadellose Ritter vor Jahrhunderten seine Grundsteine gelegt haben.

Bei Brannenburg beginnt das Gebirge. Obstanger, Getreidefelder, Weideplätze, Bergforste sind mit ihren Marken wechselseitig in einander verschoben. In diesem Modellsaale suchen die Münchener Maler ihre Vorbilder, wenn sie Baumgruppen studieren. So war es vor Jahren, so ist es noch bis auf den heutigen Tag. Die Künstler freilich jammern über eine Dampfsäge, die sich neben der Eisenbahn angesiedelt hat, weil sie aus manch schöner Zierde des Waldes nützliche Eisenbahnschwellen macht.

„Da, so lautete etwa die drastische Klage eines Malers, der alljährlich in den grünen Revieren, die sich unter dem Wendelstein ausbreiten, seine Baumstudien malt und nicht selten einen seiner Lieblinge vom vergangenen Sommer vermißt. Da treiben sich jetzt im alten Forst diese abgemergelten wälschen Taglöhner mit ihren Sägen umher und tragen in den feudalen Waldschatten für so und so viel Silbersechser täglich das Licht der Aufklärung.

Wie schade ist es, daß sie nicht auch die Berge umlegen und in platte, horizontale Einträglichkeit verwandeln können! Aber die stehen fest. Noch immer werfen sie, wenn an schönen Herbstnachmittagen die Sonne hinter ihnen steht, ihre zackigen schwarzen Schatten weit in das Moor zu ihren Füßen hinaus. Noch immer triefen aus ihren Höhlungen Bäche zu-

sammen, welche ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt bald an diesem bald an jenem Ufer zehren und vor einem Hopfengarten, der zu den schönsten Rente-Hoffnungen berechtigt, so wenig Hochachtung haben, als vor Jahrhunderten die ungeschlachten Raufbolde dort oben auf dem Schlosse vor den tugendsamen Bürgern der Stadt Rosenheim".

So beklagte Jener das Schicksal manches wuchtigen Stammes. Statt sich zu beklagen, hätte er aber dem Zufall danken sollen, welcher es so gewollt hat, daß die weiten Gründe nicht in die Hände unserer landläufigen Waldverwüster, sondern in den Besitz verständiger Männer gefallen sind, die, wie es einer guten Haushaltung geziemt, nicht vom Vermögen, sondern von den Zinsen leben. Aber solche Einwendungen fruchten da nichts — das Künstlervolk legt sich einmal die Welt in seiner eigenen Weise aus und kränkt sich über das Verschwinden irgend eines, vielleicht kernfaulen, Riesen im fernen Walde, wie es sich kränken würde, wenn das Panger Moos statt von Unkenpfützen, von Weizenfeldern bedeckt wäre.

Es lassen sich noch immer schöne Sommerstunden im Schatten der wohlgepflegten Wälder verträumen. Wer solches liebt, der gehe auf schmalem, thauduftigem Steig durch den Hag nach der kleinen Wallfahrtskapelle der „Bieber", welche eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt, von den Hügeln, die der Fußschemel der Alpen sind, ins flache Land hinausschaut, oder er steige durch das lichte Grün der Tannen und Buchen nach dem Bierkeller hinauf, welcher nicht nur wegen seines kühlen Getränkes, sondern auch wegen der Fernsicht besucht wird, die sich von ihm bietet in das Thal des Innstromes hinab. Ueber das breite Felsenthor, durch welches der Strom das Königreich erreicht, schauen die wüsten u verwitterten Zacken des Wilden Kaisers. Links unter il

deutet die Spitze des tirolischen Heuberg die Thalmulde an, in welcher der beryllgrüne Walchsee die Wasserscheide darstellt zwischen der großen Ache und dem diesseitigen Inn. Gerade gegenüber aber erhebt sich der Heuberg der baierischen Alpen, ausgezeichnet durch den schönen Schnitt seiner Felslinien, durch die bunten Gegensätze seines Pflanzenwuchses und die grellen Farben, welche von dem vielgestaltigen Berge herüberleuchten, wenn ihn die sinkende Sonne bescheint. Neben ihm ist das Gränzhorn zu sehen, vielbesprochen in Wundergeschichten seines gnadenspendenden Bildes und anderen Sagen der Bauern. Gegen Norden aber glitzern die Fenster des hochgelegenen Schlosses Neubeuern und weiter hinaus zeigen sich noch in der Bläue der Entfernung die bescheidenen Hügel, welche, jenseits des Sims- und Chiemsees sanft abfallend, allmälig in der großen Ebene aufgehen. Man könnte hinzusetzen, daß sich der Inn als bekanntes „silbernes Band" der Landschaftsschilderer gemach in derselben Bläue und Verworrenheit verliert. Es ist in Wirklichkeit eine blühende Welt von schönem Grün und belebenden Wohlgerüchen, in welche man da hinabschaut.

Für Denjenigen, welcher seine Staubferien nicht in den Bergen eingezwängt zubringen will, der es vorzieht, wenn seine Zufluchtsstätte an dieselben angelehnt ist und ihm auf der einen Seite der Himmel unbeschränkt bleibt, findet sich schwerlich den ganzen Rand des Gebirges entlang ein Ruheort wie Brannenburg. Neben der Schenke des Dorfes, welche des ihr gespendeten Lobes würdig ist, erhebt sich ein Haus für Sommergäste. Die geselligen Lauben werden von dichten Schlingpflanzen gegen die Hitze des Mittags geschützt, während sie das Licht des Mondes nicht abhalten, das durch ihre Zweige in die Gläser zechender Kunstgenossen fällt. Von diesen ist die Aufführung manches schönen Sommer-

märchens ausgegangen, deren noch die Aquarellen im Hinterstübchen oder auch die mit manchen schönen Bildern und Versen gezierte „Chronik Brannenburgs" Zeugen sind.

Dieses Künstlertreiben, welches sich vor der Verwüstung der Landschaft scheut, gleich den Baumgöttern alter Sagen, die vor der Axt entfliehen, hatte einst seines Gleichen nur an dem behaglichen Treiben auf der Fraueninsel im Chiemsee. Dort waren es die Reize des beweglichen Gewässers, hier der heimliche Wald, welche das Auge, das über schöne Gestaltungen und Lichter sann, anzogen. Jene Insel ist verödet, wenn man die Zahl solcher Besucher und Bewohner mit den spärlichen Neugierigen vergleicht, welche jetzt die dortige „Chronik" — eine Schöpfung des Verfassers des Ekkehard — mit gelangweilter Miene durchblättern. Es ist ein ärgerliches Zeugniß, welches durch eine solche Thatsache dem Geist unserer Tage ausgestellt wird. Man sollte glauben, ein Eiland, welches von den glänzenden Elementen mit solcher Pracht umwoben wird, bleibe immerdar ein Ort sehnsüchtiger Arbeit Derjenigen, welche mit ihrer Hände Werk die Natur vergeistigen. Aber die Meinung des Geschlechtes unserer Tage verlangt auch von den so Strebenden, daß die Zahl ihrer erworbenen Geldstücke eine größere sei, als ehedem. Die Erbärmlichkeit der Zeit liegt mit Wucht auf ihrem Leben. Die Muße zu jener Beschaulichkeit, aus welcher erfreuliche Werke hervorgehen, ist ihnen genommen. Sie sollen Staub essen, um leben zu können, wie die Handlanger an den Maschinen, welche die einzige Ehre ihrer Zeitgenossen, das Geld, erzeugen. Wohl fliegt noch manche Erinnerung aus der städtischen Künstlerwerkstätte nach dem blauen See hinüber, aus dessen Tiefen die Berge glänzen. Aber die Fürsorge, welche unsere Zeit

den Künsten widmet, bewirkt es, daß es bei solch beflügelter Reise sein Bewenden hat und das Handwerk seinen Frohnknecht da festhält, wo es sich nicht um Beschauen und Aufnehmen, sondern um das Erraffen einer gleichgültig hingeworfenen Löhnung handelt.

Das nämliche Uebel würde seinen Bann um Brannenburg ziehen, auch ohne Dampfsäge und schwäbische Waldgeister. Wo tagtäglich am Tische der Kunstgenossen die Eindringlinge ihre Holzwuchstafeln hervorziehen und die Geschlechter der Eichen und Buchen nur nach den Kubikmetern geschätzt werden, welche ihr Inhalt darstellt; wo der mächtige Stamm, dessen Krone im vergangenen Herbste purpurn in der Sonne leuchtete, jetzt zu einer Anzahl von viereckigen Blöcken geworden ist, die draußen im Kothe liegen und mit Kreide und Röthel nummerirt sind — da ist freilich die schöne Zeit vorüber und es drängt zur Flucht nach anderen Thälern.

Im Uebrigen kann nicht bezweifelt werden, daß unter der störenden Einwirkung, welche von allgemeinen Ursachen ausgeht, die lustige Harmlosigkeit des Künstlerlebens am Rande dieser Bergwälder auch Schaden genommen hätte ohne die Betriebsamkeit der Holzlieferanten.

Ich habe mich etwas hier verweilt, weil der Mangel solcher Künstlersommerfrischen zu den negativen Eigenschaften Tirols gehört und sich an der Gränze die Gelegenheit bot, einen Gegensatz darzustellen. Wohl findet man in so manchen verborgenen Thälern und auf fern gelegenen Alpen den Sommer über Maler nicht minder, wie andere Reisende. Besonders in der Gegend des Achensees, in den „Gründen", welche vom südlichen Ende des Zillerthales strahlenförmig auslaufen, unter den Weinreben und Burgmauern des far-

bengrellen Etschlandes fehlt es nicht an fleißigen Händen. Aber solches gemeinschaftliche Trachten und Zusammenleben in einem schönen Mittelpunkte wird nicht wieder angetroffen, nachdem die Gränzpfähle hinter uns liegen.

Die Räder rollen weiter. Da steht eine Burgruine oben, der Falkenstein, gerade wo Wald und Obstgarten auf dem steilen Hange sich berühren. Dann kommt der Petersberg — und das Bergthor hat sich hinter uns geschlossen. Die nächste Ebene, welche wir sehen werden, ist mit Feigen und Wein bepflanzt; ihr liegen die Berge gegen Mitternacht und die Flüsse verästeln sich vor dem nahen Meere.

Hierher muß man an einem jener unbeschreibbaren Nachmittage des Herbstes gekommen sein, die — wegen der Myriaden Wassertheilchen, die in der von langen Nächten durchthauten Luft schweben — in einem Glanze leuchten, welcher nicht von dieser Welt zu sein scheint. Je mehr man sich dem Gebirge nähert, verdunkelt dessen goldig durchflimmertes Blau. Hat man die ersten Kernschatten erreicht, so glaubt man sich in ein ungeahntes Land versetzt, denn Himmel und Erde sehen aus, als ob sie in jene blauschwarze Farbe getaucht wären, welche die Frucht der Schlehen und Einbeeren auszeichnet. Glücklich, wer Solches schaut! Es ist möglich, Jahre lang im Gebirge zu wandern, ohne jenes Ringen von Aether-Funkeln, stillem Metallglanz und nächtlichem, weichen Sammt-Schimmer gesehen zu haben. Jedes Blatt, jeder Grashalm gleißt vor der niedrigen Sonne und überall stehen unsäglich schwarze Schatten.

Schön aber ist es auch im jungen Mai, um jenen Festtag herum, dem die Christen mit unbewußter Sinnigkeit den heiligen Florianus zum Patron gegeben haben. Da scheint ein anderes Grün von den Höhen herab, auf welchen

noch weiße Streifen liegen. Ueberall quirlt und schäumt es von den Wassern, die aus der Erstarrung kommen und mit dem Inn eine weite lustige Frühlingsreise machen wollen.

Da zeigt sich auch in der Ferne der Reichthum des Gaues an schönen Fruchtbäumen. Im Herbste vermengt sich ihr Grün mit den Ausläufern der Wälder, die sich weit in den Thalboden vorstrecken. In jenen Tagen aber schmückt sie gar herrlich das Weiß der Blühe.

Auf der anderen Seite des Stromes hat die Weisheit der Gränzabstecker das Ufer zu Tirol geschlagen, während es hier einige Stunden weit dem Königreich angehört. Dort schaut das Gasthaus der „Mühlgraben" herüber, ein beliebter Sammelpunkt jener Münchener, welche unter dem Vorwande eines kleinen Bergausfluges sich durch unbesonnenes Hinabgießen von Tiroler Wein den Magen zu verderben gedenken. Es ist da drüben nicht minder schön, als auf diesem Ufer. Auf dem Gränzhorn oben sieht man hier in die Pinzgauer Gletscher, dort auf das blaue Rund des Chiemsees hinab. Von mancher Stelle am Flußufer selbst dringt der Blick in die gähnenden Windungen des Innthales ober Kufstein — der Kaiser und der Pendling ragen allenthalben über das summende Geläute weißer Kirchen und das unwirsche Fluthen, Anprallen und Quirlen des schaumigen Gletscherstromes.

Es wird unsere Aufgabe sein, schon im nächsten Capitel des Buches Bilder vom jenseitigen Stromufer vorzuzeigen. Vor Allem ist es dort nothwendig, den Gründen zwischen Erl und Kößen und dem stillen Walchsee unseren Besuch abzustatten.

Auf unserem Ufer trägt uns der Dampf am unbedeutenden Haltorte Fischbach an Geröll, tannigen Berghängen

und grünen klaren Tümpeln vorüber. Der Inn ist durch Gärten und jungen lichten Wald, auch durch Auen, auf deren Kies Weiden und Hippophaë stehen, von dem Körper des Schienenweges getrennt.

Immer übersichtlicher treten zur Linken die grauen Wände des Kaisergebirges und seine Umbiegung nach Osten hervor. Um wie viel anregender die Landschaft dort drüben, auf dem Tiroler Boden, sich entwickelt, das wird uns klar werden, wenn wir bei der genannten Gelegenheit die einzelnen Schluchten am Kaisergebirge, die Höhen und Wälder um den Walchsee und die Pfade bereisen, auf denen man von Nordosten her in die Gegend von Kufstein gelangt.

Auf unserem Ufer lassen wir bald Niederaudorf, das weiße Kloster zwischen den Obstbäumen an der Ueberfuhr, manche faulende Wasser-Sackgasse des Inn hinter uns, um einige Augenblicke in Oberaudorf anzuhalten.

Das große Haus Pedrotti's neben dem Schienenwege zeigt einen Vergnügungsort der Städter an. Hier sitzen sie während des Spätsommers, betrachten das Abendroth auf den weißen Kalkgipfeln, veranstalten manch kleine Wanderung zu Schweinsteigers Wasserfall, trinken beim Weber an der Wand versüßten Tiroler Wein und lassen sich von den Mückenschwärmen zerstechen, die von dem zahllosen, am Ufer des Inn entlang angesammelten Lacken aufsteigen.

Einem in der Romanliteratur Bewanderten bietet sich hier ein anderes Feld der Erinnerung und der Beobachtung da, wo sich die Wälder gegen den Brünnstein hinanziehen — den pyramidenähnlichen Berg, von welchem die Gewitter herabkommen und um welchen herum für diejenigen, welche vom Tiroler Ufer aus gegen Westen schauen, die letzten

goldenen Abendwolken verblassen. Dort hinein erstreckt sich jene fabelhafte „Burgau", welche uns der Verfasser der besten baierischen Dorfgeschichte in seinem „Durch Irren zur Einsicht" so lebenswahr vorführt. Dort hauste der edle Saugruber, dort wurde der Oedbauer von dem abscheulichen Accordanten Schwindel betrogen, dort zog die „Dreckwabn" auf die Alm, dort wurde die schöne Nanni von Liebe für den jugendlichen Zeichner-Fritz ergriffen, dort Mathias Stadelmeier's treue Dankbarkeit durch die Hand der reumüthigen Rosel belohnt. Nicht Allen ist es vergönnt, über die schattigen Schauplätze hin, auf denen die Phantome des Dichters leben, hinüber zu steigen in das lustige Thal der Baierischen Zell. Keiner aber möge es verabsäumen, wenn er an seinen winterlichen Herd zurückgekehrt ist, sich von seinem Buchhändler jene schöne Geschichte Clemens Steyrer's in die Hand geben zu lassen. Er wird dafür bei seiner Wiederkehr in diese Alpen ihre Menschen mit mehr Kenntniß und Liebe betrachten. Damit will ich jedoch keineswegs gesagt haben, daß sich die Mehrzahl der Oberaudorfer Sommergäste bewogen fühlt, die Gänge, zu welchen ihn die Wirthshaus-Langweile antreibt, an die Fährten des edlen Dichters anzuknüpfen. Im Gegentheil. Kartenspiel, schales Bier, Stadtklatsch über Anwesende und Entfernte helfen in einer Weise, welche für ergötzlicher gehalten wird, über die Mühseligkeiten der Villeggiatur hinüber.

So lassen wir denn diese heiteren Familienkreise sich in ihrer Art des Landlebens freuen und fahren weiter. Eine Erinnerung aber will ich von Oberaudorf mitnehmen, von welcher ich wünschte, daß sie ein Bild wäre.

Als ich vor einigen Jahren, von dem Tiroler Ufer herüberkommend, mich in der frühesten Morgenstunde eines

Herbsttages an diesem Bahnhofe einfand, um mit dem ersten Zuge in die Ebene hinauszufahren, wartete dort zu demselben Zwecke eine Anzahl von Männern, welche aus dem Traumreiche der erwähnten Dichtung herausgestiegen und zu faßbaren Körpern geworden zu sein schienen. Plötzlich stieg die bis dahin von dem Kegel der Heubergspitze verdeckte Sonne über diesen empor. Mitten im Innstrom floß ein zweiter Strom von blendendem Licht. Mit einem Ruck fielen die Wolkenbänke von den hohen Graten des Kaiser. In diesem Augenblicke ertönte eine klare Glockenstimme, welche die Wandlung im Meßopfer der nahen Kirche andeutete. Da nahmen alle diese braunen Gestalten ihre spitzen Hüte ab und sprachen leise Gebete. Der Dampfwagen zischte heran; aber weder er noch die nüchterne Erscheinung des Bahnhofes vermochten durch ihren Gegensatz die Stimmung des Auftrittes abzuschwächen.

Von Oberaudorf nach Kiefersfelden wird vor den Augen des Wanderers die Landschaft durch die zurückgelegte Entfernung wenig verändert. Es ist noch immer der Wall des Kaisergebirges zur Linken, die gleichförmige Aufeinanderfolge waldigen Mittelgebirges zur Rechten, was vom Schienenwege aus auffällt.

Jenseits dieses Dorfes erblickt man nahe am Berghang die Otto-Kapelle, welche an der Stelle steht, an welcher der baierische Prinz Otto sein Land verließ, um König der Slawen auf altgriechischem Boden zu werden. Baierischen Gemüthern entringt sich hier nicht selten ein Seufzer. In früheren Jahren mag wohl Mancher, der des Weges kam, schaulustig in dieses Denkmal seiner Dynastengeschichte eingetreten sein. Heute aber fährt das eilende Geschlecht im Eisenbahnwagen daran vorüber und es gibt vielleicht mehr

der getreuen Unterthanen, welche nach der berühmten „Klause" auslugen, als nach dem verlassenen Kirchlein, dessen Bedeutung uns immer ferner rückt in den Schatten der Erinnerung.

Die Klause ist ein Wirthshaus. Ehe der Zug an ihr vorbeirasselt, geht er unter den Zeichen der Landeshoheit vorüber, welche Baiern und Oesterreich oben auf die Straße neben die Felswand gestellt haben. Das Land Tirol ist erreicht. Wir aber haben uns, den Baiern zu Gefallen, ein wenig um besagte Klause anzunehmen.

Die Klause ist den Münchenern das beliebtere Gegenstück das Mühlgrabens. Es ist kaum zu vermuthen, daß dieser Vorzug durch die Lage bedingt ist, mit deren Schönheit jene andere allerdings sich nicht vergleichen kann. Nicht das finstere Kalkgerüst des gewaltigen Kaiser, nicht der breite Strom, der in der Entfernung eines Steinwurfs seine rundlichen Wellen dahintreibt, nicht der blüthenreiche Garten am Felsengelände locken die sonntägliche Bourgeoisie nach ihrer kühlen Terrasse. Dagegen begreift sich der Wanderzug nach der Klause, wenn man deren weit geringere Entfernung von der Eisenbahn, vor Allem aber den Reichthum an gewählteren Küchenvorräthen in Anbetracht zieht. Geflügel, Fische und Backwerk werden geschätzt. Den Wein trinken die Baiern, welche der Mehrzahl nach von seinem Genusse nichts verstehen, am liebsten in süßer Verschlechterung, welche den weinkundigen Tirolern widerstrebt, und in jenen Mengen, welche sie sich zumuthen, wenn sie ihr vaterländisches Dünnbier vor sich haben. Die Besitzer der Klause verwenden während des Sommers viele Sorgfalt auf Gastmahle, welche von den Bewohnern der baierischen Hauptstadt bestellt werden. Es ist Schade, daß ich hier bei Scenen aus dem

Leben der Gebirgswanderer angelangt bin, denen vielleicht der eine und andere niederländische Genremaler, nicht aber die Feder eines Beschreibers von Tirol gewachsen ist. Grüne fort, Felsengarten, gedeihe im feuchten Stromhauch, röthe deine Nelken, daß sie glühen, wie das Sonnenband auf dem Gebirge — trotz der Gäste, die dir der Sommer bringt! —

Die Klause ist eine Viertelstunde von Kufstein entfernt. Der Weg führt durch Gestrüpp am Fuß der Felsen, und über eine Wiese, auf welcher man die Soldaten drillt. Die Eisenbahn aber legt das durch wenige Räderschwingungen zurück und setzt uns sofort vor den Zollwächtern von Kufstein ab. Wir haben nun die Aufgabe, uns in dieser Tiroler Grenzstadt und ihren Umgebungen des Näheren umzusehen.

Zweites Capitel.

Kufsteins Umgebung.

Es gibt nicht ein einziges Land von dem geringen Umfang Tirols in ganz Europa, welches auf seinem Flächenraume solche Gegensätze aufzuweisen vermöchte. Man betrachte sich in der Umgegend dieser Stadt die weißen Bauernhäuser mit den grünen Läden, welche zerstreut bis hoch an die Felshänge hinauf vom Rande saftiger Matten oder dunkler Wälder herunter blinken, die derben Bauern in ihren dunkeln Trachten, das duftige, kühle, wolkige Thal und versetze sich sofort an den Molo von Riva, wo braune, halbnackte Menschen mit der rothen Fischermütze auf halb glühen-

den Steinen liegen, wo der graue Oelbaum über die bestaubte Straße schaut und über das Geröll entholzter Bergseiten in greller Sonnengluth die Eidechse huscht.

Auf diesen Gegensatz, welcher weit verschiedenere Formen der Erscheinung auseinander hält, als diejenigen, welche den Bewohner des tiefen Innthales von den Jägern und Sennen am Gletscherrand trennen, habe ich nicht verfehlen wollen, gleich hier aufmerksam zu machen, weil dadurch dem Leser ein Maaßstab für den bunten Stoff des Buches gegeben wird. Das „Mittelberg-Manndl", ein Greis, der weit von menschlichen Wohnungen weg im hintersten Pitzthal unter dem Ferner wohnt, steht dem Kufsteiner Stadtbürger weit näher, als ein Bürger und Fischer zu Riva oder Torbole am Gardasee.

Bevor wir uns nun ein klein wenig mit dieser halb bäuerlichen halb spiesbürgerlichen Häusergruppe, welche man Kufstein nennt, bekannt machen, wollen wir uns beschaulich am Flusse und — in Ermangelung von Mauern — vor den Ausgängen des Städtchens herumtreiben.

Auf der einen Seite ist es besonders der Inn, auf der anderen sind es die frischen Wälder das Mittelgebirg entlang, welche unseren Blick anziehen.

Was den Inn anbelangt, so ist mir das Auffallendste daran für jetzt die unorthographische Schreibart seines Namens, deren sich übrigens nicht nur die Tiroler allein befleißen. Man bedenke die allen arischen Sprachen gemeinsame Wurzel i, welche „gehen" bedeutet. Aus dieser machten die Kelten durch herkömmliche Steigerung des Wurzelselbstlautes und mit zu Hilfenahme eines der gewöhnlichsten Wortbildungs-Suffixa ihren ainos oder ênos, den „Gehenden". Mehr als ein

Flußwasser heißt bei ihnen so, wie ja auch das deutsche Wort Wasser nichts Anderes bedeutet. Woher also dieses abscheuliche Doppel-N am Ende? Wie ich sehe, hat man auch in Tirol bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts das Gescheidtere gethan und, genau der richtigen Aussprache des Volksmundes folgend, In geschrieben. Wahrscheinlich ist der Mißbrauch durch die Willkür der Schreiberstuben entstanden, wie so manche andere Verzerrung unserer guten Schriftsprache.

Eine andere wunderliche Beobachtung, die wir am Inn machen können, bezieht sich auf eine Eigenschaft desselben, welche er mit allen Wassern gemein hat, die ihre Zuflüsse aus großen Gletschergebieten bekommen. Wenn man im Sommer sein Augenmerk auf die Färbung des Stromes richtet, so wird man bemerken, daß kühles Regenwetter seine Welle weniger trübt, als lang andauernde ununterbrochene Hitze. Der Grund hievon ist gar leicht einzusehen. Wenn es im Thale regnet, liegen die starren Eisflächen, aus denen seine Quellen und die der hauptsächlichsten Nebenflüsse hervorbrechen, in rauhem schneeigen Winter. Unter dem Einflusse der Sonnenwärme dagegen träufelt es in allen Spalten, Schluchten und Adern jener Gewölbe. Daher steigt auch die Kälte des Inn mit der Kraft des Sommers. Ich habe oft, wenn ich mich auf dem unförmlichen Fahrzeuge, das von Niederndorf nach Oberaudorf hinüber verkehrt, am Anblick seiner hastigen Wellen vergnügt, mit der Hand die Probe gemacht, und Jeder, der auf diesem Wasser zu thun hat, wird die Erscheinung bestätigen.

Von besagter Ueberfuhr aus lassen sich Spaziergänge in Gegenden machen, welche viel weniger bekannt sind, als es ihre Schönheit verdient. Auch die Nähe an den bevöl-

kerten Städten des Flachlandes und dem großen Schienenwege sollten, wie die Vermuthung sich gern ausspricht, ihnen Natursehnsüchtige zuführen. Glücklicherweise geschieht das nicht so häufig, und auch diese Zeilen werden, wie ich mit Sicherheit voraussetze, keineswegs zur Folge haben, daß Kössen, Walchsee und die Thäler des Hinteren oder Zahmen Kaiser von unangenehmen Schaaren durchpilgert werden.

Vorerst sage ich, daß man aus dem angeschwemmten Grund der Innufer auf den Diluvial-Schotter, der schon die nördliche Fläche ankündigt, dann über Flysch und endlich in die Torfbildung des Bodens von Walchsee geräth, aus welcher man wieder in den Schotter des Kössener Beckens oder in den älteren Kalk des großen Achenthales oder auch des armseligen Kohlenthales gelangen kann. Soviel für diejenigen, welche wissen wollen, auf welchem Boden sie herumgehen.

Von dem tirolischen Ufer der Ueberfuhr, welches nur eine gar kleine Strecke vom Mühlgraben entfernt ist, zieht sich der Weg über grünen Tümpeln und Altwassern des Innflusses, welche alle mit jener Verflachung des Stromufers zusammenhängen, welcher Oberaudorf seine Fieber verdankt, in Steigungen und Senkungen an einer bewaldeten Bergkuppe hin. Auf den höheren Büheln kann es nicht fehlen, daß schöne Blicke nach dem Laufe des Inn, über Kufstein und darüber hinaus geboten sind, welche an Schönheit der wirksamen Linien zunehmen, je mehr man sich Niederndorf und seinem von Mauerwerk überragten Bühel nähert.

Zu Niederndorf wird nicht leicht ein Mensch, der mit dem bekannten Aeußeren eines Touristen in Zusammenhang zu bringen ist, am Wirthshause vorbeigelassen, ohne daß die dicke Wirthin unter dem Thore ihm zuwinkt. Hat er nicht

Eile, so kann er nichts Gescheiteres thun, als dem Winke folgen. Den „Deutschen" setzt man Tiroler Wein vor, den ersten, den er auf seiner dermaligen Fahrt zu sehen bekommt, wenn er den Inn entlang mit der Eisenbahn heraufgefahren ist. Mancher wird sich vielleicht weigern, weil ihm der Anblick der grauen Wände des Kaiser, ihres mächtigen Gerölls und der merkwürdigen krummen Linie, mit welcher hier das Gebirge von Osten nach Süden umbiegt, mehr landeinwärts lockt, als die wohlbeleibte Herbergsmutter mit ihrem breitkrämpigen Unterinnthaler Hut.

Am allerschönsten nimmt sich das Innthal und der Kaiser zwischen den Zäunen aus, durch welche der Weg von Niederndorf bis zum Wirthshaus Sebi hindurch geht. Man sieht bis in die Gegend von Rattenberg und von den umgebenden Gebirgen gefallen sicherlich, außer dem Kaiser und seinen vielen Spitzen, vornehmlich der Kufsteiner Pendling, der Brünnstein über Audorf und die Pyramide des Heubergspitz, an dessen Fuß der grüne Walchsee inmitten eines blüthenreichen Moores liegt. Selbstverständlich aber wird niemals der Kaiser außer Acht gelassen, weil er durch die Größe seines Gesteins einen ansehnlichen Theil des Gesichtskreises ausfüllt und durch die Wildheit seiner Abstürze die Abwechslung von Farben in Wäldern, Steinflächen und Schneemulden, durch die Schroffheit seiner Zacken und das Grün hochgelegener Wiesen, dem Auge, welches rasch in die Alpenwelt versetzt worden ist, am meisten Gegenstände der Vergleichung darbietet. Auch die Teufelskanzel, ein Vorsprung der Kalkwände über Ebbs schaut auf diesen Weg herüber. Die Zuhörer, welche dort der Predigt des bösen Geistes beiwohnten, sind in die Blöcke, Hügelkuppen und Anhöhen verwandelt worden.

Beim Wirthshause Sebi, von dessen schöner Laube aus der Fremdling das Alles gern betrachten wird, kommt die alte Straße herab, die vom Chiemsee, Aschau und Sachanrang ins Land hereinführt. Vor Zeiten war das ein viel befahrener Weg. Jetzt ist die Strecke, welche sich von der Gränze bis gegen Sebi herab erstreckt, schier in einen Alpensteig verwandelt, so ausgewaschen, von Steinen und Höhlungen unterbrochen hebt sich der vergessene Pfad hinein. Wo einst so viele Lastwägen mit Salz, Getreide, Wein sich hin und her bewegten, ist es fast jetzt ein Wagniß, sich Roß und Wagen anzuvertrauen. Dennoch verlohnt es sich der Mühe, den waldigen Hang hinaufzusteigen.

Dort oben, ganz nahe an den Schlagbäumen liegt das einsame Haus Wildbühel. Von dem kleinen grünen Anger aus, welcher es umgibt, sieht man das blaue Kaisergebirg aus der Tiefe emportauchen, die der eigene Berg verbirgt. Am schönsten ist es da an sonnigen Maientagen, wo es so unsäglich stille blüht und weht um den verlassenen Pfad und der Kukuk aus dem Wald gehört wird, hinter dem der stahlblaue Glanz des hohen Kaiser steht, die einzige Unterbrechung der ausgebreiteten Farbe des Frühlings. Gegen Osten rauscht das Wasser in einem tiefen Graben, zu welchem sich die Grashänge wenige Schritte vom Hause entfernt steil hinabsenken. Dort unten treiben Sägemüller ihr Wesen, Ahorne beschatten die Ansiedelungen der Bauern am Abhang und reichliche Wasseradern rieseln überall über die Steine, durch die Hecken und Zäune der Weiden hin.

Mit der verlassenen Straße ist auch Wildbühel fast vergessen worden. Vor Jahren, als hier noch der wackere Mann hauste, welcher jetzt im weißen Lamm zu Wörgl die entschwundene Herrlichkeit der alten Zeit beklagt, gab es da immer viel Lärm der

Gäste aus Tirol und Baiernland, welche gekommen waren, sich an dem Wein zu letzen, der aus gar vielen Rebengauen des Kaiserstaates im Keller geborgen lag. Jetzt ist von solchem Treiben wenig mehr zu verspüren. Im Keller weht noch die kühle Luft und stehen noch vielfältige Fässer verschiedenartigen Weines. Doch nur selten und meist nur mehr von jenseits der Gränze kommen Gäste herbei. Darum mag der, welcher stillvergnügt eine ächte Mittelgebirgs-Landschaft des Innthales genießen will, heraufkommen. Er wird schwerlich gestört werden in der Beschauung des Gebirges, des weiten dämmernden Thales mit dem silbernen Inn und der schweigsamen Wälder auf dem hohen Bühel. Doch wird er gut thun, sich nicht von dem schalkhaften Wirth berücken zu lassen, welcher seine Gäste gern in den Keller hinablockt. Es wiederfährt ihm dort keineswegs Schlimmes an Leib und Leben, wie die Geschichten aus vergangenen Jahrhunderten von einsamen Herbergen im Walde erzählen. Wohl aber mag es ihm begegnen, daß er beim Heraufsteigen aus dem kalten Gewölbe den Schein von Sonne und Mond mit einander verwechselt und den steilen Abhang für eine Ebene hält. Dann steht der Wildbühler hohnlächelnd daneben und sagt: „Ja, ja, das ist mein Issera, mein Traminer, mein Küchelberger, mein Ungarischer."

Derjenige aber, dem der Kopf frei und der Fuß sicher geblieben ist, wird den steilen Abhang, sei es der Straße, sei es des südöstlichen Pfades gegen Walchsee hin mit vielem Behagen hinabsteigen. Wählen wir den ersten, so gelangen wir, den Bach in der Tiefe zur Linken, wieder nach Sebi hinab und zur Straße, welche Hügel auf und Hügel ab durch lichten Wald, an Gestrüpp und Zäunen hin, zur Rechten den Jenbach, dessen Rauschen überall durch die

Büsche hindurch vernommen wird, allmählich zur Wasserscheide zwischen dem Inn und der großen Kössener Ache ansteigt. Auf dem zweiten Wege dagegen wird der Bach unterhalb Wildbühel überschritten und die jenseitige Anhöhe erklommen, auf welcher sich der Weg zum Wirthshause Röttenschuß und von diesem in der sumpfigen Niederung fortsetzt, welche durch den Miesberg von der Fahrstraße getrennt wird. Hier erreicht man Gilting, jenseits desselben Tümpel, feuchte Wiesen und Ried, auf der Südseite von einem schönen Buchenwald begränzt, durch welchen der Pfad hindurch führt. Meister Wornik, der Maler zu Walchsee, hat auf diesem Stege manches Bild aufgestellt, auf welchem heilige Männer und Frauen zu sehen sind, welche den ländlichen Wanderer zu frommen Gedanken anregen. Endlich erblickt man bei einer Wendung des Miesberges südlich den tiefgrünen Walchsee und gelangt, den Gründlerbach überschreitend, in die Felder, welche das niedliche Dorf auf der Nordseite umgeben. Dieser Weg hat, wie schon angedeutet, die Herrlichkeit der Aussicht voraus, welche sich unter den Ahornen über Röttenschuß nach dem Innthal und auf ferne Berge eröffnet.

Wir aber ziehen, da wir uns schon einmal am unteren Laufe des Inn, dem wirthlichsten Theile des Tiroler Landes befinden, den unteren Weg auf der Straße vor, um welche sich das Thal, je näher wir der Wasserscheide kommen, immer mehr verengert. Denn hier steht mitten im Waldgrün und nahe an den Blöcken, um welche der schäumende Jenbach zum Inn fällt, ein weißes Haus mit grünen Läden abermals in erfreulicher Einsamkeit. Man nennt es dort in der Primau. Der Gesichtskreis desjenigen, welcher durch die Lücken der Schlinggewächse im rothen Gartenhäuschen hinausschaut, ist freilich mehr in die Höhe als in die Weite

gerichtet und die grauen Wände des Kaiser über den zahllosen Wipfeln des Waldes schließen die Welt dort eng ein. Der ehemalige Ruf von Wildbühel hat sich auf dieses Haus herabgelassen. Auch diese einsame Ansiedelung ist eine hoch zu preisende Weinschänke. Der beschauliche Trinker findet aber an der umgebenden Landschaft völlig andere Reizmittel, als diejenigen, von welchen dort oben auf der grünen Höhe der Gedanke bewegt wurde. Hier drängt sich überall die Wildniß und ihr Leben, das nahe Felsgestein, der wirre Wald jenseits des Baches, welchen ein Steinwurf erreicht und das Rauschen dieses selbst im schluchtähnlichen, tiefen Thale so vor dem nachdenklichen Zecher, daß er vielleicht das weiße Haus und seine freundlichen Insassen über dem Gefühl der Einöde völlig vergißt. Indessen werden diejenigen, welche in den Thälern am Fusse des Kaiser wallfahren, aufgefordert, an der Primau nicht vorüber zu gehen, gleichviel ob sie den Waldtraum träumen oder, wie es Reisende auf dem Wege häufiger anwandelt, guten Wein ohne phantastische Nebenbeschäftigung trinken wollen. Gelobt sei das Unterinnthal, in welchem solche Herbergen, die von Sauberkeit glänzen, mitten in der Oede der Felsen und der Fichten stehen!

Gar schön ist der Weg von hier weiter nach dem Walchsee hinauf in einer mondhellen Nacht des Hochsommers. Die leichten Nebel, welche zwischen den Baumwipfeln und dem Kaiser schweben, die eilige Feuergluth des Baches zwischen den hauchenden Büschen, der rothe Glanz aus mancher Schmiede, das kurz abgerissene Geläute schläfriger Rinder, die im Wald erwachend auffahren, die Sterne wie Bergfeuer auf den Jochrändern, die grünen Glühwürmer, welche auf den Farrenkräutern am Bergbach sitzen — das Alles wird mehr Vergnügen bereiten, als selbst die duftige Kühlung,

über welche sich der Wanderer am heißen Nachmittage freut, wenn er dem jähen Anstieg der Straße folgen muß.

Wer nach Walchsee gehen will kann auch von hier aus noch immer der Straße entrinnen. Wenige Schritte außerhalb der Primau schlägt er einen Waldpfad zur linken Hand ein — den verwilderten Ueberrest einer alten Fahrstraße, die noch der alte Anich getreulich aufgezeichnet hat. Jetzt ist es ein thauiger, schattiger Steg dem grünen Wasser des Staudinger Baches entlang, welcher von der Höhe des Brennkopf nordwärts vom Miesberg herumfließt. Neben dem Waldrand stehen da überall Asphodelus, Königskerzen, Glockenblumen und der Fuß tritt auf die fetten Blätter des Lattich, in deren Mitte noch die schwere Perle vom letzten Regen liegt. Endlich vereinigt sich dieser Steig mit jenem, welcher vom Wildbühel in gerader Richtung gegen Walchsee herabkommt.

Diejenigen aber, welche auf der Straße bleiben, müssen immer höher ansteigen, bis sie endlich bei dem kleinen Dörfchen Durchholzen den Höhenrücken zwischen Kufstein und Kössen erreicht haben. Sie sind vom Ufer des Inn bis hieher fast sechshundert Fuß gestiegen. Nicht zu vergessen ist, daß von diesem Weiler ein gar lieblicher Steg nach Oberdorf bei Kufstein hinüber führt, an der alten Kapelle des heiligen Nikolaus vorüber, durch Wiesen und Ahornwald unter den Wänden des Kaiser hin, aus welchen die Glocken des prangenden Thales dröhnen. Dieser ist von allen Wegen, welche von Kufstein nach Walchsee führen, der nächste und kein Wanderer am unteren Inn sollte die drei Stunden scheuen, welche er auf diesem Spaziergange zubringt.

Hinter Durchholzen eröffnet sich die eigenthümliche Landschaft von Walchsee. Im Hintergrunde erscheinen die

mäßigen Berge von Kössen und Reut im Winkel. Die hohen Moorgräser, die braunen Durchstichseiten der Gräben, die Rohrkolben und das Schilf beweisen, daß der kleine Seespiegel als die übrig gebliebene Lacke eines größeren Gewässers zu betrachten sei, dessen westliches Ufer an jener Stelle zu suchen wäre, an welcher jetzt die letzten Häuser von Durchholzen auf das Moor schauen. Ich nenne dieses fast verschwundene Gewässer, welches sicherlich auch die Gründe nördlich von Walchsee, die jetzt durch den Schotter der Bergbäche ziemlich trocken gelegt worden sind, überfluthete, den Kaiser-See. Er muß einer der schönsten Seen in den Nordalpen gewesen sein, weil nicht nur der Kaiser mit seinen Schneemulden und seinem grauen Kalkgestein, sondern auch die Nadelwälder und grünen Hügelkuppen am Rande der jetzigen Moore aus seiner Oberfläche schauten. Es hat ohne Zweifel Menschen gegeben, welche auf ausgehöhlten Stämmen den Kaisersee befuhren. Denn nachdem die Erscheinung unseres Geschlechtes zur Zeit der Miocän-Periode von Niemanden angezweifelt wird, werden um so wahrscheinlicher Menschen den Uferschlamm jenes Sees betreten haben, welcher sein Dasein einem viel späteren Kapitel der Erdgeschichte zuzuschreiben hat.

Ueber die Art und Weise, in welcher der Kaiser-See ausgefüllt wurde, können die Erfahrungen und Aussagen sogar der jetzigen Anwohner des Walchsees genügendes Licht verbreiten. Die Mündung des aus dem Gründl- und Baumgarten-Bach zusammengesetzten Gewässers, welches den See an dessen nordwestlichem Ende erreicht, hat sich seit wenigen Jahrzehnten, wie das bei so vielen Alpengewässern ersichtlich, um eine ansehnliche Zahl von Klaftern weiter in den See hineingeschoben. Die Stelle, an welcher jetzt der

Fischerwirth sein Badhäuschen stehen hat, befand sich noch vor einem Menschenalter unter Wasser. Und der Bach, der jetzt einige Fuß hoch über den feuchten Wiesen fließt, die dem Wasser abgerungen worden sind, hatte sich um jene Zeit sicherlich mit seinem Schotter noch nicht so hoch aufgebettet. Wo jetzt das saure Gras der unter ihm liegenden Wiesen und das Schilf zu Streu abgemäht werden, ging einst der Kahn. Und statt der Erlen und Weiden, welche in Doppelreihen den plätschernden Bach begleiten, rankten sich hohe Algen aus dem schlammigen Grund. Diesen so vorgeschobenen Boden und seinen Erzeuger, den unansehnlichen Bach, überschaut man am besten, wenn man, vor Walchsee angekommen, den Fußweg einschlägt, der vom Hause des früheren Arztes, geraden Weges nach dem Kirchhofe führt, wo der Mann begraben liegt, der einst in seiner schlichten Weise ein Schutzgeist der Gegend war. An der Stelle dieses Hauses befand sich noch vor einem Jahrhundert die Einsiedelei irgend eines Anachoreten, von deren Dasein noch der Oelberg Kunde giebt, der neben dem jetzigen Haus am felsigen Berghang angebracht ist. Ohne Zweifel befand er sich besser, als der kundige Arzt, der in unseren Tagen an jener Stelle sich der Heilung der Bauern befliß.

Das Dorf Walchsee, dessen Häuser von Gärten, Wiesen und Obstbäumen umgeben sind, liegt am nördlichen Ufer des Sees, durch einen sumpfigen Grasanger von seinem Strande getrennt. Wer da einige Zeit zu rasten gedenkt, der versäume es nicht zum Schullehrer hinzugehen und sich den Schlüssel zu seinem backtrogähnlichen Schiffe geben zu lassen, mit welchem er den See befahren mag. Sein Wasser ist immer noch glasgrün und von der reinsten Farbe der Alpenbecken, als ob nicht Moore und trübe Tümpel seine Ufer bildeten,

sondern er in granitener Schale läge, welche der klaren Fluth geziemt. Am östlichen Ufer, welches von dichten Rohrbeständen gebildet wird, erhebt sich jäh eine winzige Insel aus der ansehnlichen Tiefe, auf welcher rothe Nelken zwischen den Weidenbüschen stehen und um welche der klare Grund in der Senkung mehrere Klafter gar deutlich heraufscheint. Auf diesem grünen Eiland ist vielleicht der beste Standort, um sich die Eigenthümlichkeiten des Walchsees zu betrachten. Im Norden der Brennkopf und das Lochnerhorn, unten glatt abgetriebene Triften, mehr nach oben junger Wald, um die Höhen her abermals Weidegrund. Gegen Süden der Kaiser und Heuberg, an ersterem der grüne Nadelwald sich bis zum feindlichen Geröll der Schluchten hineinziehend, dieser bis zum Gipfel mit Bäumen bedeckt. Im Osten die brüchigen Wände oberhalb des Weges nach Kössen und in der Ferne die Gebirge der großen Ache, im Westen die bairischen Alpen jenseits des Innthales, das tief unten im blauen Dufte liegt. Von der Insel aus betrachtet setzen sich viele dieser Höhen auch in den Spiegel des Sees hinab fort und nicht nur die grüne Pyramide des Kirchthurmes sondern auch die schneeflockigen Zacken des Kalkgebirges fließen durch die leichten Wellen.

Die Wasser des Walchsees rinnen durch das Torfmoor gegen Osten ab, seine Zuflüsse dagegen erhält er von Norden und von Süden. Wahrscheinlich wegen seiner Lage an der Wasserscheide stellte er immer die Gränze der Gerichte von Kufstein und Kitzbühel dar, wie jetzt noch eine verwitterte Tafel am Ostende angibt und sie bis zum Anfange des Jahrhunderts durch die Blockhäuser dargestellt war, welche nord- und südöstlich an den Ausläufern der kleinen Seebuchten standen. Das Filzenwirthshaus etwa befindet sich an der

Stelle der ersten Verrammelung. Es macht einen wunderlichen Eindruck, wenn man auf alte Karten hinsieht und aller Orten und Enden derlei Bollwerke und Mauern bemerkt. Je älter die Karte, desto mehr Schutz- und Trutzmittel. Hätten wir eine Karte aus der Diluvialzeit, so würden wir vielleicht jede Höhle, jeden Pfahlbau, jedes Walddickicht, in welchem sich das Publikum aufhielt, wahrheitsgetreu mit den Mitteln verwahrt sehen, welche die Mechanik der Zeit ihren Insassen an die Hand gab. Was man auch immer über die kriegerischen Gelüste unserer Tage aussagen mag, die Wegräumung all dieses bestialischen Zeuges von den Straßen gibt immerhin ein vollwichtiges Zeugniß für sanftere Sitten. Die Rohheit nimmt ab und wir dürfen nicht zweifeln, daß eines Tages auch in die runden Thürme und bedeckten Gänge von Kufstein die helle Sonne hineinscheint, wenn es nicht gelingt, das Mauerwerk zu verständigeren Zwecken auszunützen. Man bemerkt deutlich die Zirkel, welche sich mit dem erweiterten Bewußtsein der Menschen erweitern: erst hatte jedes Gericht seine Schlagbäume, Zollschranken, Blockhäuser und ähnliche Plage-Anstalten, späterhin verschwanden viele derselben sogar von den Landesgränzen und heute sieht man sie nur mehr stellenweise an den Confinien großer Reiche. Sie werden weiter und weiter gezogen werden, bis sie endlich verschwinden und mit der Peripherie der Erdoberfläche zusammen fallen. —

Ueber das Dorf Walchsee ist wenig zu berichten. Es sieht eben aus wie die Dörfer in den Seitenästen des Unterinnthales alle aussehen — steinerne Häuser mit Altanen und vorspringendem Dach, oft mit bunten Fresken verziert. In solcher Malerei kann sich kein Haus des Dorfes mit dem Schopferwirthshaus vergleichen, welches ganz von Figuren

bedeckt ist, deren Ausführung eine geschickte Hand verräth. Doch wird Niemand seine Herberge nach der künstlerischen Außenseite wählen, sondern lieber beim Fischerwirth zukehren, neben dessen Thor Wornik eine Fichte angemalt hat, auf deren Zweigen Vögel sitzen. Auch dieses Haus wird in die Lobsprüche mit einbegriffen, welche die Reisenden seinesgleichen so oft im untern Innthal spenden. Besonders die Nachbarn von jenseits der Grenze sind es, welche gerne herüberkommen, um Wildpret oder Fische zu verzehren oder auch Wochenlang das Haus zu ihrem Standorte machen, um eine Sommerfrische am Fuße des Kaiser zu genießen. Hieran thun sie ohne Zweifel besser, als wenn sie beim schalen Bier und den unfeinen Leuten der baierischen Schenken bleiben, welche noch dazu in den Sommer- und Herbst-Monaten von Münchenern überfüllt sind, deren Hauptbeschäftigung die haarfeine Ausarbeitung ihres Stadtklatsches oder gar die Jämmerlichkeit mittelstaatlicher Kannegießerei sind. Wie aller Thorheit in der Welt mehr oder minder eine Lichtseite zugeschrieben werden muß, so haben auch die Schlagbäume an der baierischen „Landesgrenze" die ihrige und zwar keine geringe. Der Baier, vorzugsweise Münchener, bleibt mit Kind und Kegel im engeren Vaterland, wenn er stadtmüde geworden ist. Auf diese Weise bekommt man an den Gränzen und weiter drinnen im Lande Tirol meist nur Zugvögel zu sehen, welche nichts verderben. Vielen werden diese Bemerkungen nicht einleuchten. Ich wünsche ihnen, um mich zu rechtfertigen, keineswegs, daß sie den Standort ihrer Sommerfreuden einmal mit Table d'Hôte und Familien-Einquartirung ausgestattet sehen mögen.

Die vorzüglichsten Spaziergänge, welche von Walchsee aus gemacht werden können, gelten dem ausgedehnten Kaiser-

gebirge, seinen Hochflächen und weitschauenden Spitzen. Besonders die Hochalm sollte bestiegen werden, von welcher man zur Klamm des Kaiserbaches ober Sparchen gelangt. Nicht mindere Beachtung verdienen auch die Berghöhen im Norden, der Brennkopf und das Lochner Horn, aus verschiedenen Kalkschichten zusammengesetzt. Schon in sehr geringer Höhe erblickt man von ihnen aus den zersägten Kamm des Vorderen Kaiser, bald taucht auch der Loferer Steinberg auf und schon bei der ersten Alphütte, einer gar sauberen Behausung, erblickt man den schillernden Zug der Pinzgauer Tauern, ungeheueren Quarzkrystallen vergleichbar.

Schreitet man hernach noch weiter, den Höhenrücken entlang, gegen Norden fort, so erscheint ein Theil der blauen Ebene. Besteigt man die Spitze des Wechsel, welchen die Baiern Geigelstein nennen, so schaut man außer der genannten vollständigen Rundsicht auch noch in die tiefe Schlucht der großen Ache in der Richtung gegen Schleching und Wessen hinab und neben den Zinken der nördlichsten Alpenspitzen erscheint ein Theil des Chiemsee's, des baierischen Meeres, ein grüner Fleck in dem unendlichen blauen Meere des weithin verdämmernden Flachlandes. Im Legföhrengestrüpp auf der Spitze des Wechsel steht ein rother Kasten mit allerlei Heiligenbildern, zu welchen die Bauern gerne wallfahren. Auch haben Freunde der schönen Rundsicht des Gipfels ein Fremdenbuch hineingestiftet, auf dessen feuchten Seiten sich der Wanderer durch ruhmvolle Einzeichnung seines Namens für die überstandenen Mühen belohnen mag.

Es gibt von Walchsee mehrere Wege, um den Wechsel zu erreichen. Einer derselben führt nahe an der Kuppe des bescheideneren Lochner Horn vorüber, welches an und für sich wohl auch einen Vormittags- oder Abendspaziergang lohnt.

Der Steig, auf welchem man zu diesem emporklimmt, ist durch einen großen Birnbaum kenntlich, welcher mitten auf der unteren, sonst abgeholzten Bergleite steht und schon wenige Schritte vom Fischerwirthshaus gesehen wird. Von diesem steigt man zur linken Hand in der felsigen Schlucht des Baumgartenbaches aufwärts, welcher in vielen Stürzen thalabwärts schäumt. Auf der unbewaldeten Höhe wird sodann der Weg über die Jochrücken hin leicht erkannt.

Wie es möglich ist, von Primau aus hinter einem bewaldeten Kofel nach Walchsee zu gehen und die Straße jenseits desselben im Süden zu lassen, so vermag man auch von Walchsee nach Kössen nördlich um den Hausberg über eine niedrige Wasserscheide steigend die Fahrstraße zu umklettern. Doch möchte ich Niemanden zu diesem Gange rathen. Wenn auch Seitenwege gar oft mehr des Eigenthümlichen bieten, als die bequeme Straße in der breiteren Sohle, so kommt es doch mitunter vor, daß sich auf dieser die Rundschau bunter, größer zusammensetzt. So ist es hier mit der Kössener Straße.

Die östlichsten Häuser des Dorfes Walchsee stehen hart am grasigen Ufer des Sees, der mitunter mit einer Bucht bis in die Schattenkegel der Obstbäume hereingreift. Solche Häuser sind Bilder des Friedens. Die Lichter, welche vom See auf den Rasen mit seinen Bleichtüchern um die Stämme der Kirschbäume herspielen, der blaue Rauch, welcher aus niedriger Thür über das Wasser hinzieht, die Feuerlilie in den kleinen Gärten, die Kinder, welche auf dem einen und anderen Brette spielen, das in den See hinausragt und den Fischen zuschauen, die sich einem einsickernden Wässerlein entgegen drängen, die bunten Lappen der ärmlichen Kleider, welche auf dem alten Zaune trocknen, und über dem und

unter dem Allen das graue, unbewegliche Felsgebirge in der Luft und im Spiegel des Walchsee's: in diesen Dingen liegt tiefer Friede und doch seltsame Bewegung. Ein wie unvergleichliches Land müßte Tirol sein, wenn viele seiner Thalbecken mit solchen Wassern angegossen wären und die hohe Landschaft häufig ihr lebendiges Gegenbild fände.

Wenige Schritte außerhalb des Filsenwirthshauses ist neben der Straße am Fuße des Geröllberges, auf welchem nur Gaisen umherklettern, ein Spalt in der Erde zu sehen, welchen die Bauern das Wetterloch nennen. Aus dem Kalkgeklüft soll es lau wehen, wenn Regen droht, kalt, wenn der Himmel unumwölkt bleibt. Die meisten aber werden sich wenig um diese Höhlung kümmern, sondern lieber nach den Zacken des wilden Kaiser sehen, die nun unvermuthet auf einmal über den südlichen Waldhängen zum Vorschein kommen.

Ein wilderes Ansehen erhält die Landschaft um die Straße dort, wo sich diese gegen die Brücke des Weissenbaches absenkt; im Thale Wald, am Gesichtskreis näher gerückte Felsen, am Waldsaum die Hütte, in welcher die Wegmacher sich ihr Feuer anzünden, der plätschernde Brunnen mit Unglückstafeln im Fichtenschatten und der flaschengrüne Bach, sich an den Felsen zersplitternd, wie zerstampftes Glas.

In dem Walde, welcher nun bis nahe an Kapell hin die Straße begleitet, steht eine einfache Säule, ein beredtes Erinnerungszeichen an die Kämpfe, welche die Erhebung Tirols begleiteten. Eine ansehnliche Zahl eingedrungener Baiern liegt unter ihr begraben, also auch ein „Fackengruebel", wie in der Nähe von Prutz. Auch aus dem Jahre 1703 wird von Metzeleien gesprochen, welche hier stattgefunden haben. Jetzt ist es ein friedliches Bräuhaus, unter dessen Thorbogen die Straße hindurchführt, dann geht sie weiter über das

klare Wasser des Baches, der aus dem Kohlenthale kommt, an einer knarrenden Sägmühle vorüber und erreicht die baumlose Schotter-Mulde von Kössen, nachdem sie noch die eilige große Ache übersetzt hat.

Für denjenigen, der nicht schon etwa eine Viertelstunde außer Walchsee links die Hügel hinangestiegen ist und sich durch die Ahorngruppen, an schweigenden Häusern und über verlassene Wiesenpfade hin ober Kapell Kössen genähert hat, empfiehlt sich statt des rechtwinkeligen Umweges, der hier der Straße nach über die kurzgrasige versumpfte Aue hinführt, ein kleiner Steig, der hinter Kapell gerade nördlich in die Erlenbüsche hinein leitet. Hier ist Schatten und kühlender Hauch der Altwasser, durch welche der Thongrund bläulich emporschaut. Ueber die große Ache selbst gelangt man, nicht wie oben auf einer ansehnlichen Brücke, sondern auf einem schmalen Steg, dessen Anblick in Furchtsamen Bedenken erregen kann. Von diesem Stege aus bietet Kössen hinter Weiden und Erlen, die Spitzen des Gestrüppes nur mit Hausdächern und dem Thurme überragend, einen Anblick, der gar sehr verschieden ist von dem Auftauchen der zerstreuten Häuser am hintersten Rand der ebenen Au ohne Strauch und Baum, wie der Ort erscheint, wenn man sich ihm auf der Straße nähert. —

In Kössen verfügt sich der Wanderer sofort nach dem Stadler'schen Gasthaus, wo ihm eine mit Fenstern versehene „Terrasse" Gelegenheit gibt, das zerrissene Joch des Kaiser, die weite Thalmulde — ohne Zweifel ein früheres Seebecken — bei Oesterreicher oder Tiroler Wein zu betrachten. Hier kann sich nichts mit dem sonnigen Mittag vergleichen, wenn die Wand des Kaiser in der heißen Luft lasurblau dasteht und nur manchmal eine gelbrothe Wolke,

die der hohe Südwind heraufbringt, einen vorüberwandelnden Schatten auf die flachen Auen wirft. In der Klarheit, Bläue und im Anblick der krystallenen, fast zitternden Luft, möchte sich freilich der Beschauer fast von Beklemmung ergriffen finden, wenn nicht der Blick immer wieder auf den Schnee fiele, der hoch oben auf den rauhen Felsen glitzert und ihm in den träumerischen Sommermittag herab Kunde gibt von dem frischen Treiben der Lüfte dort droben Doch dünken die Hörner den Thalbewohnern nicht so hoch, daß sie es verabsäumten, in der bösen Zeit der Rauchnächte, welche in die Zeit von Weihnachten bis zum Feste der heiligen drei Könige fallen, dort oben ihre Feuer anzuzünden. In der That vergehen jene Nächte selten, ohne daß man es dort leuchten gesehen hätte — die entgegengesetzte Erscheinung der Sonnwendfeuer, weil diese das abnehmende, jene das erstarkende Licht bedeuten.

Ziemlich deutlich sieht man auch von hier aus in die Einbuchtungen der Thäler, welche im Südosten von der großen Ache und gerade gegen Süden von der Kohlalpe gebildet werden.

Beide werden die Mühe des Wanderers, der sie abgehen wollte, nicht belohnen. Es sind enge waldige Schluchten, von wenig steilen Hängen begrenzt, zwischen denen das Wasser gegen Norden rinnt. Doch würde sich, falls eine Wahl getroffen werden müßte, immerhin noch das Kohlenthal besser empfehlen. Denn der gewaltige Kaiser, dessen Zug sich schon bei Kössen so gestaltet hat, daß man in nichts mehr an einem Zusammenhange mit den Wänden erinnert wird, welche vom Innthal oder Walchsee aus zu sehen sind, erscheint hier gar völlig anders und erinnert in seinen Formen nicht wenig an die aus dem nämlichen Gestein aufgebauten Dolomite des Ampezzanerthales. Freilich besteht aber auch hierin der ganze

Vorzug, welcher diesem Thale vor dem der großen Ache zuerkannt werden muß. Auch die größere Einsamkeit desselben wird manchen locken. Wald und der graue Kaiser — aus diesen beiden einzigen Erscheinungen besteht die Landschaft. Nur selten werden die Zäune links und rechts des Weges von armseligen Häusern unterbrochen, deren eine Gruppe den Namen Schwend führt. Hie und da auch zeigt sich das weiße Geröll des Baches, welcher in Bogen um irgend einen Bühel fließt, die düstere Färbung des Waldthales. Am einsamsten ist dieses und am meisten auffallend von der steilsten Erhebung des Kaiser überragt bei einer rundlichen Mulde, an deren Südrand eine Schenke liegt, welche den seltsamen Namen zum „Tod" führt. Hinter dem Tod steigt der Weg wieder durch Laubwald hinan, so daß Erpfendorf, welches bei der nun sichtbar werdenden Mündung des engeren Thales der großen Ache liegt, in ansehnlicher Tiefe erscheint. Zuletzt folgt der Weg dann dem Rande dieses letzteren Flusses selbst und mit den rundlichen Kuppen der älteren Kalkschichten zur Linken und Rechten und den grünen Schieferbergen im Süden beginnt, in dem Becken von St. Johann, eine Landschaft von völlig verschiedenem und noch weit mehr einförmigen Aussehen.

Der Wanderer, welcher den Anschwemmseln der Ache entlang nach Kitzbühl hinauf geht, welches in der Schiefermulde mitten inne liegt, wird denselben Anblick bis dahin und noch darüber hinaus fortgesetzt um sich haben. Wir aber werden diese Landschaft noch auf einem anderen Wege von Wörgl aus erreichen und bei jener Gelegenheit einiges Weitere darüber bemerken. Kehren wir nunmehr in die Kufsteiner Gegend zurück.

Man wird, wenn man in der Nähe von Kufstein umherspaziert, den Bergkegel, auf welchem seine Festung steht,

nicht leicht aus dem Gesicht verlieren. Diese Festung wird zwar in den Büchern Geroldseck genannt, aber es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß ihr Felsen der Taufe des Städtchens zum Pathen gestanden hat. Das Volk sagt: Kupfstein, Kopfstain. Das erste Glied dieser Zusammensetzung bedeutet in ganz Tirol eine Bergkuppe, wofür sich mehr als hundert Beispiele anführen ließen. Ueber diese Mauern selbst zu sprechen, will ich in diesem Buche unterlassen. Es genüge zu sagen, daß sie viele Jahrzehnte hindurch als Gefängniß für sogenannte Hochverräther dienten. Ein Kufsteiner Bürger erzählte mir vor Zeiten, daß er sich an eine schwarz gekleidete Frau erinnere, welche mit einem Knaben an der Hand jeden Abend auf der Straße nach Kiefersfelden auf und ab ging und unverwandt nach den vergitterten Maueröffnungen blickte. Sie sprach polnisch mit dem Kinde. Es dauerte Jahre lang, bis sie aus der Gegend verschwand.

Von diesen Unglücklichen habe ich selbst nichts mehr gesehen. Wohl aber erinnere ich mich in den Gassen Kufsteins hundert Mal die Photographie eines späteren Gefangenen gesehen zu haben, eines ungarischen Räubers und Mörders mit harten, barbarischen Gesichtszügen. Dieses Interesse ist des deutschen Philisters würdig. Die Hälfte aller Reisenden bemühte sich, diese Bestie in ihrer Grube zu betrachten. Ich konnte, wenn der Name Rosza Sandor's vor mir genannt wurde, nicht anders als an eine Leihbibliothek meiner Vaterstadt denken, in welcher unter vierzigtausend Nummern sich dreißigtausend Bände Räubergeschichten befanden. Die letzteren standen bei den Einwohnern der Stadt, auch einem Theile der philosophischen Nation, in solcher Gunst, daß sich ihr Aeußeres zu dem der übrigen Bücher verhielt, wie das Hemd eines Sennen zu dem eines Bräutigams am Hochzeitstage.

Noch ergötzlicher wird der Gegensatz, wenn man die Begünstigungen, welche dem edeln Räuber aus der Schaulust unserer Landsleute erwuchsen, mit dem eisernen Zwang vergleicht, unter welchem man seiner Zeit die „Hochverräther" hielt. Die Besucher Kufsteins können übrigens froh sein, daß die Eigenschaft der Festung als Gefängniß aufgehört hat. Denn es gehörte keineswegs zu den angenehmsten Reise-Eindrücken, wenn man sofort beim Eintritte in Oesterreich, im ersten Städtchen Tirols, Menschen im Züchtlings-Gewande begegnete, deren Ketten auf den Gassen klirrten.

Freunde der Landesgeschichte werden durch diese Mauern an manche der unendlichen österreichisch-baierischen Händel erinnert. Eine dieser Geschichten, die zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts spielt, ist Schuld an einer Ballade, die den vielgepriesenen Anastasius Grün zum Verfasser hat. Da Viele an den Schlächtereien, welche die Lokalgeschichte jener Zeit zusammen setzen, so wenig Vergnügen finden, als an den Romanzen und Balladen, mit welchen sie noch heute angesungen werden, so erinnere ich nur daran, daß Max von Oesterreich, der „Letzte Ritter" mit den Geschützrohren Weckauf und Purlepaus ein großes Loch in die Mauern schießen und den tapferen Befehlshaber und Vertheidiger Pinzenauer köpfen ließ.

Merkwürdiger schon dünken uns die Streiche, mittelst welcher im Kampfe von 1809 der wackere und kluge Speckbacher sich in den Besitz des Forts vergeblich einzuschmuggeln trachtete. Doch liegt das Alles dem Zweck meiner Darstellungen fern und wird ebenso leicht in Geschichtsbüchern aufgefunden, als ich es aus ihnen hätte abschreiben können.

Wenn nun schon von der alten Zwingburg und ihrem Mauerwerk, an welches immerhin der Reiz mancher Erin-

nerung angeknüpft werden könnte, so wenig gesagt wird, so läßt sich wohl begreifen, daß auch über die runden Thürme und bedeckten Gänge, mit welchen man in den jüngsten Tagen das andere Innufer befestigt hat, noch weniger Kunde beigebracht werden kann. Sachverständige behaupten, diese Werke hätten, weil sie wegen Geldmangels unvollendet bleiben mußten, nur den Werth einer kostspieligen Ruine. Man spricht von einer Million, welche für diese Uebung im Festungsbauen aufgewendet worden sein soll. Wer nicht von der Theilnahme gerührt wird, die Manche für derlei Handwerk empfinden, wird es immerhin beklagen, daß man an der Grenzmarke zweier deutscher Länder von gleichem Volksstamme und gleichen Sitten verschwenderisch solches Gerümpel aufgethürmt hat.

Ein Denkmal anderer, gerade entgegengesetzter Art befindet sich auf dem Kirchhofe. Hier liegt ein Mann begraben, dessen ganzes Trachten darauf hinzielte, das zu vereinigen, was die Andern, durch die verschiedenartig gefärbten Uniformen ihrer Soldaten, ihrer Zollwächter, durch ihre Wappenthiere, durch ihre Bastionen und Thürme, auseinander halten wollen. Es gibt keinen besseren Ort für ein Denkmal, auf welchem der Name: Friedrich List eingegraben ist, als einen Punkt an der Gränze von Deutschland und dem deutschen Oesterreich. Ein Mann, der in seinem Geiste das Netz der deutschen Schienenwege entwarf, welcher es versuchte, durch die Anbahnung eines massenhaften Verkehres die Menschen eines Volksstammes einander zu nähern und ihnen zu helfen, daß sie sich und die Bedingungen ihres Wohlergehens begreifen lernten; ein Mann, welcher voraus sah, daß durch solche Unternehmungen die Grundlagen des Feudalwesens, welches in der Form von deutschen Sonderstaaten fortbesteht, zerstört würden, muß an diesem Orte noch durch seinen

Grabstein Zeugniß und Mahnung verlauten lassen. Wohl dringt jetzt in sein Grab der Laut von schrillenden Erzbecken auf dem Dampfwagen, aber auch dieser saust noch immer an einem Schlagbaum vorbei. Es ist freilich keine gräfliche Ballade auf dem Hügel niedergelegt worden, unter welchem er schläft. Aber ein ehrenwerther Tiroler Dichter hat dem Kämpfer einen Nachruf geweiht, in welchem die schönen Worte stehen:

Es schlug nach Dir das todterfüllte Eisen,
Und Deines Herzens warme Fluthen sprangen,
Dies letzte Stück an Deutschland anzuschweißen.

So sagt Vinzenz von Ehrhart. Um es zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß sich der arme List vor zweiundzwanzig Jahren aus Verzweiflung über die Unbeweglichkeit unserer Zustände dort am Saume des grünen Waldes erschossen hat. Vielleicht würde er heute, wenn er aus dem Grabe erstünde und dort unten im Thale die Dampfsäule erblickte, frohlocken. Wer weiß aber, ob er nach einer Weile sich nicht gern wieder zur Ruhe legte, wenn er unter den Menschen umherginge und den Riesenwall von Thorheit gewahr würde, welcher das hüben und drüben, von den runden Thürmen der Gewohnheit und Gedankenlosigkeit gedeckt, vielleicht kräftiger auseinander hält, als die Insignien der Zöllner?

Der schönen Wege gibt es von Kufstein aus gar viele. Wir werden in den nächsten Zeilen uns die besten von ihnen heraussuchen und sie zusammen betrachten. Vier schöne Alpenseen liegen an und auf dem Gebirge, zu denen wir wegen Ueberfüllung des Stoffes im Buche nicht ohne Unterscheidung wandeln können: der Hechtsee, der Hintersteinersee, der Thiersee und der See von Maria Stein. Der belohnendste Weg aber von allen führt an dem Wasserfall von Sparchen in die Wände hinter dem

Kaiser hinein und über die Hochalpe nach Walchsee hinüber. Dort erblickt man den Kalk in großen Bildungen und erfreut sich an dem vielgestaltigen Wasser und Grün.

In der Stadt selbst gibt man sich schöner Beschaulichkeit auf der Terasse hin, welche Auracher zu seinem Biergarten benützt. An den Felsen unter ihr zieht der Inn hin stolz und fessellos Er kennt keine Hindernisse in seinem unwandelbaren Fluthen. Die Lichter und die Wolken auf den Bergen wechseln, die Bäume neigen sich und rauschen oder stehen still — er aber gleicht der Zeit selbst und ihrem Gehen.

Auch an den blumigen Angern hinter der Citadelle sind schöne Gänge. Ich erinnere mich von einer solchen kleinen Wanderung des Anblickes einer Vagabunden-Familie, der mir manche Belehrung einbrachte.

Der Karren, welcher da im Gebüsch an der Felswand steht, die das Castell trägt, bezeichnet eine Spezialität Tirols.

Man betrachte sich den Mann mit dem hageren, grauen Gesichte, das verwitterte Weib in den kothigen Männerstiefeln, den bösen Hund, den Vogelkäfig am Karren, in welchem ein Kreuzschnabel sitzt, die Oeffnung im zwilchenen Dach, aus welcher einige Kinderköpfe hervorschauen, die Besen, welche die Fracht und das Unterpolster bilden! Wo kommt das Alles her? Was treiben diese Leute?

Im oberen Vintschgau, auf der Malser Haide, im oberen Innthal ist die Armuth groß. Ehrlich und wacker kämpft der größte Theil der dortigen Bevölkerung gegen die Ungunst des Bodens — aber all ihre Rechtschaffenheit und ihr Fleiß vermögen Nichts. Versiegen endlich alle Quellen, so versuchen es die Aermsten mit einem Hausirhandel, wobei sie Wetzsteine, Töpferwaaren, Wetz- und Feuersteine, Obst oder

auch Besen, wie hier zum Verkauf bringen. Die meisten von ihnen — das darf man wohl ohne Uebertreibung sagen — suchen auch unter solchem Elend sich ordentlich durchzuschlagen. Aber dieses redliche Elend ist für uns nicht interessant. Wir wenden uns daher zu denjenigen unter den Dörchern — so heißen die herumziehenden Karrner im Volksmunde, wahrscheinlich von einem Theil derselben, den Theriak-Verkäufern —, welche mehr oder minder unter die ebenbürtigen Nachkommen der Ruffianer, Sophoier und anderer Landstreicherbanden gehören, gegen welche schon vor Jahrhunderten Landesverordnungen erlassen wurden in der „fürstlichen Grafschaft Tirol."

Der hochverdiente Gelehrte Pater Schöpf, dessen Tirolischem Idiotikon ich die angeführte Ableitung des Wortes „Dörcher" verdanke, fügt einen Klosterwitz hinzu, der die wichtigsten Etappen des Dörcherlebens an palästinensische Ortsnamen anknüpft Er sagt, das heißt, citirt: „Wir werden geboren in Hai, kleiden uns in Joppe, leben in Bethel und sterben in Galgal." In dieser Uebertreibung steckt Wahrheit. Nur verwickelt sich die Aufgabe, wenn es sich um die Beschreibung des „Lebens" handelt. Man wird sehen, daß — ich habe immer diese Minorität vor Augen — die Thätigkeit des Bettelns von anderen Einflüßen nicht unberührt bleibt.

Vor Jahren geschah es, wie in älteren Büchern zu lesen steht, öfter daß heiratslustige Paare dieser Sippe, welchen ihre Gemeinden die Bewilligung zur Ehe versagten, sich in der Gestalt von Wallfahrern nach Rom durchbettelten, wo sie für einige Silberzwanziger den Segen der Kirche erhielten. Bei ihrer Rückkehr wurden sie dann wegen solch unregelmäßigen Vorgehens mit einigen Wochen Gefängniß bestraft. Indessen

war Tirol immer ein viel zu kirchlich gesinntes Land, als daß es hätte versucht werden können, die Gültigkeit des Sakramentes anzufechten. Die in solcher Weise hintergangenen Gemeinden rafften dann einige Gulden zusammen und kauften den Ehegatten ein Wägelchen und Geschirre von Thon, mit welchen sie Handel treiben sollten. Die Gegenleistung für diese Gunst bestand darin, daß sie sich feierlich und durch Handgelübde verbindlich machen mußten, sich nie mehr in ihrer Heimath sehen zu lassen. Das Einsperren hat nun aufgehört, auch die in Rom geschlossenen Heiraten vermindern sich von Tag zu Tag, aber der Wunsch der Gemeinden, sich jene Familien, welche an Ort und Stelle keinen Erwerb finden können, vom Halse zu schaffen, ist derselbe geblieben.

Wenn man sich im Dorfe Starkenbach oder noch mehr in Schönwies, welche beide Ansiedelungen etwa eine Stunde unter Landeck am Inn liegen, umschaut, so bemerkt man mehrere schmutzige Hütten mit erblindeten oder zerbrochenen Fensterscheiben, verwitterter Thür und zerfallenem Dach, vor welcher solche Karren stehen, wie derjenige, den dieser Mann neben seinem Pferde hiehergezogen hat. Von dort geht eine große Anzahl der Dörcher aus, welche auf den Landstraßen Tirols zu sehen sind. Auch das Dorf Schmelz, nahe an der Wormser-Jochstraße gelegen, ist eine Brutstätte dieser Menschen, welche kein Obdach haben, als die schmutzige Leinwand, mit der ihr Wägelchen überspannt ist, keine Lagerstätte als den Erdboden oder die Lumpen, mit welchen sie den Wagen auspolstern und auf welchen sie, in Knäueln zusammengeballt, schlafen, keine anderen Freunde als die Hunde, mit welchen sie Handel treiben.

Werfen wir uns dagegen die Frage auf, welche Landstriche vorzüglich von ihnen besucht werden, so finden wir,

daß die wohlhabendsten Thäler von Tirol, Etschland und Pusterthal am meisten von ihnen zu erzählen wissen. Gegenden, in welchen es wenig „gute“ Bauern gibt, werden von ihnen gemieden. Ein ziemlich sicheres Mittel, sie fern zu halten, ist auch die Erfindung, welche in neuester Zeit einige Gemeinden, besonders im Oetzthale, gemacht haben. Dieselben besolden irgend einen wackeren, verabschiedeten Kaiserjäger, rüsten ihn mit Stutzen und Haubajonett aus und übertragen ihm die Pflicht, Bettler und Dörcher von ihren Ansiedelungen fern zu halten. Andere Hochthäler werden acht Monate des Jahres durch den Schnee vertheidigt. Gar manche Ortschaft in wohlhabenderen Thälern ist ihnen dagegen Jahr aus Jahr ein preisgegeben und muß ihre Anforderungen, deren Summe einer bedeutenden indirekten Steuer gleichkommt, rettungslos über sich ergehen lassen.

Wenn man nun einen Dörcher fragt, warum er gerade auf diese so unbequeme und ermüdende Weise sein Leben zu fristen versuche, so erwiedert er, daß er an der „Rauharbeit“ (so nennt er jede Art Arbeit) keinen Gefallen finde, sondern daß ihm das Herumziehen die größte „Freud“ mache.

Aso hob mar d'Leut krod für Norrn,
Und löb'n frei lustig, frisch au,
Dar Spitzala laaft nöbmann Korrn,
Dar Krumbschnobl hongt hint'n drau.
Dar Korrn dear ist ünsar Hütt'n,
Unsar Vich ist dar Vogel und Hund,
Mar bleib'n bon sind'n und bitt'n,
Jo olli wiad Höcht'n so gsund.

Von solchen Freuden will nun der freilich wenig einsehen, der einen solchen Karren begegnet, an welchem der Mann und das Weib angespannt sich in der Sonnenhitze

keuchend dahinschleppen oder gesehen hat, wie die Kinder unter der Traufe ächzen, welche bei strömenden Regen in den Wagen hineinsprüht. Auch wird Niemand etwas Lustiges daran finden, vor den Thoren einer Stadt klägliche Mienen gegenüber den Leuten zu machen, welche die Karren nicht in der Nähe ihrer Häuser dulden wollen, während die Kinder, unbekümmert um die Trübsal der Aeltern, sich einige Schritte davon entfernt im fußhohen Straßenstaub umherwälzen. Auch das Abrichten der Kinder, daß sie lernen, wie man einen Hund mit der Schlinge, Hühner mit der Angel, Fische mit der Hand fängt, und an welchen Kennzeichen man denjenigen, welcher etwas herschenkt, von dem mürrischen Geizhals unterscheidet, ist keine so geringe, wenn man die Vollkommenheit in Anschlag bringt, welche von denselben erreicht werden muß.

Die gemeinschaftliche Geburtsstätte der Kinder stellt der Karren dar. Der Gemeinden aber, deren Angehörige sie sich zu sein rühmen, sind eben so viele, als wir da Köpfe vor uns sehen. Zu welchem Orte das Gebüsch gehört, in dessen Schatten der Wagen stand, als der eine und andere das Licht dieser Welt erblickte, dessen Bürger ist der Neugeborne. So will es das Gesetz, nicht etwa um Streitigkeiten über die Ehre zu verhindern, welche die Vertretungen jener Orte mit einander beginnen könnten, sondern um dem Kaiser seinen Rekruten zu sichern, wenn der Sprößling ein männlicher ist. Unter anderen Bräuchen, welche die Dörcher mit den Zigeunern gemein haben, bezieht sich einer auf die Behandlung der Kinder und fällt Vorübergehenden besonders auf. Mütter säugen ihre Kinder gar oft bis in deren sechstes und achtes Jahr und es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, einen Buben die Tabakspfeife seines Vaters weglegen zu sehen, um an der Brust der Mutter zu trinken.

Das Costüm der Dörcher ist in der Regel ein mannigfaltiges. Die Buben haben oft eine abgegriffene Soldatenmütze als Kopfbedeckung und manchmal Hosen, welche aus dem Fell eines Hundes verfertigt sind. Solche ziehen ihren Trägern stets eine gewiße Aufmerksamkeit von Seiten aller Hunde zu. Bezüglich der weiblichen Gewänder kann nur gesagt werden, daß sie aus verschiedenen Thälern zwischen Drau und Rhein zusammengebettelt worden sind, und wenn sie neu wären, gewißermaßen eine Musterkarte von Trachten darstellen würden. Die Mutter trägt ein Kopftuch, welches aus Oberösterreich stammt, die ältere Tochter einen Zillerthaler Hut, das neben ihr kauernde Mädchen einen Hut von jenem Zuschnitt, wie er in manchen Thälern des Salzburgischen Hochgebirges getragen wird, während das Mädchen, welches mit dem Kinde auf seinem Schoße spielt, nach der Weise der Dirnen im Etschlande seinen Kopf bloß trägt.

Der Geschirrhandel ist dem Dörcher das, was so vielen slavischen Spielleuten ihr Musikinstrument — ein Vorwand zu ungescheutem Bettel. Es ist fast unmöglich, auf dem Wege dieses Handels einige Kreuzer zu verdienen. Die Knauserei und Feilschsucht der Bauern, sowie die Zerbrechlichkeit der Waare verschlingen den kärglichen Gewinn, der vielleicht einmal bei einer ausnahmsweis günstigen Gelegenheit erwachsen ist.

Wenn es der Patriarch des Stammes zu einem Pferd oder Esel gebracht hat, so ist es erlaubt, an einen Glücksfall besonderer Art zu denken. Vielleicht hat diese Familie beim „Kaudern" (Hausiren) mit Schleifsteinen u. s. w. einige Wochen lang gute Kunden gehabt — vielleicht gelang es ihr, irgendwo einen Hund von auffallender Schönheit zu stehlen und dafür einen Liebhaber zu finden. Vielleicht lag

auch das Glück in Form einer verlorenen Geldsumme auf der Straße. Ich erinnere mich, vor einiger Zeit von einem solchen Falle erzählen gehört zu haben, welcher in der Nähe von Meran vorkam. Die mitgenommene Tasche mit Banknoten hätte den Dörchern ohne Zweifel viele Annehmlichkeiten bereitet, wenn sie in ihrem Jubel nicht so voreilig gewesen wären, einen prächtigen Rappen zu kaufen und ihn vor ihren Karren zu spannen. Das Auge des Gesetzes erstaunte über solche Eitelkeit und die verantwortlichen Mitglieder ernteten keine andere Wohlthat von dem verhängnißvollen Augenzwinkern der Fortuna, als daß sie mehrere Jahre hindurch aller Fürsorge für den Karren enthoben wurden.

Es wird überhaupt manchen Dörcherfamilien — die ehrlichen armen Teufel zu verläumden sei weit von mir — nachgesagt, daß sie es mit dem „Finden" weniger genau nehmen, als es vom Strafgesetzbuche gewünscht wird. Die Gelegenheit dazu bietet sich in Häusern. Es kommt nämlich manchmal vor, daß im Winter oder bei besonders schlechtem und kaltem Wetter ihnen das Glück beschieden wird, nicht in einer Scheune, sondern in der Stube des Bauernhauses selbst übernachten zu dürfen. Diese vorzügliche Gastfreundschaft sollen sie, wie die Verläumdung behauptet, durch eine eigenthümliche Gymnastik belohnen.

Man sagt nämlich, daß jedes der männlichen Mitglieder, ehe es sich am Abend auf die ihm zugewiesene Bank niederlegt, drei Kopfbewegungen eigenthümlicher Art mache, welche mit dem Ausziehen einiger entbehrlichen Kleidungsstücke zusammenhängen. Nimmt er den Lumpen ab, welcher ihm als Halstuch dient, so streckt er den Kopf in die Höhe. Löst er den beengenden Riemen oder Strick, welcher seine Beinkleider zusammenhält, so muß er gerade vor sich hinschauen. Zieht

er seine nassen Schuhe aus, so muß sein Blick über den Boden hingleiten. Es ist einleuchtend, daß bei dieser aufeinander folgenden Drehung der Augenachsen nach oben, nach der Mitte und nach unten dem Dörcher von dem Ziegenfell oder der Wurst, die oben hängen, bis zum Schuhlöffel unter der Ofenbank kein beweglicher Gegenstand entgeht. Ich habe allerdings in manchen Häusern des oberen Innthales von Imst bis Nauders eine Lithographie gefunden, welche zu diesen Uebungen in einem gewissen Zusammenhang zu stehen scheint. Unter ihr befanden sich die Verse:

„Schau, Bub, wie dorten bei
Zwien an dem Galgen hangen,
Und bald du nit das Stehlen laßt,
Kannst selbst dahin gelangen.

Aber der Dörcher wird sich durch diese Warnung nicht belastet fühlen, denn das Lesen steht dem Kreis seiner Kunstfertigkeiten ferne.

Ich frug diese Leute, welche ihr mageres Pferd da in den magern Gräsern am Fuß des Festungsberges weiden ließen, woher sie jetzt kämen. Sie antworteten: Von Niederndorf. Diese Antwort erinnerte mich an einen Winterspaziergang in jener Gegend.

Vor Jahren widmete ich einen prachtvollen Januartag meiner Neugierde zu sehen, wie es hier, so nahe an der Ebene, auf einer Gebirgs-Landstraße ausschauen mag, in der Beleuchtung des tiefen Winters. Ich brach Morgens zu Niederndorf auf, welches drei Stunden Inn abwärts gegen Norden liegt, und brachte den ganzen Tag mit der Zurücklegung dieser kleinen Strecke zu.

Es gibt Wenige, die in diesem Monate wandern, ohne durch ihre Armuth zum Fußgehen gezwungen zu sein. Der

„Eismonat", wie ihn der deutsche Calender nennt, verbietet anständigen Leuten, anders, als pelzumwickelt im Waggon oder Eilwagen den „Himmel zu wechseln".

Die Sterne schauen draußen noch herab, wie in der Mitternacht. Nur die Stimme einer Glocke, welche in der Frostluft schriller klingt, und zur Morgenandacht ruft, deutet an, daß die Menschen erwachen. In der Gaststube, welche ich noch aufsuchte, um einen warmen Trunk zu mir zu nehmen, war beim Schimmer einer so niedrig als möglich herabgeschraubten Steinöl-Lampe Niemand zu sehen, als eine Dirne, welche den Boden von Unrath säuberte und ein schläfriger Fuhrmann, der Gußeisen vom Eisenwerke zu Kiefer drüben nach Kössen brachte. Dieser erholte sich von den Anstrengungen der vergangenen Nachtstunden, während welchen er neben seinen Rossen hergegangen war, bei einem Glase Branntwein.

Den übelriechenden Dünsten, welche noch zäh vom gestrigen Gelage in der Stube brüteten, würde ich so rasch als möglich entronnen sein, auch wenn mich die draußen harrenden Schauspiele nicht gemahnt hätten.

Vor der Thüre wehte jene eisige Luft, die auch an vergleichsweise gelinderen Wintertagen dem Sichtbarwerden der Sonne vorausgeht.

Auf dem Glatteis strampfend nahmen auch die Pferde des Fuhrmanns, vorsorglich durch zottige Decken geschützt, das Frühstück ein, welches ihnen ihr Herr aus dem Habersack in den Trog geschüttet hatte. Die Laterne zeigte, daß die Spitzen ihrer lichtbraunen Winterhaare bereift waren.

Es ist gut, das Fuhrwerk behutsam zu umgehen, um dem Hunde, welcher noch immer Nachtdienst hat, keine Veranlassung zu argwöhnischen Bewegungen zu geben.

Wie das knarrt unter den Schritten und wie es glitzert, wenn aus dem Fenster eines der Häuser Licht auf die Dorfgasse fällt! Und wie seltsam klingt der Gruß der Bauern, von denen zuweilen Einer mit seiner Laterne vorüber kommt, und sein „Guten Morgen!“ in die Finsterniß hineinruft.

Aus der Kirche, deren Thür manchmal ein Eintretender öffnet, dringt Kerzenschein und Orgelklang. Der rasche Blick fällt auf den weißen Engel, der über dem Altare schwebt. Im hellen Hause wird die Brust der Menschen zu unausgesetztem Husten gereizt, welches fast die priesterliche Handlung stört, und aus den Tennen summt der Lärm des Dreschens.

Endlich war ich am Häuschen des Herrn Chirurgus links vor Niederndorf vorbei — auch aus seinem Fenster schien Licht und ich dachte an die prachtvollen Blumenkronen seines Gärtchens — auf der freien Straße, neben welcher die Spitzen der Zäune sich kaum über den Schnee erhoben.

Als der Tag aufdämmerte, bemerkte ich, daß es ein solcher werden würde, für welchen die Tiroler das vorzüglich sinnliche Wort: „glänzende Spiegelkälte“ erfunden haben.

Die erste Gesellschaft, welche ich antraf, als ich die Wegscheide hinter mir hatte, welche vor Sebi hier nach Walchsee, dort nach Kufstein weist, waren die Wegmacher. Sie standen an den Schneemauern und mühten sich ab, das freie Geleise immer breiter zu machen. Ihre Schaufel ergreifen sie mit Vorliebe, wenn eben Jemand vorübergeht — sonst stützen sie wohl die von unförmlichen blauen Handschuhen geschützten Hände unthätig auf die hölzernen Schaufeln und schauen sich stumm an, wie ein Kreis von Krähen, der dort mitten im Schneehohlweg steht.

Lustiger scheinen trotz der Bedrängniß, mit welcher ihnen

Schnee und Kälte drohen, manche Vögel, die in den ersten Sonnenstrahlen von einem Aste zum anderen flattern. Vielleicht ist es nur die Freude über den Wiederanbruch des Tages, welche sie munter macht.

Da flattern Emmerlinge mit gelber Brust, auf der Straße selbst machen sich die Zünfte der Spatzen zu schaffen, während auf einem der kahlen, rothen Weidenäste der Eisvogel nach einer offenen Stelle in dem Bache auslugt, der mit Krusten zugedeckt ist, wie der Walchsee, an dessen Wasserfinsternissen er oben nahe vorüberrauscht.

Eine Winterlandschaft weckt in mir fast immer das Verlangen nach einer Reisegesellschaft, Gedanken, welche mir im Sommer gar fern liegen. Die ungeheuere Lautlosigkeit erdrückt und peinigt. In Naturlauten hat dasselbe Gefühl ein begabter Tiroler Dichter auszudrücken verstanden:

Wönns dußan isch so bloach und weiß,
Und s'Feald so öad und leer,
Di Böm und Stauda düra Reiß,
S'wönns alls ausgstoarba wär.
S'isch mar, aß wär dußd' über s'Land,
A Toadta-Lailach gluckt,
Döß thuat mar almig sö viel and,
Aß maß schiar zähma druckt.

So blieb ich denn oft auf der Straße stehen und wartete auf einen Genossen, gleichviel auf welchen.

Lange Zeit wollte sich nichts zeigen. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als auf den Kaiser hinauf zu schauen und Muthmaßungen über die Schneehaufen dort anzustellen, und wie viele Klafter wohl ihre Tiefe betragen möchte. Endlich erreichte ich einen Fuhrmann, der seinen stillstehenden

Wagen anbrummte, als ob er ihn ausschelten wollte. Er hat, wie er mir erzählt, den Argwohn gefaßt, es möchte ein Theil seiner Fracht des Weines durch die plötzlich eingetretene grimmige Kälte gefroren sein. Nun knallte die Peitsche wieder und er hieb in die Luft hinein, als ob er diese für die Unbilde züchtigen wollte, welche sie seiner Waare und ihm anthut.

Da sind die Schulknaben, welche nun in einem Trupp daher kommen und sich in einer unaufhörlichen Balgerei zu ihrer Morgenlektion ins Dorf fortbewegen, schon andere Bursche. Ihr Mißvergnügen, wenn ihnen überhaupt ein solches in den Sinn kommt, besteht höchstens darin, daß sich in dieser Frostluft der Schnee nicht ballt. Ohne diese Laune des Wetters käme sicherlich Niemand an ihnen vorüber, ohne unter der Flugweite ihrer Wurfgeschoße zu passiren.

Endlich aber holte mich doch ein Paar ein, dessen Aussehen etwas versprach. Es waren zwei Männer in den Jahren, welche man die besten nennt, mit den schlechtesten Kleidern bedeckt. Sie gingen in gekrümmter Haltung, die Hände in den Hosentaschen, als ob ihnen das Schutz gegen die Kälte geboten hätte, in welcher die Körper einschrumpfen. Beide hatten ihre Ohren mit Taschentüchern umwickelt und schritten stumm neben einander her, wie wenn sie fürchteten, die Schutzgeister ihres Branntweinfrühstückes möchten ihnen durch den geöffneten Mund entfliehen.

Wir ließen uns in ein Gespräch ein. Nachdem ich ihnen zunächst auf ihre Fragen über meine „Profession" Bescheid gegeben hatte, eröffneten sie auch ihrerseits die Perspektive, in welcher sich für sie das Treiben auf diesem Erdenrund darstellte.

Der Eine war Hadern- oder Lumpensammler. Aus

seinem Munde erfuhr ich, daß es für sein Geschäft keine günstigere Zeit gibt, als eben diesen germanischen Eismonat. Die Sommer- und Herbstarbeit nützt die Gewänder der Bauern ab, welche von diesen so lange getragen werden, bis sie durch die Kleidergeschenke, welche um den Jahreswechsel herum stattfinden und durch die jetzt allmählig zum Vorschein kommenden ersten Erzeugnisse der winterlichen häuslichen Weber- und Lodenwirker-Anstrengungen völlig überflüßig werden.

Indessen schien selbst diese glänzendste Periode seines Geschäftsbetriebes den Hadernsammler nicht davor zu schützen, daß er selbst in Lumpen gehen mußte. Die ihm jetzt gebotene Aussicht auf ein Glas Wein schien ihm ein glücklicher Zwischenfall seiner unausgesetzten Pilgerfahrt.

Sein Begleiter war ein Musikant, welcher die auf Andeutung des Kalenders entstandene Carnevals-Fröhlichkeit benützte, um sich in dem einen und anderen Bauernwirthshaus mit seiner Clarinette hören zu lassen. Von der Spuren fröhlichen „Spielmannslebens", von welchem die deutschen Lyriker so viel zu erzählen wissen, war an dieser hageren, halb erfrorenen Gestalt wenig zu sehen. Die Honorare der Bauern beschränken sich auf eine geringe Anzahl von Pfennigen oder Kupferkreuzern und die Lehrsätze der Physiologen vom geringen Werthe des Branntweins als Blutbildner fanden da eine exemplarische Bestätigung. Der Tisch der Spatzen, welche an gewissen Abfällen auf der Straße herumhüpfen, ist nicht kärglicher bestellt, als der des freien Spielmanns an solchen Stoffen, welche nach den Sätzen der Ernährungs-Theorie für unsere irdische Hülle unerläßlich sind.

So gingen wir denn miteinander unsere Straße, ohne daß uns etwas Anderes aufstieß, als ein Schlitten, der so

schwer mit Brettern beladen war, daß die kräftigen Rosse in Wolken von dampfendem Schweiße gehüllt daher kamen, welchen ihnen die übermäßige Anstrengung abnöthigte. So ward den Thieren der Vortheil der glatten Bahn wieder durch die größere Last verkümmert, die man ihnen zumuthete.

Dieß waren die Bemerkungen, welche ich als klassisch gebildeter Wanderer mit meinen warmen Beinkleidern und guten Stiefeln an den vorüberziehenden Thieren machte. Meinen Genossen aber, den heiteren Spielmann hinderte der Mangel an idealem Inhalt in seiner Erziehung, an etwas Anderes im Himmel und auf Erden zu denken, als an die Frostbeulen seines Fußes. Die Geschichte dieser Wunden, von welchen er mehr zu erzählen wußte, als von minniglichen Mägdelein, welche in den Gesängen der schwäbischen Dichterschule fahrenden Spielleuten zuwinken, gab uns den Unterhaltungsstoff. Für die Schönheit der Winterlandschaft hatte er wenig Sinn.

Es ist unzart von der Frostluft, daß sie sich zu einer Zeit, in welcher selbst der Telegraphen-Draht neben der Straße seine saubere Hülle von schönen Flocken hat, überall zwischen den dünnen Fäden eines armseligen Mänteleins durchdrängt.

Unter solchen Erwägungen, welche der Spielmann durch Schlottern der Zähne begleitete, gelangte ich mit den Genossen an die Schwelle einer Herberge, welche links von der Straße steht. Die Katze wollte sich auf dem Holzstoß vor der Thüre in der ohnmächtigen Wintersonne erwärmen, wir aber schritten in die dumpfbrütende Stube.

Da hingen von der Decke Schweinsblasen herab und auf rußigen Stangen um den Ofen herum Ziegenfelle, welche trocknen sollten. Feuchte Strümpfe und „Pfosen“ (wollene,

kamaschen-ähnliche Strümpfe) verbreiteten eine übelriechende Schwüle. Auf einem zerrissenen Lederbett neben dem Ofen lag der Hausknecht und die Töne, die er im Schlafe von sich gab, begleiteten zusammenklingend das Schnarren der Spinnräder, an welchen alle anwesende Dirnen und Weiber beschäftigt waren.

Der Blick richtete sich von diesen weg gern wieder auf das Fenster hin. Draußen stand ein Brunnen, der mit Stroh dicht umwickelt war. Hyacinthen, welche man hinter das Vorfenster gestellt hatte, erschlossen jetzt, von dem zunehmenden Lichte gelockt, allmählig die blaue Blüthentraube. Im Moose, welches um die Scherben herum ausgebreitet war, standen unförmliche Männlein, mit seidenen Lappen und Goldflitter behangen, welche die heiligen drei Könige darstellten, die dem Kinde ihre Opfer brachten. Wären wir in acht Tagen hereingekommen, so würden wir eine andere Begebenheit der heiligen Geschichte in dem Wirrsal der grünen Stengel aufgestellt gesehen haben. Aber nur noch wenige Wochen — und Niemand bekümmert sich mehr um die bunten Gestalten zwischen den Frostblumen der Fenster. Denn mit dem Evangelium vom Kindermord und der Flucht nach Aegypten erlischt die Theilnahme an den „Krippen." —

Es wurde wenig gesprochen unter den Spinnerinen. Der Geist der Arbeitsamkeit schien auch ihre Zungen an den Rocken zu binden. Alles bewegte die Hände und selbst die Kellnerin, welche manchen Vorwand zum Feiern hätte, setzte sich, sowie das Verlangen der Gäste befriedigt war, flugs wieder hinter das Rad.

In diesem Hause wird man, wie ich aus Erfahrung wußte, besser aufgehoben, als es der Stube anzusehen ist. Als ich hier einst am Abende mein Bett aufsuchte, war

es mit Holzschindeln gewärmt, die man auf den Herd gelegt hatte.

Doch zurück zu meinen Genossen!

Der Frost des Spielmannes war so weit aufgethaut, daß er anfing, bei seinem Weine Scherze zu machen. Zunächst versuchte er es mit der Kellnerin, deren Schweigsamkeit ihn bald entmuthigte. Meine Bemerkung, daß es jetzt doch verglichen mit seinem vorherigen Zähneklappern weit besser mit ihm bestellt sei, ermunterte ihn zu einem Ausfall gegen den Hadernsammler. Für diesen Mann war es vielleicht kein so großes Mißgeschick, daß er wenig zu Beißen hatte, denn die von der Natur dazu bestellten Werkzeuge fehlten fast sämmtlich.

Darauf bezog sich der Spielmann, als er zu jenem sagte: „Du, Hadernsammler, hast es am jüngsten Tage gut!“ Warum? entgegnete dieser. „Darum, weil Du Dich, wenn es zum Zähneklappern kommt, nicht viel anzustrengen brauchst.“

Dießmal betheiligten sich die Spinnerinen, welche wenig sprachen, aber emsig hörten, durch ein allgemeines Gelächter. Selbst ein anderer anwesender Gast, ein Bilderhändler, sah sich veranlaßt, seine bis jetzt aufrecht erhaltene Würde abzulegen.

Nun bekamen auch wir seine Bilder zu sehen. Es waren Heilige oder die Schlachten von 1866. Die ersteren waren mit demselben Roth und Blau bekleidet, welches auf den letzteren Feuerbrände und Uniformen versinnbildlichte.

Als sie schließlich keinen Käufer lüstern machten, wanderten sie alle wieder in einen großen ledernen Sack, der sie draußen gegen die Feuchtigkeit und den Wärmewechsel der Luft schützte.

Vor unserem Abgange kam die Reihe der Abenteuer an den Spielmann. Es trat ein von Reif gepuderter Gensdarm herein, welcher sich die Zeit seiner Ankunft von der Wirthin in seinem Patrouillen-Büchlein bestätigen ließ. Das Aeußere unseres Spielmannes entsprach nicht jenem Ideal eines Staatsbürgers, welches der Gensdarm im Busen trug. Der Hadernsammler dagegen konnte die allgemeine Bekanntschaft mit seiner Person, welche er durch zahlreiche Reisen in der Gegend errungen hatte, anklagen, wenn man sich nicht mit derselben Theilnahme um seine Aussichten in die nächste Zukunft erkundigte.

Es handelte sich um sogenannte Legitimationen und ähnliche Papiere. Ein in der neueren Literatur Belesener hätte die Zumuthungen des Gensdarmen vielleicht mit den bekannten Citaten: „Wem Gott will eine Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt", oder: „Dem Wandersmann gehört die Welt" zurück gescheucht, unser Künstler aber verlegte sich aufs Bitten. Wir vereinigten, die Wirthin mit inbegriffen, damit unsere Fürbitten. Endlich siegte in dem Gensdarmen die Theilnahme, welche man der Kunst schuldet, und der Besitzer der Clarinette verließ mit uns die Herberge in der Richtung, welche er wünschte, nicht in derjenigen, welche ihm die Laune des Gensdarmen anzuweisen beabsichtigt hatte. Als wir vor der Thüre waren, verständigte er sich zunächst flüsternd mit dem Hadernsammler über die Anzahl der „guten" Bauern, welche im nächsten Dorfe zu finden sein dürften.

Der Schnee knarrte jetzt nicht mehr unter unseren Tritten. Die höher heraufgestiegene Sonne fing an, ihn zu erweichen. Der Rauch der fern liegenden Stadt vermochte nicht, sich in den nebligen Golddust des Mittags zu erheben,

sondern schwebte als lichtblaue Wolkenbank über den noch unsichtbaren Dächern. In dem verästellen Geflecht der Sträucher neben der Straße steckten lockere Schneeballen. Weiße Flocken senkten sich langsam von den Bäumen herab und warfen ihren Schatten, wie den eines niedrig fliegenden Vogels, auf den weißen Weg.

Endlich sah ich den Fluß hinter Erlen und Weiden. Das Treibeis, welches die Wellen mit sich schleppten, knisterte und schlug mit dumpfen Tönen an die Steine und das morsche Holzwerk am Ufer an. Da lauft eine kleine Strecke weit ein Geländer hin. Ein mit Heu beladener Wagen, welcher vor Stunden hier vorüber gefahren sein mochte, hatte vereinzelte Halme streifend an seinem Balken haften gelassen, welche nun, von Frostkrystallen überflogen, als glitzernde Taue herabhingen. Eine Wasser-Ralle, welche aus irgend einem Grund im kalten Innthal zurückgeblieben war, ließ aus dem starren Schilf, worin sie umher huschte, ihr wunderliches Küp! Küp! tönen. —

Während ich so von diesem Geländer in den Strom hinüber sah, machten sich meine Genossen in anderer Weise etwas zu schaffen. Die Straße nimmt an dieser Stelle einen ziemlich geneigten Anstieg. Wegen der gezwungenen Langsamkeit, mit welcher sich also Fuhrwerke hinwärts bewegen, eignet sich der Grund als Standort für Solche, welche die in den Fuhrwerken Befindlichen anbetteln wollen.

Ich hörte nun, wie der Musikus zu dem Hadernsammler sagte: „Da schau, der mit seinem Einspänner hat gar eine Dachsdecke an seinem Pferd!"

Man muß wissen, daß eine Dachsdecke, welche am Brustgeschirr des Pferdes befestigt ist, in vielen Gegenden Tirols als Zeichen hohen Wohlstandes gilt. Die beiden

Freunde versetzten sich also in eine demüthige Stellung, entblößten ihre Häupter und murmelten bei der Annäherung des Wagens. Es gelang ihnen, vom Besitzer der Dachsdecke den Tribut einzuholen.

Bei Gelegenheit der hiebei geschehenen Kopf-Entblößung zeigte es sich, daß die Leiden des Spielmannlebens unserem Musikanten einen Theil seines Haarwuchses kahl abgetrieben haben. Da stieg im Hadernsammler eine Gedankenverknüpfung auf, welche ihm Genugthuung für den gegen ihn losgelassenen zähneklappernden Witz verhieß. „Du, so sprach er nach einer Weile zum Spielmann, wenn Du Dich photographiren läßt, so kostet es nur das halbe Geld.“ „Warum?“ entgegnete der Künstler. „Weil Du die Platte selbst mit bringst,“ entgegnete lachend der Hadernsammler.

Wenn es darüber zwischen den Wandergenossen überhaupt zur Uneinigkeit hätte kommen können, so würde sie durch den Eindruck wieder ausgeglichen worden sein, den ein Bursche auf sie hervorbrachte, der uns langsamen Schrittes entgegen ging.

Dieser trug ein Faß auf dem Rücken, welches nach der Weise eines Tornisters an zwei über die Schultern laufenden Riemen hing. Damit die Riemen weniger einschnitten, hatte er unter ihnen quer durch vor die Brust einen Stock eingeklemmt, welcher die lästigen Bänder etwas abhielt. Eine gemeinsame Witterung des Inhaltes veranlaßte die Beiden, sich beim Träger um das Faß zu erkundigen. In Wirklichkeit war nichts Anderes darin, als Kornbranntwein. Nun klagten sie über das Gefühl, welches sie ergriff, als sie diesen Schatz an sich vorüber wandern sahen. Der vielleicht aufkeimende Hader wurde durch die gemeinsame Ahnung der Seligkeiten weggeschwemmt, welche im Innern dieser Kufe schliefen.

An dem Wassersturz, welcher bei Sparchen aus dem Hinterkaiserthale hervorbricht, blieb ich stehen und schaute mit Verwunderung auf die seltsamen Gestaltungen, welche der Winter an den herabdrängenden Wassern aufgebaut hatte. Meine beiden Genossen, welche daran kein Vergnügen fanden, verließen mich hier, um im nächsten Dorfe vor dem Einbrechen der Dunkelheit noch ihren Berufspflichten nachzugehen.

Da, wo die Schlucht des Gebirges sich öffnet, schwebte eine Wolke über dem Wasser. Auch von dem Schaum, den es beim Aufschlagen auf dem untersten Boden quirlte, stieg dichter Dunst auf, und auf die Brücke duftete es her, wie Abendnebel im November. Die gepeitschten Wellen, welche von sommerlich grünen Ufern eingefaßt, so weiß erscheinen, wie die Blüthe der Kirschbäume rings umher, sahen neben dem Schnee und den himmelblau durchschimmerten Eissäulen grau und schmutzig aus. Ueber einer mittleren Stufe des Falles zog eine Dunstschicht hin, grünlich wie Chlorgas. Von den Ufern ragten weite Eisrinden in den Bach hinein und die vom Sturze noch aufgeregten Wasser schlugen von unten an diese Decken und die Wellen kluckften im Fortrinnen. Die Eisorgelpfeifen unter den Leitungen, die das Wasser der Mühle zuführen, hatten sich in graue, zusammenhängende Wände verwandelt.

Vor Kufstein begegnete mir eine Anzahl Wägen, die mit Eis belastet waren. Die Hölzer oder Steine, welche das Maaß der Entfernung bezeichnen, lehrten nichts, weil die auf ihnen eingemeißelten Zahlen durch hineingewehten und gefrorenen Schnee verwischt waren Sonst fiel mir auf dem kurzen Wege weiter nichts mehr auf, als ein Jäger, der einen braunen Steinmarder erbeutet hatte und sich des werthvollen Pelzes freute. Mit der Dämmerung wurde die

Straße noch einsamer und als endlich die Sonne ihren kurzen Lauf vollendet hatte, zogen nur mehr die Sterne den Blick auf sich, zu welchen die Berge aschfahl aufragten. Sie flackerten groß durch die kalte Luft und die des Perseus erschienen als die herrlichsten, welche schon seit dem ersten Dämmern hoch im Scheitel leuchteten.

Drittes Capitel.

Reisen im Innthal.

Von Brannenburg aus, welches in den vorhergehenden Capiteln erwähnt wurde, gelangt man weit schneller nach Tirol, wenn man über den Inn setzt, der in der Nähe vorbei fließt. Ich will hier Mancherlei schildern, was ich auf solchen Gängen sah.

Es war ein grauer, warmer Mittag des Vorfrühlings. Der Besenbinder-Karl, ein alter Einsiedler, lag schwer krank in seiner Höhle. Niemand besuchte ihn, weil er als Zauberer gefürchtet wird. Während die Glocken läuteten, trug mir ein armer Tiroler aus Sillian, der auf dem baierischen Bahnhofe im Taglohn steht, meine Habseligkeiten hinüber nach Nußdorf. Ueber die Bergstirnen hatten sich ernste Wolken herabgesenkt, andere stiegen von den Dampfsägen auf, in welchen die Wälder zerschnitten werden. Wir gingen langsam über die sumpfigen Wiesen und das Gestrüpp hin, welches den Bach begleitet, der aus den Brannenburger Bergen in den Inn fließt. Drüben klapperte ein Zug her. Zahllose Schneeglöckchen waren auf dem noch fahlen Rasen verstreut.

… dem Inn lag ein großes mit Cement beladenes

Schiff, welches nach Mühldorf bestimmt war. Zahllose Blasen trieben aus dem kalten Strom in die wärmere Luft. Am andern Ufer schritten wir über allerlei Stege hin, welche die verästelten Wasser des Inn überbrücken. Dann kam wunderliches Gestrüpp, aus welchem Eichen und Tannen aufragten, auch junge Birken und auf dessen Boden die gelbe Blume des Huflattigs stand. Auch auf diesem Ufer arbeiteten die Dampfsägen und die Holzfäller.

Im Wirthshause zu Nußdorf veranstaltete die baierische Jugend eine Schlägerei, in Folge deren der Boden mit Blut übergossen wurde. Der eine der beiden Kämpfer, welche sich auf dem Boden wälzten, hatte den Zeigefinger im Munde des andern, in der Absicht, ihm den untern Kiefer auszurenken, wogegen er selbst die Gefahr lief, daß dieser Finger durchbissen würde. Ein Bursche, welcher mit einem Tragkorb voll verschiedener Waaren hausirte, schlug mit einem Ellenstab darein. Als die beiden endlich getrennt waren, rechtfertigten sie ihre Zwietracht. Der Eine behauptete, er habe das „übersitzen" angefangen, weil ihn der andere einen „g'spöttischen Schwanz" genannt habe, wogegen der Andere seine Gegenwehr durch den Umstand rechtfertigte, daß er plötzlich „unvermoant" gehauen worden sei. „Einen Pinkel hast doch wie ein Knödel", entgegnete ihm höhnend der Sieger. „Und Du bist auch pelzt g'nug", war die Antwort des Unterlegenen, der sich über und über mit Blut bedeckt in ein Nebenzimmer zurückzog. Die Kellnerin aber begleitete als Chor den Gang der Handlung. Sie sagte, es „grause" ihr, das Blut aufzuwaschen, auch fügte sie die Bemerkung hinzu, daß sie demnächst vierzig Gulden für Branntwein bezahlen müsse, für welchen sie von den streitlustigen Gästen erst zwanzig eingenommen habe.

Die Hohlwege von Nußdorf bis zum Mühlgraben entlang stehen viele Unglückstafeln von Ertrunkenen. Damals schwammen die Zacken des Heuberges über kahlen Buchen in den Wolken. Bezeichnend für die Eigenschaften einer Voralpenlandschaft sind die Einöden Berg und Sonhart mit ihren bewaldeten Büheln, mit den Stümpfen abgeschnittener Stämme und den Obstangern in der Ebene. Bis zum Mühlgraben, welcher auf tirolischem Boden liegt, fällt nur die Kirche von Windhausen auf, mit Fresken, welche in den blinden Fenstern Glasmalereien vorstellen. An der Gränze erhebt sich noch die Ruine einer alten Befestigung, zwischen der Straße aber und dem Inn ziehen sich Froschtümpel hin, aus welchen grasige Wülste hervorschauen. Ueberall erfreuten schon das Auge blaue Anemonen. Der Niederndorfer Fischer hatte einen dreißigpfündigen Huchen im Schlageisen gefangen. Schon hörte man die Frösche aus den laueren Gewässern quacken.

Im Dorfe Erl, eine halbe Stunde vor dem Mühlgraben, erfuhr ich, daß von nun an im Sommer nicht mehr, wie bisher, von den Bauern Ritterstücke aufgeführt, sondern „Passion" gespielt werden solle. Von den berühmten zwei heiligen Jungfrauen, welche hier in den Jahren 1859 und 60 die Bauern betrogen hatten, sprach man nicht mehr, dagegen konnte man erfahren, daß den bäuerischen Schauspielern im letzten Sommer von durchziehenden Dörchern ihre Garderobe gestohlen worden war. Jetzt ist es still in dem Dorfe, welches einst vom Hämmern der Nagelschmiede und Drahtstift-Arbeiter schallte.

Auch im Mühlgraben vor dem Gasthause arbeitet eine Säge, welche Bretter zerschneidet. Die rundlichen Abfälle der Stämme, die „Schwarteln", welche der Gewinn des Müllers sind, liegen in wohlgeschichteten Haufen neben an.

Im Gasthause selbst ging es still und lautlos zu. Der Wirth wußte nicht viel mehr zu reden, als von den zahlreichen Sommergästen, welche ihn heimsuchen.

Ein Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft, der mir dadurch auffiel, daß er vorschlug, den benachbarten Thiersee „Viechlacke" zu benennen und die Finanzwach-Soldaten vom Zollhaus am Inn waren die einzigen Besucher in den fünf Tagen, in welchen ich den Frühlings-Landschaften dort meine Aufmerksamkeit widmete.

Diese Landschaften jedoch, wenn sie auch nicht in der mir wohlbekannten Pracht ihres Sommers dastanden, boten der schönen Bilder genug. Ueber Schneeflächen, welche die Sonne noch nicht völlig hatte vernichten können, tanzten schon die Mücken im abendlichen Lichte. Am meisten belustigte es mich, auf der Ueberfuhr über den Inn mich hin und her rollen zu lassen. Da glich der breite Strom an ruhigen Abenden einem Alpensee. In seinen tiefgrünen Tümpeln, welche sich zwischen die Kiesauen hineinstrecken, standen oft an den dunstwarmen, grauen Abenden Männer und fischten.

Am nächsten Tag war es dann manchmal wieder anders. Der unablässige Kampf des Frühlings mit dem zähen Winter, der am Nordabhange der Alpen wohl zwei Monate hindurch tobt, forderte sein Recht. Vom Kaiser her, der einem unabsehbaren Gletscher glich, wehte leichtes Gestöber, welches das Sonnenlicht nicht abhielt, auch an dieses Ufer her zu dringen und die Vögel, daß sie lustig sangen. Einmal aber machte der Schneesturm, der einem vorangegangenen Sirocco folgte, Ernst. Er schleuderte ein Brett, welches nahe der Ueberfuhr an der Landungsbrücke lag, an die Hüfte eines Menschen, daß dieser in den Strom fiel. Ein Schiff, welches den Kiel nach oben gekehrt auf dem Uferkies die bessere Jahres-

zeit erwartete, wurde von ihm herum geworfen, daß es nun mit der Höhlung gegen den Himmel schaute wie im Sommer.

So vergingen die Tage und ich machte mich auf, um eine andere Landschaft zu besuchen, in welche auch der Kaiser hinein schaut, die aber durch die Rauhheit ihrer Luft so von der Niederung an dieser Seite des Gebirges sich unterscheidet, daß ich gewärtigte, dort noch den unangetasteten Winter zu finden.

Wer von Kufstein an das Innthal hinaufgeht, sieht eine breite Mulde, deren Ränder das Mittelgebirge sind, über welches sich dann wieder die hohen Kalk- und Uebergangs-Gruppen erheben. Er wird nicht auf den Gedanken gerathen, daß zwischen dem Fluße und dem höheren Mittelgebirge sich noch Gründe hinziehen von einer Ausdehnung, welche stundenlange Wanderungen auf ihren Erhebungen und in ihren Mulden zulassen.

Um die Natur dieser versteckten Oertlichkeiten und durchschnittenen Halden, deren Dasein der Reisende auf der Eisenbahn kaum ahnt, zu schildern, wähle ich mehrere Strecken aus, welche sämmtlich nördlich vom Schienenwege, das heißt zwischen diesem und der hohen Kalkkette liegen, welche die Gränze gegen Bayern bilden.

Wenn man bei Wörgl den Schienenweg verläßt und sich gegen den Inn hinwendet, welcher in einem Wald von Weiden und Erlen versteckt liegt, so hat man die sanfte Kuppe der hohen Salve im Rücken und im Nordosten erscheint der breite blaue Rücken des Kaisergebirges. Neben uns zieht die Brixenthaler Ache, von dichtem Baumwuchs halb überwölbt dem Inn zu. Sie wird auf einem etwas schwanken Stege überschritten, welche uns in eine Aue führt, auf welcher Farrenkräuter in seltener Fülle wuchern.

Hinter dieser wird der Inn sichtbar, hier von einem schweren Seile überspannt, an welchem sich der Kahn des Ueberführers hin und her bewegt. Weiter unten am Stromufer bemerkt man zu allen Zeiten Schiffe, welche gezimmert werden.

Wir stellen uns in den breiten Kahn und fahren nach dem jenseitigen Ufer. Während dieser Fahrt werden wir erstaunt den Fluß betrachten, der sich wild unter einer mächtigen Felswand her, einem jener wenig bekannten Zwischengebirge des Innthales, Bahn bricht.

Ich machte diesen Weg zum ersten Mal an einem Märztage. Die Weiden hatten schon ihre Blüthenkätzchen angesetzt und nicht selten vernahm man den Gesang der Drossel. Hier lag noch vieler Schnee, während von Landeck an bis über Schwaz hinab in der Thalsohle selbst kein Flocken mehr zu sehen war. Daran mag die Drehung schuld sein, mit welcher der Strom ungefähr in der Nähe von Kundl plötzlich nach Norden umbiegt. Vielleicht ist es der sich anstauende Strom des Südwindes (der über den Brenner her gegen die Kalkwände prallt), welcher der Gegend östlich und westlich von Innsbruck mehr Wärme zuführt. Ueber Arzl und Hötting, gerade der Brennersattelung gegenüber, findet man an den Wänden Insekten und Pflanzensamen, welche Italien angehören. Natürlich kann sich der hier aufgehaltene Strom nicht über eine gewisse Gränze nach links und rechts hinaus ausbreiten.

Die hohen Gestalten von Jesus, seiner Mutter und dem heiligen Johannes, welche an der Sägmühle vor dem Dorfe Agnet stehen, die den Schiffsbauern drüben ihre Bretter liefert, hatten noch ihre Schneekappen auf, aus welchen reichliche Zähren über die betrübten Gesichter flossen.

In dem kleinen Dorfe steht eine Krämerei am Wege,

deren Besitzer zwar nicht „Kirchenlehr- und Galanteriewaaren-Händler“ ist, wie der Besitzer eines Ladens gegenüber der Post zu Schwaz, bei welchem man aber doch vielleicht manchmal Waaren genug fände, um eine kleine Kapelle damit auszurüsten. Nur Wenige werden sich beispielsweise den Zweck eines eisernen Gerüstes mit Zacken, welches die Form eines Dreieckes hat, und welches man öfter im Vorübergehen dort ausgestellt sieht, ohne Weiteres erklären können. Dieses dient zum Aufstecken der Kerzen bei Todtenfeiern und anderen Gelegenheiten. Wenn man solche Geräthe anfertigen, Heiligenbilder bemalen, Kreuze schnitzen sieht, so bekömmt man einigen Einblick in das vielbeschäftigte Kleingewerbe, welches im Berglande für kirchliche Zwecke arbeitet.

In geringer Entfernung vom Dorfe Agnet beginnen bei einer gelben Kapelle die Stationen des Kreuzweges, welche über einen prächtigen Waldhügel hin nach dem hochgelegenen Wallfahrtsorte Maria Stein führen.

Dieses Maria Stein, auf einem Flysch-Schutthügel, hart am Abfalle des Kalkgebirges gelegen, nenne ich eine der lieblichsten Oertlichkeiten im ganzen Innthale. Die grüne Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, die wunderliche Kirche auf dem hohen Felsblock, der kleine dunkle See, die parkähnlichen Fußwege in den duftigen Wäldern, welche überall von den Bergwassern durchrauscht werden, würden es in jedem anderen Lande schon zum Zielpunkt Solcher gemacht haben, welche die Ruhe einer herrlichen Bergeinsamkeit suchen; aber hier ist es vornehmlich der Mangel an Raum im Gasthause, welcher beseitigt werden muß, wenn zu diesem Erdenwinkel eine solche Anzahl von Lustwandelnden pilgern soll, welche er überall sonst anziehen würde.

Besehen wir uns die reducta vallis etwas näher.

Die vielberühmte Kapelle ist in der Weise auf einem

gewaltigen Felsblock aufgemauert, daß von Norden aus betrachtet ihre Wand erst auf dem Rande des Felsens beginnt, südlich dagegen bis auf den ebenen Boden reicht. Das Wunderlichste bei der Anlage dieses in Form eines Thurmes gebauten Heiligthumes besteht aber darin, daß man die Kapelle selbst unter das Dach des Thurmes verlegt hat, so daß die Bewohner des Dorfes, wenn sie ihre Andacht verrichten wollen, auf einer steilen Wendeltreppe zwischen dicken Mauern sechs bis sieben Stockwerke hoch im Thurm hinaufsteigen müssen, bis sie zu ihren Betstühlen gelangen.

Eine ähnliche Kapelle wird in ganz Tirol, vielleicht in noch weiteren Gebieten nicht mehr gefunden. Die Wände der Wendeltreppe sind von Bildern mit verschiedenen Figuren und Weihgeschenken solcher bedeckt, welche hier irgend ein Gelübde zu lösen hatten. Aus ihren Fenstern sieht man tief unten die Häuser des Dorfes und die Berge und Wälder in weiter Runde. Sie selbst aber ist reichlich mit Gold und zahllosen Votivtafeln bedeckt. —

Der Grund, aus welchem man auf diesen grauen Kalkblock eine Kapelle gesetzt hat, ist kein anderer, als der nemliche, welcher bei der Entstehungsgeschichte so vieler Wallfahrtskirchen angeführt wird. Es sollte auf dem Steine ein Muttergottesbild gefunden und nach irgend einer Kirche gebracht stets wieder von selbst auf den Stein zurückgekehrt sein. Auch sollten die Zimmerleute, welche die Kapelle ursprünglich am Fuße des Blockes erbauen wollten, nur blutige Hobelspähne zum Vorschein befördert haben und dergleichen mehr. Mag dem sein wie immer, das Kirchlein ragt nun hoch über das alte Freundsberger Schloß empor, welches sich ebenfalls an den Felsblock anschließt, und wird von Andächtigen zu allen Zeiten des Jahres viel besucht, denn auch während des Win-

ters lassen es sich besonders die Bewohner des Thales Wildschönau an Freitagen nicht verdrießen, durch den tiefen Schnee zu waten, welcher fast den ganzen Winter über diese Mulde überlagert. Durch solchen Zuspruch entsteht den beiden Priestern, welche der Felsenkapelle zugetheilt sind, vielfache Beschäftigung und mancher Tag vergeht, an welchem sie den Beichtstuhl nur auf kurze Zeit verlassen können.

Während des Sommers ist die Kapelle der Zielpunkt nicht minder zahlreicher Bittgänge, oder „es kommen recht viele Kreuz“ aus den umliegenden Ortschaften. Auch wird jeden Samstag, um ein Uebriges zu thun, ein „Wetteramt“ gelesen, bei welchem sich Viele einfinden, denen etwas am Schutze ihrer Fluren liegt.

Die eine Seite des Schlosses, durch dessen Hof man zur Kapelle gelangt, schaut gegen das Dorf und seine grünen schäumenden Wasser. Links und rechts neben diesem Thorbogen sind zwei Soldaten von einigen Klaftern Höhe auf die weiße Wand gemalt, welche vermuthlich Schildwachen andeuten sollen. Auf der anderen Seite steigt man auf steilem Pfade zum See hinab, welcher sich hart an den grauen Stein andrängt. Dieser See, von welchem eine Sage geht, daß er mit dem Wasserbecken der über ihm aufragenden „Hundsalm“ in unsichtbarem, unterirdischem Zusammenhang stehe, ist im Winter schöner anzuschauen als im Sommer, weil er zu jener Zeit eine reichlichere und reinere Fluth enthält. An einem Märzmorgen, an welchem die kalten Berge in die sich erwärmende Luft dampfen, die Dächer rauchen, voreilige Vögel singen und das Thauwetter im Schnee knistert, daß du dich jeden Augenblick umsiehst, weil du wähnst, es gehe Jemand hinter dir her — an einem solchen Tage dünkt dir das durchsichtige grüne Gewässer gar das Urbild eines

Bergsees, wenn du es von der Klause aus betrachtest, unter welcher ihm der Bach entströmt. Im Sommer dagegen wird seine Anmuth durch die Binsen und andere Sumpfgewächse beeinträchtigt, welche sich vom Ufer aus weit gegen ihn hineindrängen. Doch ist es auch da schön in später Abendstunde hinaus zu gehen und über den See hinweg vielleicht ein rothes Alpenfeuer zu betrachten, welches hoch oben an der Jochwand hängt, einem Irrwisch vergleichbar, welcher aus dem schwülen Moder dieses Gewässers sich in die Lüfte erhoben hat.

Einige Raubfische, welchen nachzustellen Niemanden in den Sinn kommt, verheeren den Nachwuchs der übrigen Seebewohner. Doch sieht man nicht selten im Bache, der ihm glasklar entströmt, die Forelle über die gelben Steine huschen. Aber mit derselben Unbekümmertheit, womit der Wirth seine Gastangelegenheiten behandelt, so weit sie sich auf andere Personen beziehen, als auf „Kreuzleut", läßt er da in seinem Wasser die Fische schwimmen und zieht es vor dieselben im Nothfall von irgend einem Fischer zu kaufen. Im See dagegen wird mitunter freilich auf eine etwas gar zu gründliche Weise nach Fischen gejagt. Man läßt mittelst der erwähnten Klause das Wasser bis nahe zum Grunde ab und zieht den zappelnden Bodensatz heraus.

Die angenehmste Seite der Mariasteiner Oertlichkeit ist jener Waldweg, welcher, links vom Schwarzhörndl, der Kegelalp und anderen Jöchern überragt, nach Langkampfen, also geraden Weges in der Richtung gegen Kufstein führt. Demjenigen, welcher wissen will, was dà jenseits dieser Jöcher liege, deute ich an, daß er von ihrem Grate in die innere Thiersee schaut, in das zitherberühmte Landl und in das grüne Thal der baierischen Zell, lauter Orten, welche durch

den beginnenden Alpenkultus und die Ausflüge der Münchener Malerschule vor vierzig Jahren zu hohen Ehren gelangt sind. Hier unter dem Joche aber rauscht neben dem weißen Parkwege der Nasenbach her, welcher den kleinen See von Maria Stein durchfließt. In der Richtung des Wegeziels erhebt sich überall der hohe Kaiser über die Wipfel, aber es bedarf nicht solchen Fernblickes, um von der Schönheit der Landschaft angeregt zu werden. Die moosigen Wald-Ufer des Bächleins genügen, um diesen Weg als einen der schönsten Spaziergänge des unteren Innthales erscheinen zu lassen. Auch der Jäger wird nicht leicht ein besseres Revier finden. Der Wirth hat, eine für den Wildstand Tirols fast unerhörte Beute, im vorigen Sommer zwei Dutzend Hirsche und ein halbes Hundert Rehe geschossen.

Das ist es, was über Maria Stein berichtet werden soll. Kehren wir nach Wörgl zurück.

Wer hier nur für den Augenblick Erfrischung sucht, findet sie in wünschenswerther Weise im neuen Haus neben dem Bahnhof. Wer jedoch über Nacht zu verweilen gedenkt, der vermeide die Post und suche das weiße Lamm auf, wo er sich weit besser befinden wird. Denn die merkwürdige, durch eine große Inschrift bekundete Thatsache, daß Kaiser Ferdinand II. am 4. und 10. Februar 1622 das Posthaus mit ihrer Gegenwart beehrten, kann für uns keinerlei Grund sein, das Eine und Andere dort angenehm zu finden, was hier besser verschwiegen bleibt.

Wörgl ist die Station für diejenigen, welche das Brixenthal und die hohe Salve besuchen wollen, einen Berg, der viel gerühmt wird, weil man die schöne Aussicht von dort aus oder neben einem bergenden Wirthshause genießen kann. Das Eis der Tauern bietet den Hauptanziehungspunkt dort

oben. Für die Betrachtung jenes Gebirges sind aber das Kitzbüheler Horn und noch mehr der zunächst daran gelegene Gaisstein, obwohl sich auf ihnen keine Wirthshäuser befinden, weit günstigere Standorte.

Wenn so der vorzüglichste Anlaß, aus welchem ein Fremder Wörgl besucht, in der Rundsicht des Salvenberges zu suchen ist, so wird das Niemanden verwundern, der sich wie ich, mehrere Tage im Orte selbst und dessen Umgebung aufgehalten hat. Beide sind so wenig merkwürdig, als dieß in einem so schönen Lande wie Tirol irgend möglich scheint. Wenn es kurze Zeit geregnet hat, stellt der Weg vom Bahnhof nach dem Dorfe eine Pfütze dar. Außerhalb der Obstanger, in welchen das Dorf selbst liegt, geräth man überall in schattenlose Wiesen, zwischen deren endlosen Zäunen es gar trübselig zum Herumwandeln ist.

Eine Merkwürdigkeit eigenthümlicher Art, deren Dasein nach den Begriffen der Bauern an vielen Orten für etwas Sündhaftes gehalten werden könnte, befindet sich in der Vorhalle des Wirthshauses zum Gradl. Dortselbst ist auf einer Tafel, welche den bekannten Marterln gleicht, ein guter schwarzer Hund abgemalt, welcher einst die Freude seines Herrn war. Darunter befindet sich eine entsprechende Inschrift in Versen.

Von Wörgl aus führt sowohl die Straße nach dem Söll-Land, über welchem im Norden das graue Geröll des Kaiser ragt, als die nach den grünen Hängen des Brixenthales zunächst in einem mächtigen Bogen, zu welchem sie beiderseits von den südlich vortretenden Bergen und der Mündung der Brixenthaler Ache genöthigt wird.

Da es sich jetzt für uns um die letztere handelt, so sage ich, daß ein großer Theil ihrer Biegung durch einen schönen Fußweg umgangen wird, welcher gleich außerhalb des

Dorfes Wörgl durch Wiesen führt, deren hohes Gras von den zusammenhängenden Aesten zahlloser Obstbäume gegen die Sonne geschützt wird. Am schönsten däuchte mir dieser mehrmals unternommene Gang am Abend eines heißen Sommertages. Das enge Thal, gegen welches aus dem weiten Innbecken der Weg hinführt, und dessen dunkle Mündung immer näher rückte, versprach kühlenden Wasserhauch und duftige Schatten. Zuerst schienen die höheren Ränder des Kaiser noch silbergrau über den tieferen Wänden in die Wiesenwege herein. Dann aber, als der Tag völlig zur Rüste ging, färbten sie sich mit tiefem Roth. Manchmal sah man noch einen verspäteten Pflüger in der Dämmerung (denn schon war die Ernte geborgen), hie und da betete ein Mensch, der seine Bürde an das Mauerwerk gelehnt hatte, mit lauter Stimme vor irgend einer der weißen Kapellen und das Rauschen des Wassers wollte immer lauter werden. Als ich endlich am Ende des Steiges auf der Straße zwischen den zusammengedrängten Bergen gekommen war, lag zwischen ihnen schon völlige Nacht, während ich, nach rückwärts gewendet, immer noch das Dämmerlicht bemerken konnte, welches vom freien Innthale noch nicht gewichen war.

An einem regnerischen Frühlingsm rgen, an welchem die Landschaft freilich nicht durch jene wirksamen Gegensätze ausgezeichnet war, hatte ich Gelegenheit, sie deutlicher zu betrachten. Verglichen mit den Farben nach dem Verschwinden jenes Sonnenbrandes war es freilich wie das Beschauen einer Bühne am Tage. Doch verdanke ich jener Wanderung den Eindruck, daß ich zu sagen vermag, die Strecke bis gegen Hopfgarten hin gehört zu den niedlichsten Gründen des unteren Innthales. Weiße Häuser im üppigsten Wiesengrün ringsumgeben vom Wachsthum der Felder, Fruchtbäume und

stattlichen Waldes, trauliche enge Wiesensteige mit frommen Bildern, von allen Seiten summende Wasser und der brenze- lige Duft entlegener Kohlenmeiler — das sind Blicke und Eindrücke der Nordalpen-Welt, bei welchen ich mich immer fast fragen möchte, wie denn Leute in die staubigen heißen waldlosen Thäler des südlichen Landes reisen mögen.

Als scherzhafte Kleinigkeit sei beiläufig erwähnt, daß etwa halbwegs zwischen Wörgl und Itter unter andern Gedenktafeln sich eine solche befindet, welche an den Tod eines Bäckermeisters aus ersterem Ort erinnert. Neben den Abzeichen der himmlischen Gewalten, welche sich eben des armen Verunglückten annehmen, nimmt sich die Inschrift gar wunderlich aus, die besagt, daß: „ihn außer seinen zahlreichen Kunden auch eine Gattin betrauert.“ Man wird schließen können, daß, wenn der Schmerz der Gattin ein großer war, sein Gebäck ein unübertreffliches gewesen sein mußte.

Das Schloß Itter ragt auf einer Waldkuppe, deren Fuß die Ache umrauscht. Die Wände hinter ihr sehen theilweise so aus, wie wenn brüchige Stürze herabgegangen wären und das rothe Geröll des Triaskalkes gleicht den Schutthalden in den Porphyrschluchten ober Bozen. Unten in den Auen zwischen Fluß und Waldrand ist eine Holzlände, auf welcher große Mengen von herabgeschwemmten Scheitern aufgeschichtet daliegen. Von dort aus wird auch das Kirchlein des Dorfes Itter unter dem Schloße gesehen, zu welcher sich ein Waldsteig über den ziemlich steilen Abhang hinaufwindet. Wer Freude an kindlichen Einfällen christlicher Maler hat, der mag sich dort oben das Altarblatt betrachten, auf welchem der Engel dem nach Egypten fliehenden Jesuskindlein seine Windeln und die Breipfanne vorausträgt. Aber weiter dem Fluß entlang sieht man

Kohlenmeiler und das Treiben der Köhler im engen Thale, von der Straße aus, jenseits der rauschenden Wellen. In manchen Jahren gewahrt man auch Maispflanzen nahe an den Weiden, dem weißen Schaum und der grünen Fluth der Ache. Im Allgemeinen aber bleibt der Anblick des Thales, welches zum großen Theile mit Wald ausgefüllt ist und des Weges, neben welchem Holzzäune stehen, die halb von Farrenkräutern und Gesträuch bedeckt sind, bis zum Markt Hopfgarten hin ganz der nemliche.

Die Ueberlieferung verlangt es, daß wir dortselbst beim Paulwirth einkehren. Es ist die Station für die Salvenfahrer, welcher Eigenschaft Hopfgarten neun Zehntel seiner Besucher verdankt.

Der Ruf der Salve ist ein so großer, daß er von Zeit zu Zeit sogar winterliche Liebhaber angezogen hat. Im Jahre 1868 beispielsweise unternahmen es solche, mit Schneereifen über die klaftertiefen Wehungen sich hinauf zu schleppen. Der Genuß ist gering, die Mühe groß. Die höchsten Gletscher erscheinen unbedeutend, die gleichheitliche Farbe läßt nirgends anregende Unterschiede hervortreten. Obwohl ich die Salve für keinen Punkt halte, welcher eine verhältnißmäßig preiswürdige Fernsicht bietet, wollen wir dem Herkommen zu lieb dennoch die kleine Strecke hinauf gehen, um dem Wanderer anzudeuten, was er auf dem Wege zu erwarten hat.

Die Florfenster in den holzgetäfelten Zimmern des Nebenhauses beim Paulwirth lassen die kühlen Luftströme des Alpenthales in die Schlafgemächer und erquicken den Rüstigen, der dort ruht.

Wie ich schon früher bemerkt habe, unterscheidet sich der Anstieg des Salvenberges von Hopfgarten aus in so ferne zu seinem Nachtheil gegen die von Söll her eingeschlagene

Richtung, als die Aussicht dem auf dem Gipfel Angekommenen nur mehr geringe Ueberraschung gewährt.

Der vorzüglichste Gegenstand, auf welchem die Augen der Bergfahrer haften bleiben, ist ohne Zweifel der langhingezogene glänzende Eiswall der Tauern. Dieser aber hebt sich mit jedem Schritte, den der Wanderer bergauf macht, immer mehr in den Gesichtskreis und mit Erreichung des Gipfels wird ihm in dieser Richtung nichts Neues mehr geboten, sondern die Ergänzung der Rundschau besteht nur mehr im Anblick der nördlichen Gebirge, vornehmlich des Kaiser und dem Gewirre der Kalkspitzen, die gegen die baierische Ebene abfallen.

Der Steig, auf welchem man auf der Höhe der Reisezeit fortwährend Maulthieren mit Damen und städtischen Touristen begegnet, welche sich vorsorglich für diesen Reitsteig und die Grashalden der Hänge mit ungeheuerlichen Bergstöcken vorgesehen haben, führt bis zu einer ansehnlichen Höhe noch zwischen Wohnhäusern und Getreidfeldern hin, und wer Anfangs Oktober mit seinem Bergstock angerückt kommt, kann ihn benützen, um sich über die Waizengarben hinüber zu schwingen, welche auf diesen hohen Wiesen erst in dieser späten Herbstzeit geerntet werden. Der Gipfel wird über eine grasige Fläche hin erreicht, auf welcher zuletzt die Baumeinfriedung und das Gestrüpp verschwinden. Auf der Ostseite drüben sammelt sich alljährlich Stoff zu einer Lawine, deren Abgehen den Bewohnern des Brixenthales das Signal ist für den Beginn ihrer Feldarbeiten.

Die Bauten oben bestehen aus einem kleinen Kirchlein und einem bescheidenen Wirthshause. An der geeignetsten Stelle, nämlich gegen Süden hin, sind Bank und Tisch angebracht worden, von welcher aus der weite mittägliche Gesichts-

kreis mit seinen Gletschern ruhig genossen werden kann. Man sieht den zugespitzten Gipfel des Großglockner, häufig von Wolken umzogen, den Habicht in Gschnitz, die graue Kalkkuppe des Solstein über der Landeshauptstadt und im Norden jenseits verwitterter Hörner das undurchsichtige dunkelblaue Meer des Flachlandes.

Ob diese Aussicht, wie Beda Weber mit seinem unverwüstlichen Pathos bemerkt, werth sei, vom Pinsel eines Rubens (!) verewiget (!!) zu werden, oder ob sie wie Geisterkuß durch Mark und Leben glüht, das mag der verantworten, der von den zahllosen Gipfeln seines Vaterlandes schwerlich mehr bestiegen hat, als seine schreibselige Hand Finger zählt.

Verkleinerungssucht ist bei solchem Anlasse thöricht, dennoch aber muß sich der Bergfreund sagen, daß die gestaltende Natur dieser Alpen mit der Aufstellung ähnlicher und noch weit mehr preiswürdiger Schaubühnen nichts weniger als karg war. In der That findet man vom Berchtesgadener Lande an bis zum Bodensee in der nördlichen Reihe, vom Schlern bis zum Monte Baldo in der südlichen, eine ungezählte Menge von Gipfeln, auf deren Höhe die behaglichen Bewunderer der Salve Veranlassung hätten, ihre Augen zu reiben. Freilich muß man sich dorthin den Wein selbst mitbringen. Was erst über den Anblick zu sagen wäre, den mancher Giebel der mittleren beeisten Gruppe der Alpen gewährt, dafür wird sich an anderer Stelle Gelegenheit finden.

Immerhin jedoch dürfen wir froh sein um einen Berg wie die Salve.

Könnte man das Publikum nicht versichern, daß es sehr bequem sei, dort hinauf zu gehen, so würde es herunten bleiben und sich immerhin um eine Anregung edler Art bringen, welche

ihm von Nöthen ist. Man gehe also auf die Salve, setze sich auf jene Bank und blicke ohne übergroße Zugscheu in die große Welt.

Von Hopfgarten aus, welches sein großer vergoldeter Florian nicht vor mancher verderblichen Feuersbrunst zu retten vermochte, gehen mancherlei Wege ins Pinzgau, an den Fuß eben jener Eisberge hinüber, welche auf der Salve der hervorragende Gegenstand unserer Betrachtung waren.

Schlagen wir vorerst den gewöhnlichen ein, auf dem Roß und Wagen gehen, über Kitzbühel nach dem Paß Thurn. Jemehr man sich von Hopfgarten entfernt, desto unbedeutender erscheint die Salve, weil sie immer mehr mit dem hervortretenden Uebergangsgebirge verglichen werden kann. Schon bei der Brücke, bei welcher der Wegzeiger nach der Glashütte Hörbrunn angebracht ist, wird man, nach Norden umschauend, sich verwundern, wie eine Kuppe, wenn gleich nur 5630, also von der Straße aus betrachtet, etwa 3800 Pariser Fuß hoch, sich so gar geringfügig ausnehmen kann. Für stolze Salvenbesteiger ist das gewiß keine angenehme Bemerkung.

Aus dem Kelchsauer Thale, einem engen Waldgelände, kommt hier von Süden der Brixenthaler Ache ihr bedeutendster Zufluß. Nicht weit davon steht das Dörfchen Haselau an der Straße mit seiner Herberge zum „Stern“ und dem unabläßigen Geräusch seiner Holzsägen. Bis hierher bietet die Straße gar nichts Bemerkenswerthes.

Indessen nehmen die Umgebungen eine kurze Strecke weiter gegen Osten ein Aussehen an, wie wenn hier ein mit aller menschlichen Gewandtheit und Kraft eingerichteter Park angelegt worden wäre. Die zahme Natur des niedrigen Gebirges, zu welchem sich der Grauwackenschiefer erhebt, macht sich in diesen Erscheinungen bis an die Straße her kennbar. Durch jungen Buchenwald kommt das Wasser in kleinen

Stromschnellen herab, an einer Stelle gar einen ansehnlichen Fall wagend, dessen Wellen ringsum im Felsgestein niedliche Schüsselchen ausgewaschen haben. Die Ufer sind überall mit dichtem Moos und Farrenkräutern bedeckt, gar häufig hängt die rothe Erdbeere über den winzigen Rissen des Gesteins, welches vom Hauch der Wasser zerstört wird. Hier brandet und donnert es nicht wie an den Achen des Hochgebirges, hier bedrohen nicht überhängende Wände den erkälteten Weg, hier durchnäßt uns nicht der von den Stürzen weggewehte Regen: hier ist alles niedlich und gartenähnlich den Bergen entsprechend, welche sich meistens nicht viel höher über die Thalsohle erheben, als die Kuppen der mitteldeutschen Waldgebirge.

Trübselig und unwirthlich dagegen erschienen mir stets die Ansiedelungen des Brixenthales. Diese Weiler Feichten, Hintermoosen, Vordermoosen mit ihren hölzernen Hütten, ihren wenig kräftigen Männern, ihren stumpfsinnigen Weibern, die, ihre Mistgabel in der Hand mit Männerhosen angethan, jeden Wanderer wie einen durchziehenden Elephanten angaffen, bringen ihm eben so wenig muntere Eindrücke als die ungewöhnliche Gleichförmigkeit der breiteren Thalmulde, die sich gegen die Wasserscheide zu hebt und in welcher die Heuhütten, welche hie und da an den Zäunen stehen, fast das einzige Auffallende sind. Auch Brixen ist ein kläglicher Ort und auf sein Wirthshaus baue man keinerlei Anschläge, sich zu erquicken. Erst bei Kirchberg, von wo die Wasser wieder der großen Ache zurinnen und das Spartenthal von Süden sich öffnet, kommt wieder einige Abwechslung in die Linien der Landschaft. Zugleich zeigt sich in den Herbergen wieder jene Behäbigkeit, welche der Kitzbüheler Gegend zu einem gewissen Ruf verholfen hat. Beim Kalswirth erfreut

die kleinliche Sauberkeit und läßt sich der Fremdling durch die Hilfsmittel einer wohleingerichteten Herberge vielleicht verleiten, hier einige Tage sein Standquartier zu nehmen, um in den grünen traulichen Thälern Wanderungen zu veranstalten.

Das Becken von Kitzbühel eröffnet sich dem Blicke nicht eher, als bis man sich schon ganz in der Nähe der Stadt befindet. Bei der kleinen Schenke am „Klausenbache" sieht man wohl die Wände des Hochkaiser über dem Waldgebirge, bald auch den Schwarzen See, von Wiesen umgeben und das stattliche Gebäude des Bierkellers am Fichtengehölz, beliebten Wallfahrtsorten der Kitzbüheler Gäste, doch erst um eine Biegung des grünen Hanges erscheinen die weißen Thürme.

Die Stadt Kitzbühel hat viele Aehnlichkeit mit den großen Marktflecken in Salzburg, Oberösterreich oder Baiern. Wie in jenen steht hier die vorzüglichste Häusergruppe links und rechts in einer breiten Gasse, der ersten, eigentlich einzigen der Stadt. Nicht minder ist die Reinlichkeit bemerkenswerth, durch welche sich die frisch aussehenden alten Häuser von den Wohnsitzen in Landstädtchen gleicher Größe unterscheiden, welche weiter im Inneren des Landes liegen. Um diese Gegenüberstellung durch Beispiele deutlicher zu machen, führe ich Orte an, wie Sterzing oder Glurns. Fällt solche schon in Hinsicht auf die Aeußerlichkeiten zum großen Vortheile der Stadt an der Großen Ache aus, so wüßten diejenigen, welche hier einige Sommer- oder Herbstmonate verweilt haben, noch weit mehr des Lobenswürdigen über die Pflege in den Wirthshäusern zu erzählen. Es wäre in der That wünschenswerth, wenn im südlichen Theile des Landes in solchen Dingen so viel an Nothwendigem nicht vernachläßigt würde, was hier Manchem als aufgedrungener Ueberfluß erscheint.

Kitzbühel liegt in einer prächtigen, saftgrünen Mulde,

aber es ist keine Landschaft im Stil des gewaltigen Berglandes. Schaute nicht der Kaiser herein, so würde man vielleicht nicht daran denken, daß man sich in Tirol befindet. Gegen die Augenweide jedoch, welche aus dem Anblick abgerissener Wände, Schneefelder und jäher Abstürze entsteht, hat es den gewaltigen Vortheil seines unabsehbaren Pflanzenwuchses. Wohin man immer schaut, stehen Waldgruppen, ziehen sich Wege durch Sträucher und Wiesen hin, kleine Bächlein sind von saftigen Blättern, Lattich und Blumen fast versteckt, und in der weiten Runde erscheint bis zur Höhe der Schieferberge hinauf kein Fleck ohne Bäume oder frühlingsglänzende Matten. Ueber diese aber weht eine Luft hin, von deren stärkendem und erquickendem Einfluß auf die bleiche Menschheit man sich wohl im Vorneheinein Gutes versprechen darf, wenn man sich an die bedeutende Meereshöhe*) des Thales erinnert, dessen Düfte sie in sich aufnimmt. So wird Jeder das Einverständniß der Aerzte loben, welche seit einigen Jahren ihre Pfleglinge in dieses Thal schicken und die Vorliebe der fremden Gäste, welche den Sommer zwischen seinen Wäldern zubringen.

Noch mehr aber zeigt sich das Nebeneinander von dunkelm Wald und saftgrünen Matten in schöner Wirkung auf dem Wege, der zum Paß Thurn führt.

Der Weiler Wieseneck liegt in Weidengruppen, tiefgrünen Wiesen und umgeben von Kohlenmeilern, deren brenzelige Wolken mir als Verkünder des Reichthums an Wald nicht unwillkommen sind. Nicht minder fröhlich erscheint in Mitten solcher frischen Waldnatur das klappernde Eisenwerk von Jochberg, aus dessen über der Straße hingespannten Wasserleitung

*) 2350 P. F.

es mitunter freigebig auch auf die Reisenden herabtropft, die auf dem rußbedeckten Wege, neben welchem es von Schaum und Rädern blitzt, beschaulich fürbaß schreiten. Im Uebrigen ist die Straße einförmig. Schon beginnen die Holzzäune links und rechts derselben, welche die Verkehrswege der norischen Alpen, insbesondere des Pinzgau, immerwährend begleiten und im größten Theile von Tirol weit seltener zu sehen sind. Hinter diesen erscheint manchmal neugierig ausgestreckt der Kopf eines weidenden Rindes, auf der Straße zeigen sich Spuren des Kleinviehes, welches in die Tauern auf die Alpe getrieben wurde. Das sind so Anzeichen des Lebens, welche den Wanderer häufiger beschäftigen werden, als der spärliche Verkehr der Menschen auf dieser Straße, welcher kaum die Nähe eines von nordischen Gästen so vielfach heimgesuchten Ortes andeutet.

Die „Wacht", eine vorzügliche Herberge, steht wieder mitten im Walde. Von hier erhebt sich der Boden allmälig zur Wasserscheide zwischen Salzach und der Großen Ache, zur Gränze zwischen Tirol und Salzburg. Gleich außer der „Wacht" rechts verläßt der Fußweg die übermäßig vorsorglichen Windungen der Straße und steigt durch Waldstände, wie sie vielleicht in wenigen Gegenden Tirols wieder gefunden werden, gegen die Jochhöhe an.

Auf dieser erblickt man vom Gränzpfahle aus, der in der Nähe des Thurm, einer Art Tauernhaus, steht, mehrere Eisfelder und vergletscherte Spitzen, die aus dem Tauernwall hervorsehen. Doch ist der überschwänglichen Beschreibung, welche in einigen Büchern über die Bedeutendheit dieser Fernsicht gewagt wurde, kein Glauben beizumessen. Verglichen mit dem, was eben in solcher Umgebung an Tausenden von Punkten gesehen werden kann, verschwindet dieselbe und mag

vielleicht Solchen merkwürdig dünken, die ihre Reisen unter allen Umständen zu Wagen machen. In der That gibt es wenige Oertlichkeiten, an welchen man von einem Omnibus aus so viel sieht.

In Frühlingstagen kann es da leicht geschehen, wie man vornehmlich, gegen Osten schauend, die zu einem See aufgestaute Salzach in der Pinzgauer Thalsohle bemerkt, die im ebenen Thale sich leicht ausbreitende Fluth, durch welche einst Mittersill den Beinamen eines „kleinen Venedig" erhielt. Langsam und in so weit greifenden Windungen, daß der heraufkommende Wagen im Trabe fahren mag, führt die Straße den Wanderer thalwärts in den Markt, der einst wegen des Bergsegens und des Tauernverkehres „gar ein Königreich" geheißen ward.

Von hier aus wandern wir nun wieder in westlicher Richtung dem lieben Tirol zu.

Die Spitzen des Tauernkogel, die Oberfläche des Gletschers an der Tauernwand, die Schlucht der Tauernklamm, erscheinen hinter einer Jagd von Wolken, die sich gern über den zahllosen Wasserstürzen und Firnfeldern des breiten Gebirgsstockes umhertreiben. Im Grunde, um den verflachten Fluß her zeigen sich die Eigenthümlichkeiten der Pinzgauer Thalsohle: die unabsehbaren Linien wohlgeflochtener Zäune, die vom Wasser durchtränkten Matten, aus deren trübem Spiegel sich jedes Gras so deutlich einzeln erhebt, wie auf dem Rasen eines Gemäldes der altdeutschen Schule, die Pferde, welche sich zwischen den Weidenbäumen tummeln, die zahllosen braunen Heustadel am Straßenzaun, die Gänse-Heerden im hohen Schilf und über allen Diesem die Spitzen der südlichen Bergreihe, theils von dicken Eisrinden überlagert, theils von frischem Schnee angestaubt.

Ueber Bramberg, wo eine große Zirbe mitten im Dorfe steht, gelangt man, während die angedeutete Landschaft links und rechts stets die nämliche bleibt, zum Weiherhof, dem eigenthümlichsten Wirthshause des ganzen Gaues. Es scheint eigens hieher gebaut worden zu sein, um in das furchtbare Thal Habach hineinschauen zu können, dessen Eiswände wie eine lange Reihe von Theatercoulissen sich hier dem Blick eröffnen. In diesem zirbengetäfelten, altehrwürdigen Hause, in welchem Alles, was dem Fremdling geboten wird, sei es an Geräthen oder leiblichen Genüssen, gut und ächt ist, vermag der Zecher von der behaglichen kleinen Stube aus seinen Blick immer wieder nach den Klüften und Abhängen der Ferner zu werfen, von deren Gefahren ihm der kundige Wirth erzählt. In den Reisehandbüchern ist zwar erwähnt, daß hiezu die Trümmer des alten Schlosses der geeignetste Standpunkt wären, welches sich einige Schritte neben dem gastlichen Haus gerade über dem Felsen erhebt, aus dessen kühlem Gewölbe jeder Labetrunk geholt wird. Den Bequemen mag die zuverläßliche Kunde trösten, daß er sich demselben Genuße vom schweren ledergepolsterten Stuhle, gegen das Fenster gewendet, hingeben kann. Auch die nähere Umgebung, die Felswand mit dem Kreuze hinter dem Haus, die dunkeln Wälder und das unermeßliche Wiesengrün thun Solchen wohl, welche nach einem entlegenen und heimlichen Landsitze im Hochgebirge trachten. Es werden deßhalb alle diejenigen, welche um einen behaglichen Standpunkt verlegen sind, auf den Weiherhof hingewiesen.

Je weiter man sich nach dem westlichen Abschluß dieses Thales, nach den Bergen von Kriml, hin begibt, desto mehr macht sich die Wildheit der einmündenden Tauernschluchten bemerkbar. Ober- und Untersulzbach, vom Salzachthal durch

einen waldigen Wall abgesperrt, aus welchem der berühmte Wasserfall hervorbricht, wie die Quelle aus der Felswand; das ungeheuere Felsendreieck, welches gegenüber der alten Hieburg die beiden Gletscherthäler trennt; der große Venediger, der dieß Alles überragt, die Eisflächen, welche überall durch die Fichtenäste des Baumgrundes vor dem Dorfe Wald hereinblicken — machen diesen obersten Theil des Pinzgau, wenn man bedenkt, daß er auf einer ebenen Straße befahren werden kann, zu einer Landschaft, mit welcher sich wenige der zu Wagen zugänglichen Theile des umliegenden Tirol messen können. Es ist eben aber auch nur dieser. Denn wer weiter hinab Großes sehen will, muß unter allen Umständen in die Tauernthäler hineinsteigen. Bleibt ihm nur die Wahl eines einzigen derselben, so gehe er bis zur Bauernalpe im Kaprun und unterlasse die herkömmliche Pilgerfahrt nach Ferleiten in der Fusch, welche von allen Reisehandbüchern mit Emphase angeregt wird, in Wirklichkeit aber, verglichen mit Kaprun oder Stubach, immerhin nur ein Ausflug von mittelmäßiger Bedeutung ist.

Dieß ist nun der eine Weg, auf welchem wir von Hopfgarten aus das Pinzgau erreicht haben. Ich will dem Leser noch von einem anderen erzählen, welcher ihn von Hopfgarten aus weit rascher nach dem Dorfe Wald bringt. Derselbe ist freilich keine Fahrstraße, aber doch ein nicht sehr unbequemer Alpensteig, freilich ein solcher, auf welchem man eines Führers nicht entrathen kann, wenn man nicht Stunden lang, vielleicht schon in der Dunkelheit, auf den versumpften Jochhöhen ober Wald umher irren will.

Derselbe zieht sich durch die Windau hin, ein Thal, welches sich gegen Süden durch den Grauwackenschiefer bis zu

den Thonschieferhöhen der Pinzgauer-Sonnseite hinauf erstreckt und in waldigen Hängen gegen das Thal der Salzach abfällt.

Beim Weiler Haselau wird die Brixen-Kitzbüheler Straße verlassen, und durch Wiesengründe, an Waldsäumen, durch Zaungassen in das grüne Thal hineingestiegen. Es ist am einfachsten und gibt stets das verhältnißmäßig am meisten klare Bild, wenn man die umgebende Natur und die kleinen Begegnungen des Weges zusammenfaßt. So erzähle ich denn, daß am Waldsaume, vor dessen Schatten die schon beleuchteten Wiesen in der Morgensonne dampften, ein Pechler seinem Geschäfte oblag, daß auf einer der Platten des Felsendurchbruches, welchen der Schwall des Wassers bewirkt hat, eine Wurzin mit einem schweren Korbe voll Beeren rastete, daß sich manchmal von den höheren Berghalden eine Rauchsäule erhob, welche ein Feuer andeutete, in welchem die Hüter das unnütze Gestrüpp ihrer Almenweiden „schwendeten". Hier geht der Weg an einem rauschenden Mühlwasser vorbei, dort durch eine bewaldete Klamm, hier an einer Holzklause, dort an einem flachen Wasser, in welchem die Rinder mitten inne stehen und Kühlung hoffen vom Schatten der Uferbäume. Manchmal gilt es, einer störrischen Kuh auszuweichen, welche, den dicken Regenmantel des Hirten zwischen den Hörnern tragend, wie im Gefühl ihrer Würde den Weg versperrt. Hie und da zeigt sich auch zwischen den Blöcken und Farrenkräutern um einen verkohlten Baumstumpf herum eine weite braune Fläche, deren Wuchs durch das zwecklose Feuer nachlässiger Hüter vernichtet worden ist.

Ein anderes solches Feuer, eine ungeheuere Säule, flammt dort jenseits des Baches und verbrennt einen Berg von Sträuchern und dürren Pflanzen, der sich qualmend in ihr verzehrt. Die glitzernden überrieselten Felsen in ihrer

Nähe und die Gräser, die noch alle vom schweren Thau der Nacht triefen, sind das Gegenbild der heißen Gluth.

Mitten im Thale befindet sich eine braune Hütte, in welcher Wein verkauft wird. Dort erfuhr ich von den zugekehrten Hütern, daß hoch oben auf dem westlichen Gebirge ein ziemlich ansehnlicher See liege, den die Leute „Reinkor-See" heißen. Was es mit diesem für eine Bewandtniß hat, konnte ich sonst nicht erfragen und auch die Karten wissen nichts von dem hohen Gewässer.

Weiter gegen den Hintergrund des Thales zu steht manche Alpenhütte, an welcher der Weg vorüber führt. Es ist nicht räthlich gar oft zuzusprechen, denn der Weg ist ein langer und der jenseitige Abhang gegen das Pinzgau hinab sollte noch beim Lichte des Tags begangen werden. Auch ist hier das Innere wie sonst überall: der Hüter mit seiner Neugier, das Feuer, welches ewig zu brennen scheint, die Heiligenbilder, der hungerige Hund und der vorgesetzte Butterlaib.

Je mehr ich mich dem Halbkreis von Jochrändern näherte, von welchem die Abdachung gegen Pinzgau ausgeht, desto mehr gerieth ich in Zweifel, an welcher Stelle derselben der gesuchte Uebergang zu finden sein möge. Ich hatte den Fehler begangen, vor welchem ich am Anfange dieser Darstellung warnte, den, diesen Steig allein zu versuchen. Ich wählte nun denjenigen Grat, unter dem ich mir die Lage von Wald vorstellte. Als die Abenddämmerung hereinbrach, befand ich mich auf seiner Höhe in einem Wirrsal von Legföhren. Doch — mit einem Mal blieb ich geblendet stehen, denn mir gerade gegenüber erhob sich die veilchenrothe Pracht der Eiswände des großen Venediger und der anderen von der sinkenden Sonne angezündeten Tauern-

gletscher — unten lag das Pinzgau in stahlblauem Dunkel und auch um das niedrige Joch herum, auf welchem ich stand, legten sich schon tiefere Schatten. So blieb nichts Anderes übrig, als den Vorsatz, noch heute nach Wald hinabzukommen, aufzugeben und mich wieder gegen die Windau hinabwendend nach irgend einer Hütte umzusehen.

Endlich entdeckte ich, schon bei tiefer Nacht, eine Roßalm. Bei einem spärlichen Reste von Milchsuppe verbrachte ich den Abend, auf einer noch spärlicheren Heudecke die Nacht, deren Kälte durch die Löcher des Daches drang und erst nach vielem Bitten und gegen ein übermäßiges Entgelt bequemte sich am nächsten Morgen der wackere Roßhüter dazu, mich durch den tiefen Sumpf des „Filzenjoches" nach dem lang ersehnten Wald hinabzugeleiten.

Von Wald ab steigt der Weg unabläßig das Joch an, auf welchem sich die Wasserscheide gegen Zillerthal befindet. Die Aussicht wird stets reicher. Die Umgebung scheint ein Park mit Maßverhältnissen, welche den Kräften entsprechen, die den Venediger aufgethürmt haben. Sein Wasserfall ist die Krimmler Ache, die dort wie ein breiter Lawinenstreif vom Rand des Tauernthales herabhängt, seine Mauern sind der Gneißwall des Zillerthales.

Auch die nächste Umgebung erinnert an einen Park, von Menschen angelegt. An einer wasserspendenden Kapelle vorüber, aus welcher zwei Heiligenbilder durch ihre Eisengitter schauen, geht der Wanderer zu seiner Verwunderung keineswegs über den Schotter oder die Platten der gewöhnlichen Jochsteige, sondern meist auf schön geebnetem Boden, auf dem mächtige Farrenkräuter stehen, Quellen rauschen und der Wald dem Blick anmuthige Hindernisse entgegenstellt. Dazwischen zeigt sich dann immer wieder die Hoheit des Gebirges,

sei es durch die Gipfel, welche zwischen den Tannen hervortreten oder auch durch das Dröhnen des Wassers aus der herrlichen Schlucht herauf, in welcher die Salzach ihren Gau betritt, durch manche Cascade, welche von der Südseite des Gebirges her in sie stürzt.

Ein Fußsteig führt auf jener Seite auf die „Pinzgauer Höhe" hinauf, ohne Ronach zu berühren. Sein Streifen ist von dem gewöhnlichen Wege aus wohl sichtbar.

Von Ronach ab steigt man auf einer öden Fläche, einer moosbeerenbewachsenen Haide, welche, wie die zahllosen Stümpfe beweisen, vor noch nicht gar langer Zeit ein mächtiger Wald war. Diese durchrauscht am unteren Hang die Salzach, aus dem nördlichen Thale hervorfließend, einem öden Thale, durch welches man in die Kelchsau hinübersteigen könnte, die auch vor Hopfgarten bei Haselau ausmündet, wie die Windau, durch welche wir nach Wald herübergestiegen sind.

Wir aber wenden uns auf den längst wieder mit Gras überwachsenen Fahrweg, der durch unsere Rodung sich zur „Pinzgauer Höhe" hinzieht, gegen die Wasserscheide. Diese ist durch die Betriebsamkeit der Holzfäller in früherer Zeit mitunter nach Belieben verrückt worden. Derselbe Grund, welcher den nun wieder verfallenen Fahrweg entstehen ließ, nämlich die Absicht, das Holz des Abhanges in das Gebiet des Gerlos-Baches und mittelst dieses in die Ziller nach dem Innthal hinauszubringen, woselbst es für die Haller Sudpfannen verwendet wurde, veranlaßte die Holzknechte, einen kleinen Bach, welcher sonst der Salzach seinen Tribut spendete, in einer Klause aufzustauen und sein Gewässer nach Westen zu lenken. Von dem Treiben, welches zur Zeit des Niederschlagens dieser Wälder da oben geherrscht haben. muß, sieht man noch Spuren in zwei viereckigen, mit allerlei Gestrüpp be-

wachsenen Gruben, die neben dem Weg eingehöhlt sind. Ueber diesen erhob sich noch vor etwa fünfzehn Jahren ein Wirthshaus, dessen Keller sie darstellten. Von diesem ist kein weiteres Anzeichen mehr bemerklich, dagegen stehen noch die Trümmer des Roßstalles neben an. Der Wald ist vernichtet und die Behausungen sind verschwunden.

Der Blick in die „wilde Gerlos", ein Seitenthal, das sich gegen Süden öffnet, zeigt eine großartige Wildniß. Da schaut vornehmlich der weiße Reichenspitz herab, die Wallfahrt zahlloser Schatzgräber bis auf den heutigen Tag, die vielberühmte Heimath kalter Gnomen, weit und breit berühmt, bis weit über die Gränzen Salzburgs und Tirols hinaus. Der Strom, welcher, dem Eis entsprungen, von weitem Geröll eingefaßt, aus der Mulde dieses Thales rauscht, die jähen Abhänge, der neblige Abschluß, von wo undeutlich die weißen Flächen herüberschimmern — das Alles stellt so recht den „schiechen Grund" dar, mit welchem die Tiroler das zu bezeichnen pflegen, was man vor etwa fünfzig Jahren „wild romantisch" nannte.

Bei einem Gitter im Walde erhebt sich der Gränzpfahl, welcher Tirol ankündigt. Die Gränze hält sich also keineswegs auf dem Rücken der Wasserscheide, sondern Salzburg erstreckt sich noch ziemlich weit in das Flußgebiet des Ziller hinab. Noch weiter hinab, bis zur Thalsohle, reicht freilich die klerikale Oberherrlichkeit des Salzburger Erzbischofes.

Die Terrassen der nun folgenden Böden in der Gerlos bieten wenig Reiz. Links und rechts bewaldete Hänge, über die manchmal eine beschneite Zinke emporragt — im Thale selbst der Gerlos-Bach und viele Spuren seiner Ueberschwemmungen, Muhrbrüche, weidende Rinder, peitschenknallende Hüter.

Ein herrlicher Waldweg dagegen ist wieder zwischen Gerlos und Zell. Ahornspitze, Ingent und andere Eisberge schauen nun herab in das üppigste Seitenthal der Nordalpen. Ging der Weg von Pinzgau herüber durch einen Park, so läßt sich das Zillerthal mit einer Reihe von Wiesen umschlossener Gärten vergleichen. Nirgends stehen so viel Blumen vor reinlichen Häusern, nirgends begleiten so vielfach Akazien, Robinien und andere Zierbäume die Hütten der Bauern, nirgends in Tirol gibt es so viele Lauben und Gartenhäuser, so viel verständige Sauberkeit in der Ausschmückung der Wohnstätten. Nirgends aber auch kommt das Land jenem Ideale eines fröhlichen und gesegneten Hirtenthales näher, wie es die idyllische Phantasie des vergangenen Jahrhunderts sich gern vorzauberte, als an den liederreichen Ufern des Flusses, der ihm dem Namen gibt.

Nach diesem längeren Ausfluge in das östliche Gebirge kehren wir zur Bereisung des Innthales vorerst nach Wörgl zurück.

Auch zwischen Wörgl und Rattenberg gibt es nicht viel zu sehen. Die einzige Merkwürdigkeit weist wohl die St. Leonhardskirche auf, welche vom Kaiser Heinrich II. an der Stelle erbaut wurde, an welcher die hölzerne Bildsäule des Heiligen vom Inn ans Land geschwemmt worden war. Diese Bildsäule ist jetzt dort mit schweren Ketten befestigt und dabei ein mächtiger Opferstock von Eisen aufgestellt. Bemerkenswerther als dieses sind die hölzernen Pferde und andere Thierköpfe an den Betstühlen, welche Waidmann mythische Gebilde nennt und sie mit den absonderlichen Figuren zusammenstellt, welche man an den Pforten der Kapelle des Schlosses Tirol sieht.

Das Thal zeigt hier noch immer jene flache Breite, durch welche es, von den unsichtbaren Seitengründen abge-

sehen, von Kirchbühel an bis gegen Rattenberg die Augen des Reisenden ermüdet. Man geht zwischen Wiesen und Feldern dahin, zwischen Zäunen und lose gelegten Stangen, und nur allmälig nähert sich der Weg den waldigen Bergabhängen zur Linken.

Mit Rattenberg dagegen, seinen Felsen, der Brixlegger Innbrücke und ihrer Fernsicht nach den Zillerthaler Gletschern beginnt eine reichere Mannigfaltigkeit in der Entwicklung der Thalstufe. Versetzen wir uns vorläufig, um das eine und andere Bild daraus zu gewinnen, aus Rattenberg mit seiner langen öden Gasse zunächst nach Schwaz, welches ebenso wie diese Stadt auf dem südlichen Ufer des Inns aufgebaut ist

Von Schwaz aus sieht man die Marksteine der Kufsteiner, wie die der Innsbrucker Gegend. Unter seinen eigenen steinernen Merkwürdigkeiten steht die in Wirklichkeit großartige Pfarrkirche mit ihrer doppelten Reihe gewaltiger Säulen oben an. Der obere Markt, von Gärten eingefriedigt, gleicht einem Dorfe. Von Rainers Gasthause zur Post mag Manchen die üble Nachrede der Schwazer und die englische Aufschrift abschrecken und im Hinblick, daß der Reisende es hier mit dem Hause einer Familie zu thun hat, welche ihrerzeit vor Kaisern und Königen in den großen Hauptstädten Europas sang, wird ihm auch das „recommends this hotel to gentlemen and travellers“ vielleicht einiges Bedenken erregen. Ich für meinen Theil kann den Besorgten aus eigener Erfahrung beruhigen. Er mag getrost sein Haupt unter dem Dache des Imperial Hôtel bergen, es wird ihm nicht theuerer zu stehen kommen, als in zahllosen Bauernkneipen.

Das letzte Mal hielt ich mich einige Junitage in Schwaz auf. Der Inn, welcher die von starker Hitze gelösten Schnee-

massen der Hochthäler in sich trug, ging überaus hoch, so daß der kleine Feldweg, welcher nach dem Kloster Viecht und Stans hinüberführt, längere Zeit hindurch unter Wasser gesetzt war, und es vielleicht erlaubt schien, der hölzernen Brücke etwas zu mißtrauen, über welche ohnehin keine Wägen gehen dürfen, „welche Ladung 60 Zentner überdretten“. Dafür hatte aber sich am Ufer eine eigenthümliche Betriebsamkeit angesiedelt. Der Fluß brachte mancherlei Holzwerk mit sich, welches er von den überschwemmten Ufern weggenommen hatte. Hier lief Einer dem mit Anschwemmseln bedeckten schlammigen Strand entlang einem entwurzelten Stamme nach, welcher mit gewaltiger Eile vorüberschoß und nach seiner Meinung an einer kleinen vorspringenden Landzunge so rechtzeitig hängen bleiben sollte, daß er ihm nothwendig in die Hände fiel. Aber der Aermste täuschte sich. Die gehoffte Beute wurde von einem Wirbel mehrmals um jenen Vorsprung herumgedreht und trieb endlich mit der großen Fluth weiter auf Nimmerwiedersehen. Ein anderer war auf den Einfall gerathen, ein Brett in den trüben Fluß hinein zu treiben, dessen oberes Ende durch ein Seil am Land festgehalten wurde, so daß eine dreieckige, gegen den Lauf des Flußes hin offene, Wasser-Sackgasse entstand, ein Hinterhalt für die Rinden, das Strauchwerk und die Holzsplitter, welche sich zwischen Brett und Ufer fangen mußten. Ein dritter hatte es nur auf größere Stücke abgesehen, denen er mit einem Wurfhaken auflauerte, der an einem Strick befestigt war. Die Mühe aller dieser Menschen war jedoch eine ziemlich fruchtlose. Das Wasser zog mit seinen Schätzen vorüber. Ein Beobachter, welcher Sinn für die Zusammenstellung gleichartiger, in unwesentlichen Dingen verschiedentlich gestalteter Bewegungen hat, kann sagen, er sehe da ein Sinnbild menschlichen Rin-

gens, welches sich aus dem Strome der vorüberziehenden Erscheinung die Glücksgüter mit verschiedenen Mitteln und meist fruchtloser Ergebniß zu erraffen strebt.

Der Lahnbach, welcher vom Kellerjoch herabkömmt und sich durch einen Theil von Schwaz hindurch gegen den Inn wälzt, wird durch feste Wassermauern abgehalten, mit seinem Geröll die schönen Gärten des Marktes zu verwüsten. An dieser Mauer befindet sich auch eine der angenehmsten Zufluchtsstätten, zu welcher der Fremdling an heißen Tagen pilgern kann, nämlich die dichte Schattenlaube der Kießling'schen Brauerei.

Aus jenen heißen Junitagen sind mir mancherlei Bilder erinnerlich, kleine in die Verhältnisse des Tages passende Genrestücke, welche ich bei dieser und jener Wanderung auflas.

Die anhaltende Dürre veranlaßte die Leute, mit Gefäßen voll Wasser hinaus zu gehen, um ihre Gärten zu begießen. Auch am Fluße sah ich Dirnen stehen, welche Fässer im Strome füllten, um den dürren „Türkacker" zu netzen. Sie schauten sehnsüchtig nach dem kupferfarbigen Gewölk des Westens, dessen Annäherung ihrer schweren Arbeit ein Ende machen konnte. Oft lag es so roth und schwarz und drohend hinter den Bergen und Strahlen, grell wie Nordlichter, fielen in den grauen, lautlosen Abend des heißen Thales — aber die ersehnte Drohung der Wetter war eine eitle. Wohl zuckten manchmal elektrische Ströme durch die duftbeladene Schwüle, aber die Wolkenhaufen zogen weiter und der Sonnenstrahl kam wieder unbehindert durch sein blaues Reich. Kühlung bot der Hauch des kalten, mächtige Sprühwellen treibenden Inn. Es war, als ob auf ihnen die Luft der Gletscher herabgeflossen käme, welche der rinnenden Schneeflocke folgte, die in ihrem Schooße entstand.

Auf dem Wege gegen das Dorf Pill genoß ich so den Hauch des Stromes. Dabei betrachtete ich hier eine Unglückstafel, welche den Tod eines Menschen in den Wellen erzählt und an welcher die Natur selbst ihre Glosse über die Gebrechlichkeit alles irdischen Lebens beigefügt hatte, indem ein Insekt, welches an einem Spinnenfaden hing, von dem Wind, der den Strom begleitet, vor dem Kopf des Verunglückten wie ein Pendel hin und her geschwungen wurde. Drüben erschien das mächtige Kloster Viecht und hier neben mir kühlte sich ein Bettler im Schatten des Felsenbrunnens und zählte unter dem Bildniß der heiligen Mutter die Kupferstücke, welche er in den letzten Stunden gesammelt hatte. Vor mir zeigte sich die Kalkkette über Innsbruck in drei hinter einander gestellte, gegen Nordwesten gerichtete Bergzüge aufgelöst. Und hinter meinem Rücken stand die Morgensonne und lag schwarzblauer Duft über den von ihr abgewendeten Waldhängen.

Schattige Waldgänge erstrecken sich vom Kloster Viecht aus am Bergabhang gegen Stans hin. Um dort hinüber zu gelangen, schlägt man jenseits der Innbrücke den Pfad zur Rechten ein. Zuerst hält sich der Weg eine kleine Strecke weit am Ufer des Flusses, an welchem sich Bachstelzen auf dem Geröll umhertreiben. Sodann überschreitet er die Eisenbahn und gelangt an einen klaren Tümpel, der Wohnstätte zahlloser Thiere, vom trägen Laubfrosch bis zur rastlosen Libelle. An den dürren Dornstauden, welche die Richtung des Feldweges durch das Getreide andeuten, hatte ich Gelegenheit manche noch zappelnde Grille zu erretten, welche vom Würger angespießt worden war.

Gegen den Abhang des Berges zu treten Wiesen, späterhin Wälder, an die Stelle der Getreideäcker. In dem

kleinen grasigen Hofraum des Gasthauses neben dem Kloster genoß ich mehrere Abende hindurch die frische Kühlung, welche sich aus den Fichtenforsten des Gebirges herabsenkte und die schöne Stille, welche auch außerhalb den Klostermauern diese Fluren einfriedigt. Während des Tages hörte ich manchmal die Stimme der Mönche, welche die Jugend unterrichten, aus den geöffneten Fenstern schallen oder sah einen der ehrwürdigen Väter selbst einen Rudel Zöglinge durch Wald und Feld führen. So weit es aus flüchtigen und gelegentlichen Beobachtungen erhellen kann, schienen mir diese Burschen unter vorzüglicher und freundlicher Obsorge zu stehen. Und aus ihrem ungezwungenen Getümmel hätte Niemand den Schluß ziehen mögen, daß es ein Kloster war, in welchem sie erzogen wurden. —

Versetzen wir uns nun eine Strecke weiter stromaufwärts.

Bei Fritzens ist das Thal um ein Ziemliches enger und durch die Annäherung der Bergseiten gegen den Strom auch anziehender geworden. Das von einem sorgsam gepflegten Gärtchen umgebene kleine Haus der Haltstelle Fritzens hat seinen Namen von dem kleinen und selten besuchten Dorfe erhalten, welches nördlich von ihm versteckt auf einem schattigen Abhang liegt. Die Haltstelle gilt auch in Wirklichkeit mehr den jenseits des Inns gelegenen großen Dörfern Wattens und Volders.

Das erstere liegt nahe am prächtigen Baumschlag und über das andere schauten noch in diesen Junitagen die tief herab verschneiten Bergrücken seines Thales. Von der Haltstelle bei Fritzens bis zur Innbrücke oberhalb Volders führt ein gemächlicher Steig längs des Inns hin. An Tagen, an welchen seine Fluth so hoch geht und die Sonne so heiß herabscheint, ist ein Gang auf ihm vorzüglich erquickend.

Aus seinen Wellen, welche daherkommen wie ein Alpensee im Föhnsturm, erhebt sich Verdunstungskälte, deren angenehmes Gefühl sich zum süßen Geruche des Heues gesellt, welches auf den benachbarten Wiesen aufgehäuft wird. Freilich ist es nicht selten nothwendig, den Buchtungen auszuweichen, welche sich in den Weg und in das Weidengestrüpp des Ufers Bahn gebrochen, und mit ihren nach allen Richtungen quirlenden Wellen manchen Wiesengrund unter Schlamm setzten.

Wenn man so vom sicheren Ufer aus in den Gang der zurückgeschlagenen, vorwärts sprühenden, bei Seite gedrehten, im Kreise herumgetriebenen Wellen hineinschaut, läßt sich der Gedanke nicht zurückdrängen, daß sich der kühnste Schwimmer in diesem verhältnißmäßig so kleinen Wasserbecken unvergleichbar mehr gefährdet befinden müsse, als wenn er in die Mitte eines hocherregten Sees fiele. Um wie viel mehr Verderben bringend wird der Strom den Flößern sein, welche fast sämmtlich des Schwimmens unkundig sind. Solche Betrachtungen werden auch durch mancherlei am Ufer aufgestellte Tafeln unterstützt, deren Malerei und Worte einen Unglücksfall darstellen, und von welchen ich des Beispiels halber eine Inschrift hieher setzen will:

An von meinen Jugendjahren,
Bis zu meinem Sterbetag,
Bin ich auf dem Fluß gefahren,
Bis jetzt wird der Inn mein Grab.

Von diesen nassen Abenteuern wendet sich der Blick und Gedanke gern wieder zu den grünen Matten und Wäldern, welche uns stets zur Rechten begleiten. Da werden die Kräuter der reichen Wiesen zu Schobern aufgerichtet und knirschend fällt die Sense in die dichten Juniblüthen. Mitten

in einer reizenden Verästelung kleiner schattiger Thaleinschnitte und waldiger Kofel liegt Baumkirchen, dessen Name mit Recht an die grünen Wipfel rings herum erinnert.

Es ist in neuerer Zeit vielfacher Streit entstanden über die Anlage von klimatischen Kurorten im Innthale, namentlich mit Hinsicht auf jene Kranken, welche man während der heißesten Monate des Jahres nicht mehr in der Schwüle von Meran belassen will. Die Kämpfer haben unter verschiedenen Zeichen gefochten, von welchen die Schlagwörter Volderthal und Gnadenwald, der etwa eine halbe Stunde von Baumkirchen abliegt, am meisten ins Treffen geführt wurden. Ich will nun ein Uebriges thun und auf die Waldhügel von Baumkirchen hinweisen, an welchem vielleicht nichts zu bemäkeln sein wird, als das Dasein einer vielbesuchten Heilquelle, welche als Arznei gegen verschiedene weibliche Gebrechen gilt. Auf die Ansprüche, durch welche Gnadenwald Gäste herbeizulocken vermag, werde ich ohnehin noch zu sprechen kommen. Selbst das Gasthaus zu Viecht könnte einigermaßen hiebei in Frage kommen, wenn nicht eine gewisse klösterliche Stimmung dort zu bemerken wäre, welche Manchem nicht behagt. Es wird dort eben so wenig, als im Fürstenhause der Pertisau am Achensee, welches ebenfalls dem Kloster gehört, an Freitagen den Hungrigen unter irgend welchem Vorwande Fleisch gegeben und in Viecht trat mir die weihevolle Stimmung des Hospizes selbst auf der Kleiderbürste vor Augen, welche mit dem Herz Jesu und einem Kreuze bemalt war.

Von Volders führt auch auf dem jenseitigen südlichen Ufer ein sehr schöner Feldweg nach Hall, welcher sich nahe am Fluß hält und dem Auge einen freieren Hinblick auf die Stubaier und Selrainer Ferner gestattet. So wird denn

endlich vor der hölzernen roth angestrichenen Haller Innbrücke, deren Bogen sich zu jener Zeit in gefahrdrohender Nähe der wilden Wasseroberfläche befand, Schwaigers Bad erreicht, welches ich hier nur anführe, weil es mit seiner neuen Kalktünche, dem ärmlichen Hausgeräth und den frommen Inschriften dem Leser, welcher sich nicht zu weit von der Eisenbahn entfernen will, ein hinlängliches Bild geben mag von vielen Dutzend anderer bis dahin wenig bekannter Badhäuser, welche er während des Lenzes und Frühsommers täglich ausgeschrieben finden kann.

Der innere Anblick der Stadt Hall wird die Meisten überraschen. Es wird ihm sofort, auch ohne die Beiziehung von geographischen Lehr- oder Reisehandbüchern klar, daß außer der Landeshauptstadt diesseits des Brenner sich kein Tirolerort mit diesem an Bedeutung messen kann. Der prächtige, runde Münzthurm, die ehrwürdige Pfarrkirche, der in einen langen Garten verwandelte Stadtgraben, die massiven alterthümlichen Häuser, die steilen bergigen Gassen, die oft durch Gebäude hindurch führenden Treppensteige, auf welchen man mitunter von der einen in die andere gelangt — das Alles wird seine Vorstellung übertreffen, welche ihm vielleicht das Bild eines eintönigen, unbedeutenden Landstädtchens gezeigt hat. Das Aussehen der Tiroler Landstädtchen bildet eben wie so manche andere Dinge und Verhältnisse Tirols einen Uebergang oder eine Annäherung an Italien und dort kann von der bodenlosen Flachheit, welche in Deutschland so häufig die äußere Erscheinung kleiner Städte kennzeichnet, keine Rede sein.

Selbst die Häuser nördlich vor der Stadt in der Verlängerung der Absamer Gasse und ihrer Umgebung zeichnen sich, wie die in Fluren verlaufenden Wege im südlichen Theile

des Landes, dadurch aus, daß nach wälscher Art die anstoßenden Gärten und Hofräume durch Mauern gegen außen verwahrt sind. Durch diese, zwischen welchen dumpfe Hitze sich festsetzt, gehen wir hinaus gegen Absam.

Die Maurer, welche in der Gegend des Irrenhauses beschäftigt sind, deuten auf die Nothwendigkeit hin, welche erheischt, daß dieses Gebäude erweitert werde.

Bald aber wird der Blick freier und die engen Gedanken verschwinden mit der Annäherung an jenes Dorf, welches von allen Ansiedelungen des unteren Innthales sich der herrlichsten Lage erfreut.

August Lewald schrieb einen „Abend zu Absam". Ich will ihm, doch in anderer Weise, folgen.

Mit einer Verständigkeit, welche selten angetroffen wird, hat man unter den gegen Westen schauenden Bäumen beim „Ebner", zwischen dem Hause und den grünen Wiesen, eine offene Halle, sowie Tische im Freien angebracht. Dort, mag ich wohl sagen, brachte ich eine ganze Woche im Freien zu. Hinter den Kirchthürmen von Heilig Kreuz, Rum, Thaur, Arzel liegt platt die Hauptstadt da, als ob sie mit einem Wurf erreicht werden könnte. Hinter ihr erheben sich die Gletscher von Stubai und Selrain.

Nun betrachte man sich von da aus einen Sonnen-Untergang.

Roth vor Wiederspiegelungen der Sonne und zusammengeballter Feuerwolken gleißen dort hinten die Ferner und alle Spitzen lodern in Sonnenlichtern. Die leichten Dünste oben stehen in feurigen Krümmungen und Bogen starr am Himmel oder zertheilen sich in gelben Garben gegen den Scheitelpunkt. Der Duft des abgemähten Grases, welches heute in der Sonne dürr geworden ist, dringt fast betäubend

von den Wiesen her, obwohl nicht die leiseste Regung in der Luft verspürt wird, auf den Zweigen der Bäume sich kein Ast rührt und die sonst in diesen Stunden rührigen Kerfe stumpf an der Kehrseite der unbeweglichen Blätter hängen. Die Wasser, welche man über die versengten Wiesen hingeleitet hat und die Schwingungen der Abendglocken unterbrechen allein die glorreiche Stille, vielleicht noch spät auch der Kukuk, dessen Stimme in der allgemeinen Ruhe vom entlegenen Bergwald her vernommen wird.

Wir stehen auf und gehen nach der berühmten Wallfahrtskirche hinüber.

Draußen brennen die Feuerstreifen des Gestirnes, hier trübe Kerzen. Vor der schwarzen Madonna knieen Hilfesuchende. Eine Tafel fordert zur Fürbitte für die Auswanderer aus dem Berglande auf, das sie nie wiedersehen, aber auch in den Hochthälern der Cordilleren nie vergessen werden. Dunkel legt sich schon über die goldenen Wände, die Weihgeschenke und die wächsernen Darstellungen geheilter Glieder. Knaben tragen aus dem Brunnen einen Kessel herein und schütten ihn in das Weihwasserbecken aus. Ein kühlender Luftzug tritt hinter ihnen her über die geöffnete Thür und nun beginnt auch die schwere Glocke ihren Ruf hinauf zu den übersinnlichen Mächten.

Ein ähnliches Bild bot sich uns eine Stunde vorher an der Pfarrkirche zu Hall. Dort wurden die erschlafften Blumen begoßen, über welchen die Ampel vor dem Bildniß der heiligen Jungfrau glänzte. Das Abendlicht fiel auf die Weiber, welche vor ihrem Altare knieten, der mit Wachsbildern und Gold überladen ist.

Einen wunderlichen Gegensatz gegen solche Bilder bot dann die Eisenbahn, welche wie eine lange Raupe von der

Hauptstadt her zwischen den eintönigen Pappeln herabgekrochen kam.

Wählen wir als Gegensatz hiezu den Morgen.

Noch schönerer Baumschatten als in Ebners Hause findet sich im Garten des Hauses genannt zum Bogner, welches nur wenige Schritte von jenem entfernt liegt. Dort pflegte ich in der ersten thaufrischen Morgenkühle ein Frühstück einzunehmen und dann entweder nach Heilig Kreuz, Thaur oder in den Gnadenwald zu pilgern. Nehmen wir an, die glänzende Morgenstunde zöge uns zunächst nach dem erst genannten Orte.

Es ist Sonntag. Im Dorfe wird nichts vernommen, als das Murmeln der Betenden, welches aus der Kirche dringt. Die Häuser sind verschlossen, Niemand läßt sich auf der Straße sehen und wäre nicht der gellende Hahnenschrei, möchtest du meinen, es sei eine verlassene ausgestorbene Ansiedelung, auf welche die festliche Sonne scheint.

Auf dem Friedhofe sind die Schauer des jüngsten Gerichtes in Fresken zu sehen und ringsum in großer Schrift das wunderliche Gedicht Dies irae in deutschen Versen von einem gewissen Schoch, die zum Theil weit weniger erbaulich klingen, als der Urtext, wie beispielsweise folgende Strophe zeigt:

Welch ein Schrecken wird entstehen
Wann der Richter kommt zu sehen,
Alles pünktlich was geschehen.

Von dort kann man aufwärts gegen Norden in ein schönes Gehölz wandern, welcher unterhalb Thaur liegt und durch welches sich, von Gesträuch und Moos fast versteckt, im schattigen Dunkel ein Bergbach hinzieht, der von der Thaurer Alpe herabkommt. Oder man geht weiterhin der

Stadt zu, und erfrischt sich an der Gasser'schen Heilquelle in einem Bad und an der Kühlung seines Gartens.

Ein anderer Weg führt nach der Schlucht, in welcher die Eingänge zum Haller Salzberg liegen. An verkrüppelten Kiefern und graublauen vor einer Klause gestauten Wassern vorüber tritt man in ein enges kühles Thal, welches vom Bach, seinem Geröll und dem Wege ausgefüllt wird. Wenn man diesen überschreitet, gelangt man an Waldkuppen und sonnigen Rodungen hin, in welche die hohen, schneegefleckten Kalkschrofen verklärt herabschauen, allmälig in den Gnadenwald. Da steht im tiefen Dickicht die Kapelle „in der Wiesen" und endlich wird die kleine Häusergruppe St. Martin erreicht, die auf grünem Plane, umgeben von Obst- und einzelnen Fichtenbäumen, liegt. Von hier aus sieht man nicht mehr in das Innthal hinab, sondern die jenseitige südliche Kette der Voldererberge scheint ohne Unterbrechung mit dem geschlossenen, kreisförmigen Walde zusammenzuhängen, welcher sich rings um besagten grünen Plan herumlegt. In dieser sonnigen, stillen Einöde, in welcher hier dunkler Wald, dort die hohen Schneeflecken mit den Stürzen ihrer schmelzenden Wasser den Gesichtskreis abschließen, ahnt Niemand die Nähe einer Eisenstraße und der lärmenden Welt.

In der Herberge dort oben sind viele Hände geschäftig, um durch Ausrüstung des Hauses Gäste heraufzulocken in die Waldregion an den grauen Felsen. Denjenigen, welche ihr Augenmerk auf den nun oft genannten Gnadenwald gerichtet haben, sage ich, daß sie nur dann hieher kommen sollen, wenn sie Freunde von überaus einfachen Sitten und tiefer Einsamkeit sind.

Das enge Salzthal, wohl auch Hallthal genannt, welches sich ober Absam zwischen dem Spekkor und dem Zun-

derkofel in das graue Kalkgebirg hineinerstreckt, gibt ein Urbild der landschaftlichen Erscheinungen des nördlichen Kalkgebirges. Es kann in Wirklichkeit kaum einen größeren Gegensatz geben, als zwischen diesem und den Thonschiefer-Kuppen südlich des Innflusses. Ueber den Buchen und Ahornen des Thales ziehen sich die Legföhren in das weiße Geröll hinauf, in welchem, gar nicht sehr hoch über der Thalmulde, die letzten Spuren grünen Pflanzenwuchses verschwinden. Weiter oben ist Alles steil, grau, oft blendend weiß, abgewaschen, verwittert, jäh und kahl. Manche Ansammlung von Gries und Schutt, welche dort hoch oben an der Wand in einer kleinen Höhlung liegt, hält der Neuling für einen Schneefleck, so klein haben Stürme und Wasser den weichen Kalk zerarbeitet. Bei der Schilderung eines Ganges auf das Thonschiefer-Gebirg werden sich die unterscheidenden Merkmale gegen die jenseitige Bergreihe noch besser hervorheben.

Am deutlichsten fällt die weißgraue Farbe der Kalk-Jochränder in die Augen, wenn man in der Frühe eines wolkenlosen Sommertages sich dem Fuß der Berge nähert. So unglaublich über ihnen das Blau des Himmels erscheint, dessen Tiefe durch den Gegensatz der weißen Farbe hervorgerufen wird, desto seltsamer erscheinen die Träger derselben, ausgewaschene Felsen, selbst, indem sie Bänken von Rauchwolken gleichen, die unbeweglich am Rande der großen Bläue schweben. Je weiter sich der Blick an ihnen herabsenkt, über die Geröllzungen zu den Legföhrenständen, über die Legföhrenstände zu den tannigen Wipfeln herab, desto satter und natürlicher wird die Farbe, deren Eindruck nicht mehr von der Wirkung greller Gegensätze in seinem Wesen beirrt wird.

An einem solchen Morgen machte ich mich nach dem Salzthal auf. Die Luft lag so thauig und verklärt da, daß die Kalkwände vor meinen Augen und der felsige Eingang des Thales, welcher scheinbar in eine enge Schlucht leitet, mir viel dunkler und härter entgegentraten, als in jener Stunde des Tages, während welcher die Sonne sich an höheren Punkten ihres Bogens befindet. Um die Ufer des Weißenbaches, der aus den Kalkwänden herausrinnt, ragt junger Fichtenwald, eine Pflanzung des Ebner. Dort, wo der Bach zu einer Klause aufgestaut ist, erkennt man die türkischblaue Färbung der Wasser, welche aus dem Kalk kommen. Da ergibt sich denn bei der Wanderung das eine und andere Bild, welches dem Gedächtniß oft wiederkehrt. Die Arbeiter, welche an einer verfallenen Brücke oder an den Stämmen der Wasserleitung zimmern, der glitzernde Strahl, welcher, der Gefangenschaft entledigt, unbändig aus einer der bloßgelegten Röhren rauscht, die Rauchsäule, die sich vom Feuer der Männer erhebt, das fromme Bild an der Felswand über dem Brunnen, welches die vorübergehenden Bergleute zur Andacht in den feuchten Schatten ruft, die große Spinne im Netz über dem wallenden Trog und die leicht vom Winde bewegten Blätter der Birken — darüber die grauen Geröllströme und die weißen Zinken, das sind wohl Dinge, in deren Verschiedenheit der Blick gern hin und her irrt.

Weit drinnen im Salzthale zeigt eine Tafel, vom Weg zur Linken abwinkend, nach der einsamen Kapelle der heiligen Magdalena. Es ist kein Abweg und Derjenige, welcher dem Berghause zustrebt, wird gut thun, dort über den grünen Hang zu gehen, statt auf den spitzigen Kalksteinen des Weges weiter hinauf zu steigen.

Neben diesem selbst ist zwischen den Zweigen der Buchen und Fichten bis zum Berghause hin kein anderes Gebäude zu sehen, als das sogenannte Hauptsoolen-Zimmer, in welchem sich mancherlei Behälter mit Salzwasser befinden, durch deren Inhalt die Schwängerung der Flüssigkeit mit Kochsalz überwacht werden kann. Jenseits dieses „Zimmers" setzt sich die weiße Straße wieder ansteigend fort und erreicht endlich das Berghaus, vor welchem ein Springbrunnen im wohlgepflegten Garten mitten in der Einöde grauer Kalkwände und weißer Geröllstreifen an die Wohlthaten der pflegenden Menschenhand erinnert.

Die „Berger" lieben es, wenn man sich ihnen mit dem alten Spruche: Glück auf! nähert. Ihre Kleider sind von Stoffen bedeckt, welche eine geognostische Musterkarte des Gesteins im Berginnern darstellen. Krusten von Kalkschlamm und Salz bedecken den Rücken und die Füße. Es ist selbstverständlich, daß ihnen kein Fremdling entrinnt, und daß wohl Niemand im Berghause gewesen sein wird, den sie nicht in die Nacht ihrer Gruben hinabgezogen hätten.

Ohne sich um einen Genuß von hohem Werthe zu bringen, schlägt die Fahrt kein Gast aus. Das „Einfahren" ist freilich nicht so zu verstehen, als ob man hier auf einem Rollwagen oder Fahrzeug irgend welcher Art in den Berg hineingebracht würde, sondern muß als eine bergmännische Redeweise aufgefaßt werden. Der Wanderer, welcher sich meistens mit dem Besuche des berühmten „Salzsees" begnügt, hat sich keiner derartigen Fährlichkeit anzuvertrauen, sondern er geht zu Fuß, nicht selten gesenkten Hauptes, durch die feuchten Schachte etwa eine halbe Stunde weit in die Nacht hinein. Die Vorsicht des Führers, welcher ihn mit brennender Ampel zum Antritt der Reise mahnt, versorgt ihn mit Kapuzen,

einem dicken Kleide, einer niedrigen Bergmanns-Mütze, welche Dinge er alle nicht verschmähen darf. Denn ein Hauch, der verglichen mit der umgebenden Sommerluft dem Eintretenden wie Sturm aus einem Eisgewölbe vorkommt, kann Unbesonnenen schaden.

Der Führer schreitet voran, der Fremdling athmet den brenzeligen Rauch der flackernden Oelflamme, welche bald die überrieselten Wände erhellt. Anfangs hat dieser die ihm aufgezwungenen Kleider als eine unnütze Last betrachtet, schließt dieselben aber, sowie er die erste entgegenströmende Luft verspürt, eng um seinen Leib, denn es kommt ihm vor, als sei er in eine Grube getreten, in welcher ewiger Winter haust. Doch ist das, wie so mancher andere Sinneseindruck nur ein Schein, welcher durch die Wirkung des augenblicklichen Gegensatzes bedingt wird. Es herrscht in der Grube weder Winter noch Sommer, weder Frühling noch Herbst, sondern die Luft bleibt Jahr aus Jahr ein unveränderlich und ohne die geringste Schwankung etwa zehn Grade über dem Gefrierpunkt. Um den Zug der heraustretenden und eindringenden Strömung, deren Wettkampf eine völlige Windsbraut bewirken möchte, abzuhalten, haben die Bergleute in geringer Entfernung vom „Tag" eine „Wetterthür" angebracht. Wenn man sich dieser nähert, vernimmt man wohl das Pfeifen und Brausen der Luftbewegung durch ihre Ritzen und Lücken.

Vom Eingang an ist der Stollen eine Strecke weit gemauert. Ein Mann von ansehnlicher Größe streift mit der Bergkappe an die Wölbung und die darauf triefenden Wasser setzen unförmliche Krystalle auf dieselbe ab. Nach dem gewölbten Theile folgen abwechselnd die rauhen unbedeckten Wände des Gesteins, dann wieder Strecken, welche

mit Brettern und Balken ausgezimmert sind, damit das Salzgestein der Wandungen nicht, von der eindringenden Luft angefeuchtet, gefahrbringend zerfließe. Ueberall aber zieht sich auf dem Boden eine mächtige Asphalt-Röhre hin, durch welche die Wasser zum Tage laufen.

So geht es fort und fort in die heilige Nacht der Erde hinein. Die Luft, welche bei der ersten Berührung eine eisige uns däuchte, weht uns immer erquickender und erfrischender an. In der Ferne wanken manchmal dunkelrothe Sterne, die Grubenlichter der Arbeiter, welche still mit ihrer Hacke das Gestein von den Wänden ablösen. Schritt für Schritt heimelt es den Wanderer mehr an in den finsteren Gängen, deren erste Erscheinung ihn vielleicht abschreckte. Mehr und mehr macht er sich mit dem Gedanken vertraut, wie das Leben in dieser keuschen, unsäglich schweigenden, kühlen und stätigen Nacht, durch welche nur kümmerliche Lichter ihre kleinen Strahlenkegel werfen, zwischen den Schichtungen der Erde, auf welche zum letzten Mal das Sonnenlicht durch ein trübes Meer Millionen von Jahren vorher fiel, ehe ein Mensch die hohen trockenen Ufer betrat, ein Leben voll süßer und wohlthätiger Geheimnisse sein möge.

Endlich gelangt man zu einem Orte, an welchem die Berger eine Ruhebank angebracht haben. Diese Ruhebank ladet zu einer Rast ein. Denn die Thür neben derselben erschließt einen senkrecht abfallenden Abgrund, in welchen man auf etwa hundert und sechszig Staffeln hinabsteigt. Am Ende dieses Abstieges dünkt uns die Luft wieder merklich wärmer geworden. Doch richtet sich die ganze Aufmerksamkeit des Besuchers vornehmlich dem Schauspiel zu, welches ihn da erwartet. Der vorsorgliche Führer hat einen Berger

vorausgeschickt, durch welchen eine Anzahl von Lampen angezündet worden sind, die den großen Salzsaal erhellen. Denn es ist ein mächtiger, gewaltiger Saal, den wir nunmehr erreicht haben. Die Lampen in der weiten Runde leuchten in ein stilles Gewässer, durch welches er zum größten Theile ausgefüllt wird.

Der nun folgende Vorgang kann nicht vergessen werden. Man wird eingeladen auf ein Schiff zu treten, welches am Ufer liegt, die Fahrstangen setzen sich in Bewegung, das Wasser plätschert und Du dringst auf ihm weiter in die Nacht hinein. Aus scheinbar unermeßlicher Tiefe schwankt, von der Bewegung der Wellen angeregt, der Wiederschein des weiten Lampenkreises.

Die Höhe dieses Saales steht in keinem Verhältniß zu seinem Umfange. Denn nur wenige Fuß über den Köpfen der Seefahrer zieht sich die ebene, graue Decke des Salzgesteines hin, nicht eine Wölbung, sondern eine feuchte, nur durch geringe Rauhheiten unterbrochene Fläche. Doch wird sich der Blick derjenigen, die sich auf dem Schiffe befinden, immer wieder nach der dunklen Fluth und ihrem Lichtertanze wenden. Und wer jemals vom Styx und den Fahrzeugen auf dem unterweltlichen, umnachteten Strom gehört hat, erinnert sich an die griechische Sage, während er selbst über die schweigsame Fluth in der tiefen Erde dahingleitet.

In der Mitte des Sees zieht sich von der Decke eine breite, graue Gesteinmasse zum Boden des Sees herab, welche aus Gyps und anderen Kalken besteht, die das Wasser nicht auflöst und die ohne Zweifel den Tragbalken der weiten Decke darstellt. Auf ihrer breitesten Stelle, wenige Handflächen über dem Salzwasser, kauern Männlein, die leibhaftigen „Geister" der Unterwelt. Die hölzernen Gestalten hat

die sinnige Laune der Bergleute dorthin gesetzt. Der Führer unterläßt nie, seine Schutzbefohlenen auf die schlummernden Gnomen aufmerksam zu machen.

Nachdem der Kahn wieder zur Landungsstelle zurückgekehrt ist, werden die Lampen eine nach der anderen ausgelöscht und der Fremdling unternimmt, wieder von der Ampel des Führers geleitet, einen Rundgang um das Gewässer, an dessen Gestaden er vorher hingefahren ist. Nur mehr von der streifenden Lichtsäule des einzigen Oeldochtes beleuchtet, wird der schwarze Spiegel, dessen Ende nicht mehr abzusehen ist, sicherlich ein nicht minder seltsames Bild darstellen, als der Lichterkranz in der zitternden Runde, der aus der Tiefe zum Nachen herauf schien. Sodann geht es zurück die jähe Treppe hinauf und durch die kühlen Gänge fort, bis der erste grünblaue Schimmer, dem Mondlicht gleich, an den nassen Wänden den Tag verkündigt und dieser bald darauf heiß und übergewaltig blendend die dem stillen Reiche Entronnenen wieder umgibt.

Vom Berghause wird gewöhnlich zur „Franzenssäule" emporgestiegen, einer weißen Pyramide, welche auf einem Vorsprung der ins Innthal abfallenden Kalkkette zum Andenken an die Thatsache errichtet wurde, daß erwähnter Kaiser einmal sich zu jenem Punkte hinauffahren ließ. Der Höhenunterschied zwischen dem Berghause und der Säule oder dem „Stein" mag etwa fünfzehnhundert Fuß betragen und wird auf einem bequemen, breiten Wege, wie das Beispiel des Herrschers lehrt, auch mit einem Wagen zurückgelegt. Es ist das wohl einer der am meisten lohnenden Gänge auf das Kalkgebirge des Innthales, wenn man die geringe Höhe der Säule (5200 P. F.), die ungemein leichte Zugänglichkeit durch die langsame Steigung der Fahrwege des Hallthales

und die schöne Aussicht bedenkt, die sich auf die Eisspitzen der mittleren Alpengruppen erstreckt.

Wenn auch der breite Zickzackweg vom Berghause zur Jochhöhe jedem Kinde bequem scheinen wird wie eine Landstraße, so bietet er doch, indem er sich den ausgezackten Wänden und Hörnern der neben ihm aufragenden höheren Bergkämme nähert, viel des wirklichen Wesens eines Hochgebirgsteiges. Da wird er von breiten Geröllströmen durchsetzt, dort überschattet ihn die Wettertanne, hier bilden Alpenrosenbüsche seine Ränder, dort schaut der Wanderer besorgt nach der ausgewaschenen Zinke, die sich gerade über ihn erhebt, ob nicht eben ein neues zu den zahllosen schon um ihren Fuß verstreuten Trümmern herabstürzen wolle. Unter solcher Umgebung wird etwa drei Viertelstunden nach dem Abgange aus dem Berghause das Joch erreicht. Es erscheinen die Eisfelder von Stubai, Selrain und die weißen Gipfel des Oetzthales. Wer aber bequem ins Innthal selbst hinab sehen will, der gehe eine Strecke südlich abwärts vom Joch zum Kaiserstein hin, der von Hall bis Innsbruck überall von den Flußufern aus wahrgenommen wird.

Hier hatten sich einige Mäher, ihrer Arbeit am tiefern Hang überdrüssig, heraufgemacht, ein Feuer an dem „feinen Ort" angezündet und rauchten behaglich ihre Pfeifen, welche sie immer wieder durch Spähne ansteckten. Das Denkmal ist eine Pyramide von etwa drei Klaftern Höhe. Im letzten Sommer schlug der Blitz hinein und eben war eine lange Leiter angelehnt, deren sich die Arbeiter bedienen, um die Spitze wieder aufzumauern. An den abschüssigen Rand, der mit übereinander gelegten Fichtenzweigen verwahrt ist, vortretend gewahrt man unten die weißen Städte Hall und Innsbruck, den Zusammenfluß der Sill und des Inn, die

dunklen Linien der Brücken, die das schillernde Wasser durchschneiden, die Dörfer Thaur im weiten Obstanger, Absam mit dem Gnadenbilde, den Thurm des hochgelegenen Judenstein und zahlreiche andere Ansiedelungen.

Die Meisten, welche hieher gestiegen sind, kehren nicht mehr durch das Salzthal, sondern über die Thaurer-Alpe wieder nach der Eisenbahn zurück. Von benannter Alpe, in deren Baumschatten sich am Tage meines Besuches die Hüter mit dem Scheeren ihrer Schafe beschäftigten, ist aber ein gar steiniger nnd mühseliger Abstieg über jähe durch Fichtennadeln auch schlüpfrig gemachte Halden. Ich möchte demnach es immer vorziehen, wieder auf der bequemen Straße zurückzukehren. Wer aber dennoch sich durch jene Hohlwege hindurch quälen will, der kommt oberhalb Thaur bei der Kapelle des heiligen Romedius herab, neben welcher ein köstlicher Brunnen auf schattigem Waldanger quillt und noch im vorigen Jahrhundert ein frommer Waldbruder lebte. Vielleicht zum Andenken an das Wunder des Heiligen, der einst auf einem grauen Bären ritt, heißt der aus der Schlucht hervortretende Bach der Bärenbach und an manchem Hause des Dorfes selbst ist das Ungethüm, vom Heiligen gebändigt, abgemalt zu betrachten. Vielleicht steht auch die vorzügliche Weinschenke „zum grauen Bären“ in der benachbarten Hauptstadt damit in einigem Zusammenhang. —

Sehen wir uns, des Gegensatzes halber, auf dem südlichen Ufer um.

Dieses ist weit schattiger, mehr thaufrisch und waldgrün. Jenseits der Haller Innbrücke erreicht man ansteigend die kle ne Häusergruppe Taschenlehen. Neben ihr steht ein Schloß in dichten Baumgruppen, bei welchem ein Springbrunnen aus einem niedlichen Weiher emporsteigt, über welchen

mächtige Fichten ihre Schatten werfen. Von diesem wird immerfort durch moosigen Wald zu einem engen Thale empor gestiegen, in welches die blauen Spitzen der Kalkberge ober Innsbruck herein schauen. An einem der Bauernhäuser dortselbst sah ich im September reife Trauben hängen — eine Frucht, deren Gedeihen auf dem schattenseitigen Mittelgebirge des Innthales Niemand vermuthet. Wenige Schritte davon entfernt steht eine Unglückstafel auf dem stillen, abgeschiedenen Grunde mit Versen eines unbekannten Dorfdichters, welche wohl werth sind, daß sie auch von Anderen, als von den seltenen Besuchern des Angers dort oben gelesen werden:

Spinne, Schicksall, spinne,
Spinne kurze und dinne
Kleine lebensfaden ein!
Webe dickt die Leiden
Webe seigt die Freiden:
Webe mir nur Seelenruh darein!

Sodann gelangt man wieder auf einen jähen, dicht bewaldeten Hang und zu dem Kreuzwegpfade, welcher zur Wallfahrt Judenstein führt. Auf dessen Höhe, der zweiten Terrasse vom Innthale aus, breitet sich ein glatter, schöner Plan aus, in dessen Mitte die Kirche steht, neben ihr die Schenke und neben dieser das rothe Missionskreuz. Die Geschichte des Wunders schreibe ich nicht, sondern begnüge mich, den Anblick der Gegenstände, welche hier zur Andacht reizen, kurz zu schildern. Es handelt sich hier um ein vielfach während des Mittelalters und auch in späterer Zeit angeblich geschehenes und allgemein geglaubtes Ereigniß, nämlich die Ermordung eines Christenknaben durch Juden.

Wahrscheinlich müssen jetzt die meisten oder alle diese Geschichten für Lügen gehalten werden, wenn gleich es immerhin denkbar ist, daß vielleicht die Juden von Zeit zu Zeit nicht minder von blutigem Irrwahn und Aberglauben besessen sein konnten, wie die Christen.

Den eigentlichen Vorgang schildert eine plastische Gruppe, die auf einem Stein, dem wirklichen Schauplatz der Unthat, mitten in der Kirche angebracht ist und ohne die Heiligkeit des Ortes an eine Scene des Policinell-Theaters erinnern würde. Da stehen fünf fast lebensgroße, hölzerne bemalte Figuren. Ein langnasiger Jude mit aufgestülptem Hut und einem chocoladefarbenen Reitfrack langt nach dem Halse eines Knaben in rothem Kinderkleid und mit weißer Schürze. Ein anderer Jude wetzt zähnefletschend das Messer, während die übrigen mehr unthätig dastehen und nur durch Grimassen ihr Behagen an der bevorstehenden Gräuelthat kundgeben. Außerdem liegen auf dem Stein viele Krücker vermuthlich von Lahmen, welche hier geheilt worden sind. Nebenan hat man auf einem bemalten Teppich oder dergleichen, welcher an der Wand hängt, einen Bildercyklus angebracht, durch welchen auf den „Abriß des Steines, auf welchem der heilige Andreas v. Rinn am 12. Juli 1462 scheinbarlich gelitten" und auf die „Gilgen, so auf seinem Grab wuchsen" hingewiesen wird. Entgegen der an der Kirchenthür angebrachten Warnung, die Wände nicht „mit unnützen Schreibereien" zu verunzieren, verkünden zahlreiche Texte aufgehängter Holztafeln an ihnen die Heilkraft des Steines.

Schön sind draußen auf der freien Flur der Anblick des fernen blauen Gebirges, über welchem die Lichter des Himmels spielen, des Dörfchens Rinn, welches sich an die höheren Berghalden anschmiegt, die Glockentöne weidender Rinder und

das laute Rauschen des Wasserfalles von den waldigen Vorstufen des Glungetzer herab. Da kauern auch hier und da im Schatten vergnügte Sommerfrischler und der Durstige nähert sich gern dem klaren Brunnen, von welchem das „heilige Kind" mit seinem Messer und Lilienstengel herabschaut.

In der Frühe eines Herbsttages unternahm ich von hier aus auf die Zusage hin, daß die Spitze des Glungetzer in etwa vier Stunden zu erreichen sei, einen Gang nach dem hohen Gipfel.

Zuvörderst trachtete ich nach einem Führer. Beim „Maler" in Rinn sollte sich ein solcher finden. Ich traf ihn feiernd in seiner kühlen Stube. Auf meine Frage nach seiner dermaligen Beschäftigung theilte er mit, daß er demnächst eine Tafel beginnen wolle, welche das Ueberfahren eines Menschen durch die Locomotive auf dem Haller Bahnhof darstellen und vor der Brücke aufgestellt werden sollte. Wenn diese Zeilen gelesen werden, stehen Bildwerk und Verse gewiß schon der öffentlichen Besichtigung preisgegeben. Auf den Berg aber wollte er nicht selbst gehen, sondern gab mir eine Dirne mit, die mich bis ins „Tulfein" führen würde, von wo es nicht mehr weit wäre bis zur Spitze.

Es gibt wenig Wege nach einem verhältnißmäßig hohen Bergrücken, welche zum größten Theile so bequem zu steigen wären als dieser. Da werfen meist Wälder ihre Schatten, der sich erst dann verliert, wenn er durch die kühleren Lüfte der höheren Gründe schon hinlänglich ersetzt wird. Auch ist nichts von den abschüssigen Wänden, den Hunderten von Klaftern langen Geröllflächen und den verwitterten Abstürzen zu sehen, wie drüben im Kalk. Schönes Moos bedeckt den nicht so jäh aufgerichteten Boden zwischen den Fichtenstämmen und

wo die Bäume verschwinden, erscheint der schwammige Untergrund des vielverschlungenen Preißel- und Schwarzbeergestrüppes, der Alpenrosen und Farrenkräuter. Nicht eine Legföhre, oft die Plage des Bergsteigers, sah ich hier auf dem Thonschiefer. Unterwegs erfrischen auch so manche „kalte „Brünndln und Wasserln", die meist fleißig durch eingesteckte Stäbe oder halbgehöhlte Hölzer aufgefangen sind.

Da ist denn so manche Bemerkung im Kleinen zu machen, welche uns in der Einförmigkeit des Bergwaldes anregt. Hier steckt in einem von dichtem Harz umgebenen Loche des Fichtenstammes ein geschnitzter Kopf, ein „Poppengrind", eine Art von Wegweiser, dort verkündet eine Tafel neben der Quelle das gelöste Gelübde für das Wiederfinden eines Rindes, das sich hoch oben im Steingeklüft verlaufen hatte. Von Begegnenden, die für die Schilderung des Lebens bezeichnend wären, wüßte ich nur ein Weib, das sich Reisig in ihrem Rückenkorb heimtrug und einen Hadernsammler zu nennen, der sich auf den Sennhütten herumtrieb. Das war noch weit unten — weiter hinauf sind diese Berge gar menschenleer und öde, weil es nur wenige Hütten und Weiden gibt und der Wald fast bis dahin reicht, wo das unfruchtbare Gestein beginnt. In ansehnlicher Höhe verkündet die Röthe des Schwarzbeergestrüppes und anderer Blätter, deren gleiche unten noch schön grün dastanden, den mit der rauheren Luft eingezogenen Herbst — unten war noch nichts Rothes zu sehen, als zahllose Fliegenschwämme im Schatten der Nadelhölzer.

Das Gestrüpp niedriger Pflanzen — die Führerin meinte „war ist's z'gean im Mies" — die versumpften Grashänge, die zusammenrinnenden Wasseradern, die dünnere Erdschicht und die häufigeren, vereinzelten Blöcke deuten die Annäherung an die Jochhöhe an. Nun wird auch eine

Schäferhütte, mit 1854 und dem Namen Sebastian Koßler bezeichnet, sichtbar. Der Inwohner hat sie wie gewöhnlich verlassen, um seine Pfleglinge zu suchen.

Doch jetzt entsteht eine Frage anderer Art. Die Uhr beweist, daß wir vom Judenstein bis hieher nahezu fünf Stunden gestiegen sind und der Augenschein lehrt, daß, um auf die mittlere Spitze des nebenan aufsteigenden, von mächtigen Trümmern überlagerten Jochrandes zu gelangen, immerhin noch nahezu zwei Stunden gegangen werden müßten. Damit aber fiele der Abstieg in die finstere Nacht und so bleibt nichts übrig, als den Gang als einen verfehlten zu betrachten. Dennoch beschloß ich, noch bis zu dem Punkte des Joches vorzugehen, an welchem man ins Volderertthal hinüber sehen kann. Aber auch nicht einmal das erwies sich als lohnend — denn nach einem viertelstündigen Klettern über die vom Joch herabgewitterten Blöcke erschienen die abschreckend kahlen Abhänge des hinteren Volderertthales, hie und da mit Schnee gesprenkelt, trostlos und wüst, wie nur irgend eine Bergwand im wälschen Gebirg.

Diese Geschichte lehrt, daß der rüstigste Bergsteiger vom Judenstein auf den Gipfel des Glungetzer zum allermindesten fünf, von Hall aus aber sechs starke Stunden ununterbrochenen Gehens braucht, sowie auch daß man sich bei der Ausmessung seiner Zeit vielmehr auf den eigenen Augenschein und seine gute Karte verlassen muß, als auf die Behauptungen der Bauern. Der Glungetzer ist eben überhaupt zu weit von der Thalsohle des Inn entfernt — schon sein horizontaler Abstand ist ein zu bedeutender. Im Uebrigen will es mich bedünken, daß mit Rücksicht auf den nahen Patscherkofel die Besteigung des Glungetzer überhaupt nicht empfohlen werden kann. Wenn man bedenkt, wie leicht in

etwa drei Stunden der erstere Berg vom Heiligen Wasser aus erreicht wird und den wahrscheinlich äußerst geringen Unterschied der Fernsicht von den beiden Giebeln aus berücksichtigt, so werden es die meisten nicht für angezeigt erachten, das Doppelte an Zeit und Anstrengung auf den Glungetzer zu verwenden. —

Am Rande desselben Mittelgebirges hin gibt es einen anderen schönen Gang über Ampaß und Aldrans hinab zum Ambraser Schloß, welches so deutlich Stunden weit im Innthale gesehen wird, oder auch hinauf in das Walddunkel von Heilig Wasser. Hier wendet sich der Wanderer von der Haller Innbrücke ab zur Rechten, dem Fluß entgegen, dessen Wellen durch die hohen Schattenkegel der Lärchen am Uferhang ziehen. Bei Aldrans, dessen Thürme schon ziemlich hoch über das Thal ragen, wird der Weg eine Strecke weit von solcher Kühlung des Waldes überweht, daß man sich gern behaglich dort niederläßt und mit dem Gefühl des erfrischenden Schutzes in die glänzenden Dörfer der Sonnseite, gegen Thaur, Rum und nach der Hauptstadt hinabschaut, über welchen der volle Strahl in sommerlicher Schwüle liegt. Eine kühle Rast bietet auch die braun getäfelte Stube beim Wirthe zu Aldrans, eine ächte Tiroler Behausung, in welcher ich nie zugekehrt bin, außer vom Schützen- und Schießstandwesen reden zu hören.

Das Schloß Ambras, dessen ungemein weit ausgedehnte weiße Umfassungsmauer über den Wiesenabhang heraufscheint, steht in einem anmuthigen Wirrsal von Parkwegen, Gärten, in Mitten von Duft und Wassern. Die Beschreibung seines Inneren ist zu oft unternommen worden, als daß ich meinen Vorgängern zu folgen gewillt sein möchte. Wohl aber meine ich, daß sein umfangreicher Garten noch von wenigen Rei-

senden auf dem Wege erreicht worden ist, auf welchem ich ihn zum ersten Mal betrat. An der südlichen Mauer fortgehend spähte ich umsonst nach einer Thüre in der Mauer. Endlich sah ich die Schlucht des Lanser Baches und ein verfallenes Häuschen in derselben, welches mich auf den Gedanken brachte, es möchte hier wohl ein Weg hinab zum Thale, dem Schlosse entgegen, führen. Doch diese Voraussetzung erwies sich als irrig. Indessen, einmal in der etwas steilen Schlucht, wollte ich nicht mehr zur Höhe emporklettern und so folgte ich ihr denn getrost. Nach einer Weile wird sie so enge, daß nur mehr Platz für den Bach ist, in dem ich nun fort watete. Zum Glück war das Gitter, durch welches er in den Park einfällt, gerade geöffnet, sonst hätte ich den wässerigen Pfad, den ich gekommen war, wieder zurückwandern müssen. So aber schlüpfte ich durch die niedrige Oeffnung und stand im Parke, gerade vor der hoch schwebenden Brücke, die über den Felsbach hingewölbt ist. —

Gegen Südwesten fortschreitend kommt man bald hinter Aldrans nach Lans, an dessen schönen Häusern und stattlichen Herbergen man noch den Wohlstand bemerkt, welchen einst der Verkehr auf der belebten „Salzstraße" hieher brachte. Beim Wirth zum „wilden Mann" (ein Riese in fresco bezeichnet das Haus) steht nach schöner alter Sitte ein hoher Zirbenbaum, vielleicht der mächtigste im ganzen Unterinnthal.

In weiter Ferne schon erblickt man das Kirchlein von Heilig Wasser, dessen Thurmdach über den Fichten in der Sonne glänzt, während der Wald selbst von der fast peinlichen Kühlung erfüllt ist, welche im Herbste schon hart am Rande des Sonnenscheines verspürt wird.

Bei einem großen Kreuze im Wald, einem beliebten Standort der Wallfahrtsbettler, windet sich der schattige Weg

zur Kirche empor, neben welcher zwei Brunnenstrahlen zu Füßen des Kreuzbildes in ein klares Becken fallen.

Ein weiterer Pfad, in der Richtung gegen Patsch, erquickt nicht minder durch seine Kühlung, den thaufrischen Boden, die Rieselquellen, die lautlose Einsamkeit. Am Ende desselben aber, da wo der Wald aufhört, öffnet sich eine Landschaft, welche ohne Weiteres unter die herrlichsten Ansichten des Landes Tirol gerechnet werden muß.

Von der Rechten zur Linken fortschreitend umfaßt der Blick die zwei Lanser „Köpfe", den hellgrünen Sumpf unter ihnen, das von blauen Bergen eingefaßte Innthal, die Stadt, die theilweise von dunklem Wald bedeckte Lanser Hochfläche, von schimmernden Straßen durchschnitten, helle Giebel. Dann gehst Du an einem rothen Bildstock vorbei, in dessen Nische eben ein Wallfahrer Berberizer-Beeren um die gnadenreiche Mutter gelegt hat und erfreust Dich an dem vielstimmigen Glockengeläute, welches aus der runden Mulde des Mittelgebirges heraufdringt, bis ein neuer Anblick gewiß mit urplötzlicher Gewalt alles Schauen und Denken gefangen nimmt.

Da erscheint, von zwei Fichten eingerahmt, aus dem hintersten Stubai ein gebogener, jäh geneigter, hundertfach zerklüfteter Gletscherstrom, vor ihm die grünen, stets sich näher rückenden Coulissen des Thales, die blaue Serlesspitze und in der Tiefe die Stubaier Ache, der klare Rutzbach. Auch von Norden her, von jenseits Seefeld, werden gewaltige Schneefelder über die Leutasch hin an den Felshängen des Wetterstein sichtbar. Ich denke, daß an diese unvergleichliche Stelle alle Fremden, welche nach Tirol kommen, hingeschickt werden sollten, besonders solche, welche nicht im Stande sind, einen Berg zu ersteigen.

Von da mag man nach Patsch hinabgehen und zwischen

den Zirbenwänden der Gaststube auf der Post rasten. Der große Ferner ist auch von dort zu sehen. Wer aber rascher nach der Hauptstadt trachtet, der gehe durchs Dorf Igls, über welchem, von Westen her gesehen, gerade die schon braune Kuppe des Patscherkofel aufzusteigen scheint, durch die flüsternden Maisfelder unter den Lanser Köpfen, durch Birkenstände und Föhrenhag hinab, am Rande des Schlundes vorbei, in welchem die Sill fließt, bis er das Weichbild dort erreicht, wo dieser Fluß, hoch aufstaubend über ein Wehr stürzend, kurz vor seiner Vereinigung mit dem Inn, durch das Getöse seiner Wasser noch einmal an die Wildheit der Eiswelt erinnert, aus deren weiten Gebieten seine Wellen zusammengeflossen sind. —

Die Landschaft des Innthales zwischen Hall und Innsbruck hatte sich im Herbste noch um den deutlicheren Glanz der Gletscher verschönert, welche von Südwesten hereinschauen. Besonders am frühen Morgen wollten sich die Augen nicht von ihnen abwenden. Statt der duftigen Wiesen machte sich die gelbe Farbe der Maisäcker bemerklich, deren dürre Blätter in jedem Luftzug rauschten. Die Grasanger waren theilweise durch die Sommerhitze verbrannt und die kleinen Wasser plätscherten hie und da zwischen Wiesen, die einem Torfmoore glichen. Dafür erfreute die Last der Früchte in den zahllosen Obstangern und beim Durchwandern eines Dörfleins wie Arzl mußte man beim Anblick der tief herabhängenden Aeste die nämliche Gluth preisen, welche den grünen Gräsern verderblich geworden war. Die Ruhe der diamantklaren Luft, die nur manchmal von leisem Wehen bewegt wurde, versetzte in eine unbeschreibliche Stimmung. Wenn über die Fluren hin die Abendglocken hallten, die Bäume leise nickten und in der plötzlich wieder eingeschlafenen Luft

die dünnen Weidenblätter neben dem Wiesenwasser mit dem letzten Glockenhall auszitternd ruhten — dann wurde wieder die eigenthümliche Schönheit dieses breiten Stromthales deutlich, die man oft über wilderen Erscheinungen vergessen will.

Ehe wir nun unseren Weg weiterhin durch die Thäler und über die Höhen fortsetzen, müssen wir einen Augenblick bei der Hauptstadt des Landes verweilen, welche da unten vor uns ausgebreitet liegt.

Die älteren Theile von Innsbruck, der eigentliche Kern der Stadt kann sich an staatlichem Aussehen nicht mit Bozen, noch weniger aber mit Trient messen. Doch hat die Zeit und die Gunst von mancherlei Verhältnissen der früheren Unbedeutendheit nachgeholfen und man kann jetzt wohl behaupten, daß Innsbruck nicht mehr wie früher nur die künstliche Hauptstadt des Landes sei. Wenn auch im flachen, nichtssagenden Baustyl unserer heutigen Periode aufgebaut, zeigen doch die Straßen, welche in der Richtung gegen den Bahnhof hin während der letzten Jahre entstanden sind, von einem augenscheinlichen Aufschwung des Wohlstandes und der Betriebsamkeit.

Ich muß es den Reisehandbüchern gewöhnlichen Schlages, von welchen der Fremde meist deutliche Anweisung erhält, überlassen, ihn zu den sogenannten Merkwürdigkeiten zu führen An dieser Stelle sei es mir nur erlaubt, eine und andere Bemerkung über dieselben beizubringen. Die erste derselben bleibt ohne Zweifel das Ferdinandeum, eine Sammlung der verschiedenartigsten Dinge, welche sich auf die Geschichte, die Kunst, die Natur des Berglandes bezieht. Vom antiken Amor, welchen man bei Schlitters im Zillerthal im Boden fand, bis zur Kanone, welche Innsbrucker Studenten den Pie-

montesen abnahmen, von den Schnitzereien der Grödener Bauern bis zum farbenblendenden Selbstportrait der Anna Knittel, der berühmten Tochter des Lechthales, von der Rosendroßel und Tannenmeise bis zum Alpensegler und Steinadler, von der Jochviper bis zur Gemse erblickt man da gar viele Gegenstände beisammen, deren Anblick oft durch jahrelange Wanderungen im Lande nicht errungen wird. Unter den Naturkörpern ist die Sammlung von Mineralien die am meisten vollständige, unter den Thieren sind die Vögel am besten vertreten. Bedauerliche Lücken in dieser Hinsicht könnten durch den Eifer und die Hingebung der Landeskinder leicht ausgefüllt werden.

Es läßt sich da eine Bemerkung machen, welche auch durch andere Veranlassungen mehrfach angeregt wird. In einem Lande, welches im Allgemeinen autoritätsgläubig ist, haben die Gebildeten stets mehr Sinn für Historie und was damit zusammen hängt. Die Vorliebe für Naturwissenschaften wächst besser auf anderem Boden.

Linguistik, Ethnographie und wie die Hilfswissenschaften der Geschichte alle heißen mögen, werden nebst dieser selbst von Dilettanten am meisten betrieben. Und die Anzahl von Münzensammlern dürfte selbst in diesem für die Gesteinslehre so wichtigen Lande eine weit größere sein, als die der gelegentlichen Mineralogen und Geognosten. Dieselbe Bemerkung macht man auch bei der Betrachtung der Zeitschrift des Ferdinandeums. Auch hier überwiegen Aufsätze, welche Historie im weiteren Sinn behandeln. Deßhalb wird es der Wunsch jedes Freundes der Berge sein, daß draußen die Geistlichen und Lehrer, die Jäger und Förster auch die naturwissenschaftlichen Sachen des Heimatlandes nicht vergessen mögen.

Viele Belehrung bietet den Freunden der Pflanzenkunde der botanische Garten. Dort findet sich manche Blüthe, welche nur auf Höhen heimisch ist, die nicht jeder Fuß erklimmt. Demjenigen, welcher am Pflanzenwuchs im Allgemeinen seine Freude hat, werden die Anlagen in dessen Nähe mit ihren Blumenbeeten, ihren schattigen Kastanien und hohen Pappelbäumen eine willkommene Zuflucht in heißen Stunden sein.

Wenn man Alles dieß gesehen hat, dann mag man immerhin in die Hofkirche gehen und sich die metallenen Männer und Frauen um das Grabdenkmal des Kaisers Maximilian betrachten und die silberne Kapelle mit der Bildsäule der schönen Welser und den treuen Andreas Hofer, die marmorne Gestalt, an deren Fahne niemals der grüne Kranz fehlt. Auf das goldene Dachl hinzuweisen ist nicht nöthig, weil dessen Anblick Niemand entgeht.

Ich für meinen Theil habe immer die Berge und die Pflanzungen und Stromufer, in welche sie so gewaltig herabschauen, als die anziehendste Merkwürdigkeit Innsbrucks betrachtet. Es ist nicht überall zu sehen, daß man aus den Straßen einer Stadt ansteigend, erst durch Gärten, dann durch Wälder, Wiesen und Alpentriften endlich zu beschneiten Höhen gelangt, von welchen aus man die fernsten Spitzen des Vaterlandes erblickt, und dem Strom, der, aus ihren tausend Gewässern sich sammelnd, erst in der unabsehbaren Weite des blauen Flachlandes dem Auge entschwindet.

Viertes Capitel.

Winterreise durch Inn- und Lechthal.

Ich verließ Innsbruck an einem heiteren Februarmorgen, um zunächst gegen Landeck hinauf zu pilgern. Der Reaumur'sche Wärmemesser zeigte nur wenige Grade unter dem Gefrierpunkt. Doch rauchte der Inn, welcher in der kalten Jahreszeit flaschengrüne Wellen dahertreibt, weil die Erstarrung der Berge ihm nicht einen trüben Tropfen zuführt. Die Gesichter der Bauerndirnen, welche ihre bemalten Milchkübel in die Stadt zogen, waren blau angelaufen und auch der eine oder andere Knecht, welcher der erwärmenden Arbeit des „Daxenhauens" (Zerkleinerung von grünen Fichtenästen, die als Streu benützt werden) oblag, war beflissen, solcher Erwärmung durch den Qualm seiner hölzernen Pfeife nachzuhelfen, während der Bube, der sich auf dem Haufen der Zweige herumtrieb, wie es zu anderer Jahreszeit seine Genossen mit Heu zu halten pflegen, sich hemdärmelig über den Winter lustig machte.

Die schon hochstehende Sonne dieses Monates bewirkt ansehnliche Unterschiede der Wärme zwischen Mittag und Morgen. Bedenkt man ferner, daß sich die Straße hier an der Sonnenseite an Berghalden hinzieht, die aus einer Höhe von sechstausend Fuß und darüber abfallen, so erklärt es sich, daß wir überall die Glöckchen der Ziegen hören, welche zwischen dem nadeligen Buschwerk, den herabgerollten Blöcken und auf dem mageren Geröll weiden, lange bevor die Sonne ihren Scheitelpunkt erreicht hat, während noch am glitzernden Morgen fußlange Eiszapfen das Dach des kaiserlich königlichen Schießstandes geschmückt haben.

In den Schluchten, welche, hie und da die zusammenhängenden Wände unterbrechend, sich in das nördliche Kalkgebirge hineinziehen, treiben Wolken, blaue Lichter und das Gefunkel des Neuschnees auf den hohen Jochrändern Spiele, wegen deren allein der Neuling in den Alpen sich für die größten Mühen eines winterlichen Spazierganges belohnt fühlen wird. Ich kann mich nicht mehr zu jenen Glücklichen rechnen und beneide diejenigen meiner Leser, welche noch nicht durch zahllose Schaustücke dieser Art verwöhnt sind.

So kam es denn, daß ich der Tafel unter der Martinswand, welche an das berühmte Wunder der Rettung des Kaisers Max erinnert, sowie dem Steige, der zu der Felsenhöhlung führt, in welcher der Verirrte gestanden haben soll, weit geringere Aufmerksamkeit widmete, als vor manchem Jahre, seit welchem ich diese Straße mehr als ein Dutzendmal gewandelt war. Wußte ich doch, daß auf jener ein zudringlicher Poet mit den Worten:

O Wanderer, schau an die Felsenwand,
Wo Kaiser Max stand, am Grabesrand.
Die Kaisergrotte beweiset glorreich,
Gott schützt das Haus Oesterreich.

sich an biedere Unterthanen wendet und wußte ich ferner, daß auf besagtem Steige heutzutage nicht nur Engel, sondern auch Frauenzimmer wandeln können. Nicht verschweigen dagegen will ich eine Fürstenlegende aus der neuesten Zeit, welche sich an dieses Gestein knüpfte. Die Martinswand ist ein Ausläufer des hohen Solstein, welcher über neuntausend Fuß hoch aufragt und der König von Sachsen, der späterhin seine Vorliebe für Tirol mit dem Leben bezahlte,

stand an einem Sommertage der fünfziger Jahre viermal höher als der römische König des fünfzehnten Jahrhunderts. Diese Besteigung darf nicht unter die bekannten fürstlichen „Anstrengungen" gezählt werden. Der Solstein gehört zu den höchsten Erhebungen der Nordalpen und es ist schwerlich anzunehmen, daß sich je ein gekröntes Haupt so weit über die gemeine Niederung hinauf wagte, den Großherzog von Mecklenburg ausgenommen, der auf dem Dachstein in Steiermark stand.

Von dieser Geschichte weiß der Frühmesser in Zierl zu erzählen, welcher sich dem vornehmen Alpenfreunde damals zum Führer anbot.

Im stattlichen Posthause zu Zierl ist außer ascetischer Literatur zum Kirchengebrauch und den landläufigen Kalendern nur ein Buch vorhanden — eine Armuth, welcher man freilich in Tirol und wohl auch in Baiern nicht selten begegnet, die aber doch angeführt zu werden verdient. Dieses Buch, zur Förderung irgend eines frommen Zweckes colportirt und den reicheren Leuten der Gegend aufgedrungen, beschreibt den Einfall der Franzosen in Tirol vom Jahre 1799. Zur Kenntnißnahme dieser Thatsache gelangte ich, als mir ein Mal die Nothwendigkeit einen eintägigen Aufenthalt bei Regenwetter dortselbst auferlegte und ich mir mit Lesen die Langeweile vertreiben wollte. Wozu bedarf übrigens ein bairischer oder tiroler Posthalter der Bücher? Ist Seinesgleichen nicht ohnehin schon die angesehenste und geachtetste Kaste der Gegend?

In Telfs, drei Stunden weiter oben, blieb ich einige Tage liegen. Wer ein Wachsfigurenkabinet voll von vormärzlichen Honoratioren sehen will, der bemühe sich in das

Nebenstübchen der Post, wo die Kellnerin demjenigen, der ihr wie ein Tourist vorkommt, zum Essen aufdeckt. Die gute Person hielt mich in ihrer Naivetät für einen solchen, während einige der anwesenden Herren Beamten schon Scharfsinn genug besassen, unter der unscheinbaren Hülle Größeres zu vermuthen. Dieselben drückten, ihre Rede an mich wendend, in herablassenden Worten ihre Freude darüber aus, daß sie jetzt vermuthlich „etwas zu sehen" bekämen, vielleicht Stereoskopen einer gewissen Sorte oder gar geistreiche Kartenkunststücke. Auf meine Bemerkung, daß ich nicht im Stande sei, ihnen solche Unterhaltung zu gewähren, sondern als Fußreisender einfach die Absicht habe, mich selbst, und zwar ausschließlich am Winterleben dieser Thäler zu amüsiren, entstand bedenkliches Schweigen und man griff getrost wieder zu den Karten, welche die Vorsehung eigens für die Würdenträger in den Nebenstuben geschaffen zu haben scheint.

Bei dieser Gelegenheit will ich den Stylisten, welche in deutscher Sprache Redefiguren und Bilder anwenden, einen Wink geben. Wenn sie das Geistesleben des Menschen als eine vegetative, schlummernde, träge bezeichnen wollen, so nehmen sie ohne Weiteres zum Wort B a u e r ihre Zuflucht und richten ihre schmückenden Beiwörter danach ein. Sie haben aber hierin, sowie in der Anwendung mancher anderen Redensart, Unglück. Dem Wesen des Bauern lassen sich mühelos diese und jene malerischen und dichterischen Seiten abgewinnen, die benannten Männern gänzlich fehlen; dagegen theilt er seine Schattenseiten, beispielsweise, daß er blind in den Tag hineinlebt und keine Ahnung von dem hat, was die Welt und die Geister bewegt, vollständig mit den studirten Herren im Nebenstübchen. Neben dem gleichen Defizit hat

also der Bauer noch schöne Stücke voraus. Auch muß ihm das als Ueberschuß angerechnet werden, daß, wenn über Dinge von allgemeiner Bedeutung gesprochen wird, er wenigstens zu begreifen sich nicht selten anstrengt, während es der Andere mit seiner klassischen Bildung so weit gebracht hat, daß er aus seinem Sumpfe jede derartige Rede für eine unbequeme, gar häufig für eine verdächtige, hält. Man lasse also die Bauerntölpel in Ruhe, wenn es sich um Metaphern handelt.

Die Neugierde der Würdenträger zu Telfs sollte indessen noch an diesem Abend befriedigt werden. Es kam ein Mann herein, welcher in einem langen offenen Kasten hölzerne Figuren in Bergmannstracht zeigte. Nebenan befand sich ein Griff wie an einer Drehorgel. Wenn er diesen in Bewegung setzte, so rührten sich alle Männlein und klapperten mit ihren Werkzeugen. Dieses Schaustück, welches von einem Stumpen Unschlittkerze beleuchtet war, nannte er das Bergwerk von Freiberg. Da boten nun die Gesichter der Zuschauer komische Gegensätze. Während die Bauern und Mägde mit unverhehltem Entzücken hinsahen, beobachteten die Herren eine halb neugierige, halb steifleinerne Haltung. Das eine Auge gab sich so zu sagen den Reizen der Marionetten hin, während der Blick des anderen, den Anforderungen der Standeswürde eingedenk, abgewendet in gesenkter Linie auf den Tisch fiel. Dieses Auge wollte die Verachtung solchen Plunders ausdrücken, an dessen Betrachtung sich das andere ergötzte.

Lustiger war es am andern Tage unter den Fuhrknechten. Diese hatten eben gebeichtet und ihren Beichtvater, einen wohlbeleibten Franziskanermönch, mit ins Wirthshaus genommen. Man gerieth in heitere Laune,

fing an, allerlei Vogelstimmen nachzuahmen und Einer vermochte wie eine Nachtigall zu schlagen, daß Niemand mehr sein eigenes Wort hörte. Der Pater mußte bald seiner Pflicht folgen, welche ihn in das Refektorium des Klosters rief. Die Beichtkinder aber tranken fort, bis einer von ihnen in ahnungsvollem Tone sagte: „Wenn wir morgen zur Communion gehen wollen, müssen wir unsere Köpf' vorschuhen lassen!"

Am nächsten Tag stöberte es Stunden lang und warf Flocken wie ein Bauernhut — in Tiroler Bildersprache ausgedrückt. Ein wüthender Sirocco-Sturm ging über das Thal hin. Der Wirth meinte das Barometer stehe „auf dem jüngsten Tag herunter". Der Pater saß abermals unter seinen Fuhrknechten, wendete aber den Kopf ab, als ich Miene machte ihn zu begrüßen. Hätte er eine Ahnung davon gehabt, wie wenig Freude ich über das Gesicht manches seiner Brüder empfinde, so hätte er das Verläugnenwollen bleiben lassen. Aber es ist schon so. Wer nach dem Scheine lebt, meint, er werde nach dem Scheine beurtheilt. Und wer der Wahrheit lebt, ist der Zuversicht, man richte ihn nach dieser. Und doch irren Beide gar häufig.

An einem Wintertage ist auf der Gasse eines so öden Tiroler Dorfes wenig zu sehen.

Unter den leeren Weinfässern, welche auf einem Schlitten gelagert sind, um nach dem Etschland gebracht und dort mit dem guten 1867ger gefüllt zu werden, trippeln Gänse umher und betrachten den Wanderer fast so neugierig, als die Honoratioren im Nebenstübchen. Auf der etwas verwitterten Kirchhoftreppe treiben sich Hühner herum und die Enten

tummeln sich im Becken des großen Dorfbrunnens. Ich für meinen Theil trachtete das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und stieg am südlichen, schneefreien Abhang der Berge umher, dort wo der merkwürdige Telfser Wein gebaut wird und aus den jungen Fichtenwäldern Bäche hervorbrechen, in welchen aufsprossende Brunnenkresse zu finden war. Diese bot mir in Berücksichtigung des Umstandes, daß in Tiroler Wirthshäusern grünes Zeug oft nur dem Namen nach gekannt wird, eine erfreuliche Zuspeise, abgesehen von dem Vergnügen der sonnigen Wanderung an den Hängen und Waldsäumen hin, deren Harz in der frühlingsgleichen Wärme duftete. Da standen die hellgrünen Wachholderstauden mit ihren halb und ganz reifen, mit ihren grüngelben und blauen Früchten, darüber schaute der Mundi, das hohe Felsgebirge, mit seinem glänzenden Schnee her und der Bach schoß glitzernd das Steinbett hinab, in welches man ihn eingezwängt hat.

Daß der Weg von hier zu der alten Cisterzienser Abtei Stams und weiter hinauf im Winter schöner wäre als im Sommer, will ich nicht behaupten. Wo auf der Straße sich eine kleine Vertiefung vorfand, brach der Fuß knirschend in das lockere Eis, welches sich darüber hingezogen hatte. Hörtenberg, die alte welfische Burg, welche im Mai vom lichten Grün der Buchen halb verdeckt wird, als ob die alten Bäume ein Sinnbild wären der dämmernden Geschichte und der Sage, welche die Wahrheit verhüllt, sieht jetzt so nackt und kalt und überschaubar durch die überfrorenen Aeste, und der Waldschatten, welcher an die dunkle Zeit gemahnte, ist von der frostigen Klarheit des gegenwärtigen Tags verdrängt. Statt der Spuren, welche an einem Junitage auf dem schönen Feldwege hinter Telfs der Fuß im umgebeugten Grase zurück-

läßt, zeigt sich jetzt seine Gestalt durch feuchte Ränder im Neuschnee der Straße.

Nur die Unglückstafeln stehen noch da, welche beurkunden, wie dieser oder jener in den Bergen beim Heuen oder Holzfällen verunglückt ist und die Vintschgauer Karrenzieher, welche mit Besen oder Geschirren handeln, vor welche sich Mann und Weib gemeinsam anspannen, während die Kinder zu der hinteren Oeffnung des Leinwanddaches lustig herausschauen, scheuen eben so wenig die Launen des Februars als die Hitze des Juli. Der Handel ist ihnen noch immer diejenige Arbeit, vor welcher sie am wenigsten Scheu empfinden. Das Marschiren und Wandern ergibt sich allmälig durch die Uebung und gegen das Elend rüsten sie sich mit dem bezeichnenden Satze: „Lieber ein leerer Darm, als ein müder Arm!" In dieser Hinsicht dürften andere Einflüsse mit in Betrachtung gezogen werden. Wenigstens weiß ich, daß die Entstehung der Telfser Spinnfabrik auf viele Hindernisse von Seiten der geistlichen Herren gestoßen ist und auch in der Nähe einer nicht weit davon entfernten Fabrik hörte ich die Leute sagen, daß ihnen gerathen worden sei, lieber zu betteln, als dort zu arbeiten.

Der Gegensatz gegen den sommerlichen Himmelfahrtstag, an welchem ich Pfaffenhofen, das Dorf unter der Veste Hörtenberg, zum letzten Mal besucht hatte, unterhielt mich auf einer langen Strecke meiner heutigen Pilgerfahrt. Damals wehten die rothen Lappen der Vogelscheuchen auf den Erbsenfeldern im lauen Sommerwind, die blauen Glockenblumen schienen mit den Festglocken zu läuten, die Lerche im Käfig am offenen Fenster des großen Hauses bei der Kirche war ungeduldig, die Buben rissen oben auf dem Gesimse der

Schalllöcher stehend mit aller Gewalt an den Strängen, um die „Auferstehung", eine große Freske an der weißen Kirche, flatterten Schmetterlinge von den Fliederstauden der Mauer her, wunderlich schauten die rothen Feldkreuze und Martersäulen aus den bewegten Saaten und hoch oben kreiste ein Jochgeier, der nach dem jungen Volk der Felder, den Häschen und Wachteln auslugte, bis er endlich hinter den Wänden des Mundi verschwand. Damals war nichts Weißes zu sehen als die Apfelblüthe und der Schnee der höchsten Grate. Der Winter, welcher damals schon bis in seine heimischen Wüsten hinaufgescheucht war, machte sich jetzt noch hier unten breit und der einzige Duft, der außer dem thauigen Schneegeruch zu verspüren war, kam von den Holzscheitern her, die mit Schlitten über die holperig gefrorene Straße hingeführt wurden. Damals im Sommer aber lustwandelten die Frauen von Silz in der Abendkühle durch ihr Föhrengehölz, während schon Sterne über den Kalkspitzen loderten, nachdem kaum die kohlenähnlich glimmenden Streifen des Abends an den Wänden des Solstein verblaßt waren.

Heute gingen häßliche Weiber mit großen Pelzkappen durch den schneeigen Tritschtratsch dort in den Rosenkranz. So oft ich durch diesen Föhrenwald kam, ging mir der Gedanke nicht aus dem Kopf, daß an solcher Stelle in Oberösterreich oder Baiern unfehlbar Bier aus kühler Quelle fließen würde. Hier in Tirol hat man einen Kreuzweg mit den dreizehn Stationen des Leidens Christi hineingebaut, womit ich keineswegs angedeutet haben will, daß Beides nicht neben einander bestehen könnte. —

Diese Bemerkungen über die Gegensätze des Lebens und der allgemeinen Beschaffenheit einer Landschaft, welche aus

dem Unterschiede der Jahreszeiten entstehen, hätten mir fast die Laune getrübt, wenn nicht ein wackerer Bursche, den mir der Zufall an die Seite führte, meine Gedanken nach anderen Richtungen lenkte.

Dieser Bursche, aus dem Pitzthal gebürtig, hatte während des Sommers „draußen" einen Handel mit Spielwaaren getrieben und oblag nun der angenehmen Beschäftigung eines „Wintergrafen", wie man diejenigen nennt, deren Herrlichkeit mit dem letzten Guldenzettel verweht, den sie von ihren Sommerreisen mit nach Hause bringen. Die Monate Februar und März sind den Wintergrafen schon gefährlich, gefährlicher noch als den Schneemännern, welche der plastischen Geschicklichkeit unserer Jugend ihr Dasein verdanken. Auch bei ihm schien es mit den Schätzen des Sommers auf die Neige zu gehen. Ich entnahm das aus seinem ausgesprochenen Vorsatze, schon in den nächsten Wochen wieder aufzubrechen, da jetzt das „Frühjahr" gekommen sei. So geben sich abgehärmte Bären und Dachse der Täuschung des Frühjahrs hin, weil sie das Verlangen ihres Körpers mit dem Wandel der Natur verwechseln.

Von Manchem, was mir dieser Mensch erzählte, soll das eine und Andere mitgetheilt werden. In seiner Jugend war er zu Imst Kellner gewesen und hatte ihm dortselbst ein Zillerthaler, den er hinauszuwerfen beauftragt war, den oberen Lappen seines rechten Ohres weggebissen, weßhalb ich mir die Lage seines Hutes erklären konnte, den er tief auf die Seite herab gerückt hatte. Während seiner Kellnerlaufbahn hatte ihm einmal ein Engländer statt des schuldigen Trinkgeldes eine Bibel gegeben — eine Großmuth, die mich mehr ergötzte, als sie ihm zu jener Zeit gefallen haben

mag. Späterhin handelte er mit Gaiskitzen hinab nach Innsbruck und in noch späterer Zeit schleppte er die „Herrgötter" auf einer Kraxe über die Jöcher, um bei den Bauern Hausir-Handel zu treiben, eine Beschäftigung, welche den Grund zu seiner dermaligen über die Gränzen des Landes hinaus erweiterten Thätigkeit gelegt hatte Er war ein schlauer Bursche. Wie er, um sich die Kauflust der frommen Wirthin zum Stern in Innsbruck zu sichern, dieselbe niemals anders, als mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!" anredete, so wußte er auch guten Bescheid über die Anforderungen, welche der Kunstgeschmack der Bauern an seine „Herrgötter" stellt. Dieß zu erläutern stelle ich meine eigenen Erfahrungen neben die seinigen.

Als ich eines Tages mit einem befreundeten Maler durch das Etschland wallfahrtete, und dieser in den braunen Bauernhütten die wunderlichen Gestalten und Kreuzbilder sah, die Penaten des Hauses, so wünschte er sehnlich, diese oder jene über alle Massen seltsame, von Rauch und Fliegen geschwärzte Figur mit nach Hause zu nehmen, um sie neben anderen Absonderlichkeiten in seinem Atelier aufzustellen. Dieser Wunsch aber begegnete den größten Schwierigkeiten. Der Bauer würde es für eine Sünde halten, ein solches Bild herzuschenken und es zu verkaufen, gar für einen Handel gleich dem, welchen Judas Ischariot trieb. Wenn man bedenkt, daß er vielleicht im Angesicht dieses Bildes geboren wurde, daß sein Vater es in seiner Todesstunde in der ersterbenden Hand hielt, kann ihm das Niemand verdenken.

Da kam uns der Zufall zu Hilfe. Ein wälscher Herrgotthändler kam eben des Weges mit nagelneuen Heilanden und Kreuzbildern. Da kam mir der Gedanke, ob sich auf

dem Wege des Tausches nicht erreichen lasse, was gegen baares Geld unmöglich schien. Die Vorliebe des Bauern für Buntes, Glänzendes und Neues (und diese Eigenschaften hafteten ja an seiner Waare) schien uns von guter Vorbedeutung. Aber wir täuschten uns.

Nur in einem einzigen Falle brachten wir es so weit, daß uns ein Bauer unter den vielen Bildern, welche er besaß, ein einziges gegen ein anständig gearbeitetes Kreuzbild des Wälschen gab. Dieser selbst, welcher, ob der Erleichterung seines Geschäftes frohlockend, uns mit Begeisterung begleitete, erschöpfte sich mit uns in Anpreisungen der schönen neuen Bilder. Aber da kamen Einwendungen, welche uns ebenso unerwartet waren, als sie für die Sinnesart der Bauern bezeichnend sind.

Dem einen war der neue Christus, nachdem er ihn eine Viertelstunde lang bedächtig in der Hand gewogen, nicht „schwar" (schwer) genug, der Andere meinte, ein Christus ohne „Inri" (die vier Buchstaben J N R J) tauge nichts, Diesem war er zu wenig mit Blut bedeckt und Jener sagte insbesondere, die Beine seien nicht „genug aufgeschlagen", womit er die großen Wunden meinte, welche bei ächten Schöpfungen gleich unter dem Knie angebracht sind. Auch mit der Behauptung, dieses und jenes Bild sei schon zum „Versehen" gebraucht worden, suchte man unseren Lockungen sich zu entziehen. Einen „heiligen Geist" aber, jene hölzerne Taube, die an einem Faden über dem Eßtisch hängt, zu bekommen, war vollends ein Ding der Unmöglichkeit. Den Leuten that es sichtlich wehe, unsere Bitten abschlagen zu müssen, auch wollten sie in manchem Hause uns Gastfreundschaft anthun und setzten uns Wein vor — aber der Maler erreichte seinen Zweck nicht und der Wälsche, welcher das

Anfangs lachend für eine bella commedia erklärt hatte, machte immer längere und längere Gesichter und verabschiedete sich endlich mit: „o, che gente brutta e stupida“ und ähnlichen Schmeicheleien. Wir aber konnten uns im Grunde nicht verhehlen, daß uns trotz der eingemengten absonderlichen Meinungen das Wesen jener Bauern nicht übel gefiel. —

Ganz dieselben Kanones christlicher Kunst entwickelte mir nun hier mein Pitzthaler. Doch that er es mit dem Bewußtsein eines Menschen, welcher die Thorheiten Anderer zu überschauen glaubt und nicht, ohne fortwährend beizufügen: „So wollen es die Bauern!“ Der Verkehr mit der Fremde schien ihm eine gewisse Sorte von Aufklärung beigebracht zu haben. Dieser schreibe ich es auch zu, daß er im weiteren Verlauf des Gespräches sich über die Predigt eines Oberinnthaler Pfarrers lustig machte, welche er während seines Aufenthaltes zu Imst und in dessen Umgebung angehört hatte. Dieser Geistliche erklärte am Dreifaltigkeits-Sonntage das Wesen der heiligen Dreifaltigkeit und gebrauchte dabei, um sich den Bauern völlig verständlich zu machen, die Vergleichung mit einer Mistgabel. Gleichwie es bei dieser, sagte er auf der Kanzel, drei Zinken gibt, die doch nur eine Gabel sind, so sind dort drei Personen und ein Gott. Der Pitzthaler Händler lachte über diese Erinnerung, ich aber vermochte den Gedanken nicht zu unterdrücken, daß die scholastische Philosophie und die Theosophen unserer Tage sich wohl mit ungenaueren und seltsameren Erklärungen der Trinität an das Licht der gelehrten Welt gewagt haben, als dieser Pfarrer, dem es beschieden war, das Fassungsvermögen armer Bauern in eines der seltsamsten Dogmen einzuführen.

Endlich kam Stams, jene uralte Abtei, welche von der

Mutter des Konradin gestiftet ward, die ihrem Schmerz über den ermordeten Sohn ein Denkmal setzen wollte. Ich machte meinen Pitzthaler auf den milchigen Wasserfall aufmerksam, welcher jenseits des Inn aus den grauen Wänden herabstürzt. Aber er hörte mich nicht mehr, sondern sein letztes Wort, als er von mir Abschied nahm, war: „Jetzt geht doch bald wieder ein anderes Geschäft an!“

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß sowohl dieser Mensch, als eine große Anzahl von Bauern und Dirnen, welche uns entgegenkamen, sich durch Gesichtszüge bemerklich machten, welche in Verbindung mit den dunklen Augen es ohne Zweifel lassen, daß hier die deutsche Sprache von Leuten geredet wird, deren eigentliches Wesen romanisch ist. Ich würde das behaupten, auch wenn die Ergebnisse der Gesichts- und Sprachforschung damit im Widerspruch stünden. Freilich ist hier die romanische Zunge früher verstummt, als in dem südlichen, jenseits der Wasserscheide liegenden, parallelen Vintschgau. Doch sind die länglichten schmalen Gesichter und die langen Wimpern noch immer nicht verschwunden und auch in gar vielen Namen, wie beispielsweise gerade in dem des Pitzthales (von piz, die Spitze) hat sich auch noch lautlich die Erinnerung an eine Zeit erhalten, über deren Ereignisse sich Niemand einen klaren Begriff machen kann, weil er in dem ethnographischen Wust, welchen alle Bücher in Ermangelung sicherer Ueberlieferungen nach Tirol hineinschleppen, hilflos stecken bleibt.

Mag nun in jenen Büchern stehen was da will, ich halte mich an die Augen und die Wangenlinien der Oberinnthaler und noch mehr der Oberinnthalerinen und behaupte, daß wir da ein Volk vor uns haben, welches in Wirklichkeit, die ausschließliche Herrschaft der deutschen Sprache ausge-

nommen, nicht viel mehr deutsches Wesen zur Schau trägt, als die Bewohner von Montafon und anderen Thälern der westlichsten deutschen Alpen, denen man ihre gewaltsame Bekehrung zum Germanismus noch durch geschichtliche Urkunden aus nicht gar alter Zeit nachweisen kann.

Hinter der rothen Brücke von Haimingen beginnt mit der zunehmenden Enge die gewaltigere Natur des Innthales, welche nun fort und fort mit wilderen Schaustücken auftritt, bis dahin, wo der Strom aus dem heimatlichen Graubünden nach Tirol hereinkommt und ihn nur eine geringe Strecke felsigten Landes von dem Ursprung der Etsch trennt, jenes Flußes, welcher den größten Theil der Wasser des südlichen Landes zum Adria hinabführt. Dieses Haimingen liegt in einem weiten Gürtel von Fichtenwäldern, welche sich da noch einmal breitgemacht haben, ehe die zusammenrückenden Hänge des Thales den Stämmen nicht erlauben, anderswo als auf einer geneigten Felsfläche zu stehen. Das erste bedeutsame Bild, in welches man Einsicht erhält, entwickelt sich da, wo hinter einem ungeheueren, jetzt mit Pflanzenwuchs überdeckten Schutthaufen die Oetzthaler Ache ihre Gletscherwellen in den Inn herein wälzt, nächst dem Wasservermögen der Salzache die bedeutendste Mitgift, welche der alte Strom dem Vater Danubius zubringt. Gegenüber dieser Einmündung befinden wir uns in einer Landschaft von ächt tirolischem Gepräge. Da stehen vor uns vier junge Bäume, welche ein Unglücksbild umgeben, worauf dargestellt ist, wie ein Handelsmann an dieser Stelle vom Schlag getroffen todt zu Boden sinkt. Darunter rauscht der Inn tief in seinen dunklen Fichten und die Berge des Oetzthales schauen in strahlender Verklärung herein, als ob sie der Hintergrund dieses Bildes wären, welcher dem armen Verunglückten jenseits des lärmenden fin-

steren Lebens die Verheißung glanzvoller Freude zuwinkt. An solchem Orte ist es gut zu stehen, wenn das erste Flimmern der Sterne sich in der dämmernden Luft durchringt und aus Kirchen, welche dort irgendwo ungesehen hinter den Wäldern liegen, die Abendglocke schallt. Dann erinnern wir uns wundersamer Tage auf den Gletschern dort drüben, an welchen wir nichts mehr von der Welt sahen, als den tiefen Himmel und die weiße Wüste. Jetzt liegen sie alle unter thurmhohen Schneewehen und die blauen Eisklüfte, an deren Rande der zögernde Fuß zitterte, sind von den hineingetriebenen Flocken angefüllt, daß ein Heer darüber hinzugehen vermöchte.

Wir haben in den letzten Tagen öfter die Erfahrung gemacht, wie angenehm sich in den ersten Morgenstunden eines Wintertages oft die Wege abkürzen, wenn man geradaus über die Felder geht und sich auf die harte Kruste verläßt, welche der Frost in den ersten Tagesstunden sich über dem tiefen Schnee hat befestigen lassen. Gegen Mittag würde der Körper einsinken, in der Frühe des Tages aber schreitet er rasch über die rauhe Decke dahin, ohne Krümmung schnell den Kirchthürmen und anderen Zielen zu. So, würde vielleicht der Unkundige schließen, könnte es nichts Leichteres geben, als im Winter über die hohen Gletscher hinzugehen, deren Unebenheiten, Staffeln, Risse und Abstürze alle unter dem gleichmachenden Schnee vergraben liegen und ohne Weiteres die ungesehenen Hindernisse zu überwinden, welche zu der Zeit, in welcher das Gletschereis schneefrei daliegt, den Tod bringen.

Dieses ist ein Irrthum. Der Schnee auf den Fernern, das heißt derjenige Schnee, welcher in einem gegebenen Augenblick die Oberfläche darstellt, ist fast immer frischgefallen und selten gefroren, sondern meist eine körnige

Anhäufung, ein grobes Pulver, in welchem man sofort versinken würde. Ehe diese Aufstreuung Zeit hat zu gefrieren, werden neue Flockenhaufen darüber geschüttet. Was hier unten als Wolke über den Himmel zieht, ist dort oben ein Gestöber, in welchem dem Einzelnen das Sehen und Athmen unmöglich würde. Daher geht in Tirol, wo so manches Joch Jahr aus Jahr ein überstiegen wird, im Winter Niemand über die großen Gletscher. Nur ein Fall ist mir bekannt geworden.

An einem Februartage überschritt ein Bauer den Nieder-Jochgletscher zwischen Schnals und Fend. Er hatte das Glück, daß gerade an jenem Tage die Schneedecke weniger locker war als gewöhnlich. Auch General Loudon überstieg Ende März 1799, weil ihm der Finstermünz-Paß von den Franzosen verlegt war, den großen Ferner von Langtaufers und kam drüben im Pitzthal heraus. Wie viele von seinen Leuten im Schnee liegen geblieben sind, darüber schweigt die rücksichtsvolle Geschichte.

So lassen wir also die brennrothen Ferner dort drüben liegen und das unheimliche, fast übernatürliche Winterlicht auf ihnen in der kalten Luft verblassen.

Eine vierfache Bergreihe scheint hier die Thäler Oetz und Pitz von einander zu trennen. Dieses letztere ist eines der wenigen großen Gletschergebiete von Tirol, auf deren Rücken nicht die große Wasserscheide zwischen Nord und Süd hinläuft, denn auch im Süden fallen seine Bäche gegen Fend ins Oetzthal hinab, von wo sie mit der großen Ache nordwärts in den Inn herausgetrieben werden. Sein Mittelbergferner aber ist der schönste in Tirol. Ihn zu sehen, fuhr der sächsische König ins Thal, an dessen Eingang ihn

sein Pferd erschlug. Was aber weiter darin erblickt werden kann, die blaugrünen Eiswände, der Riffel-See und Anderes, darüber reden wir nicht an diesem Orte. Erwähnt sei nur, daß es der Reise aus dem fernsten Erdtheile nicht unwerth wäre, dort einmal den Regenbogen eines Gewitters zu sehen, der sich über dem unabsehbaren Eismeere ausspannt, mit dessen schillernden Farben die Enden seiner Wölbung verschwimmen.

Doch — hier überkommt mich Sehnsucht nach den Lichtern des Sommers. Bleiben wir also auf unserer Straße.

An den Steigungen derselben, welche sich um die hohen Bühel, die zum Inn abfallen, hin und her windet, lassen sich die Schwierigkeiten überschauen, welche der Eisenbahn harren, die nach Vorarlberg gebaut werden soll und mittelst deren Stränge die kaiserliche Monarchie ihr westlichstes und dem eigenen Wesen am meisten entfremdetes Land fester an sich zu ziehen gedenkt. Hier überdeckt den breiten Geröllstrom, der sich allmälig von den Kalkwänden herab gegen die Schlucht hin angelagert hat, in welcher der tiefe Strom rauscht, ein niedriger, kümmerlicher Wald voll Wachholdersträuchern und verkrüppelten Nadelhölzern.

Wir haben schon lange ins Pitzthal hineingesehen und seine westliche Bergwand, leider gerade diejenige, welche für ein Thal wie dieses völlig bedeutungslos ist, rückt uns mit ihren tief verschneiten Hängen immer näher. Da ist zuerst noch der Kirchhof von Karres, an welchem der Weg uns vorüber führt. Dieser Kirchhof sieht nicht nur in der Dämmerung, sondern auch im hellen Schein der Sonne so aus, wie ein bunt bemalter Bauernkasten, auf welchem allerlei Dinge stehen, welche für Nippsachen gehalten werden, flitter-

goldiges, unruhiges, grelles Zeug. So wimmelt es dort von rothen, blauen und schwarzen Kreuzen, von Wandgemälden und Weihgeschenken, ein von vielfarbigen Denkmälern des Elendes und Aberglaubens übersäetes Stück Erde. Tief unten, kurz vor der Brücke, auf welcher man über den Inn geht, um ins Pitzthal zu gelangen, steht ein anderes Zeichen persönlichen Mißgeschickes. An der nämlichen Stelle, an welcher der König von Sachsen tödtlich getroffen wurde, hat man eine Kirche gebaut, deren grünes Dach sich nur durch lichtere Färbung unter den Fruchtbäumen hervorhebt, wenn ihr Laub im frischen Saft des Frühlings glänzt. Es wird nicht leicht sein, in diesem Thale voll reißender Wasser, jäher Abstürze und steiler Wände einen Ort zu finden, der weniger bedrohlich erscheint, als die Stelle am sanften Hügel dort, welche dem König den Tod brachte. Ich habe immer gefunden, daß loyale Sachsen — und in wenigen deutschen Vaterländern gibt es ein loyaleres Stammesbewußtsein — welche zum Sterbeorte ihres Königs gewallfahrtet waren, sich enttäuscht aussprachen über dessen so wenig halsbrecherisches Aussehen. Es half mich nichts, daß ich ihnen einwendete, man könne auch auf ebenem Boden den Fuß brechen, wenn man eben Unglück habe. Sie trennten sich nicht gern von dem Gedanken, daß die Gefährlichkeit des Schauplatzes mit der Größe des Unglücks übereinstimmen müsse.

Der Besitzer des Wirthshauses zu Brennbühel, in welchem der Monarch verschied, hat zwar gegen Geldentschädigung die Verpflichtung übernommen, in dem betreffenden Zimmer niemals Jemanden über Nacht zu behalten. Wenn nun gleich dieses Zimmer das „schöne" ist und das Entgelt für die Fernhaltung von Schlafgästen aus demselben kein besonderes großes, so hat er doch alle Ursache, das Unglück des alten Mannes seinerseits

als einen günstigen Zufall zu betrachten. Es gibt so viele Leute in der Welt, welchen das Sterbezimmer eines, wenn auch kleinen und unberühmten Königs merkwürdig vorkommt, daß ihm die in Form von Trinkgeldern verabreichten Geschenke sicherlich mehr eintragen, als der Erlös aus Speisen oder Getränken, welche er den nordischen Fremdlingen vorsetzt. Von außen ist sonst weiter nichts zu sehen, als die Balken, welche für die benachbarte Sägemühle aufgeschichtet liegen und statt einer erinnernden Inschrift erblickt man nur eine Tafel, welche die Abfahrtszeit der Stellwagen angibt. Das Sterbezimmer vermag ich nicht zu beschreiben und verweise alle Diejenigen, welche für die vom Zufall geschaffene Merkwürdigkeit Theilnahme hegen, auf die eigene Anschauung.

Gleich nebenan steht der alte Markt Imst, den Deutschen durch einen schlechten Roman des vielgelesenen Spindler, betitelt: „Der Vogelhändler von Imst", sowie durch die Schaaren von Vogelhändlern bekannt, welche vor Jahren von hier aus alle Länder durchzogen und wohlabgerichtete Drosseln und Kanarienvögel herumtrugen. Die Imster hatten den Ruf, den Vögeln allerlei Melodien beizubringen, deren Namen so vielfältig waren, wie die „Weisen" der weiland Meistersänger. Am meisten sprach man von dem „Waldschall" der Imster Drosseln. Indessen wird ihnen von den Klügeren nachgeredet, daß späterhin gar häufig die Waare vom Namen gedeckt worden sei, und daß die Händler, welche nach Norden reisten, ihren schwindenden Vorrath an gelehrten Schreiern stets wieder durch Aufkäufe an dem Orte ergänzten, an welchem sie sich eben befanden. So würde ihr Geschäft demjenigen zu vergleichen sein, welches die Zillerthaler Handschuh- und Teferegger Teppichhändler getrieben, welche die Welt mit Erzeugnissen durchreisten, die an hundert Meilen

weit von ihren heimischen Thälern entfernt hervorgebracht worden waren. Indessen ist es dem Imster Vogelhandel ergangen, wie vielen anderen ähnlichen, einst auf bestimmte Orte beschränkten Betriebszweigen. Die große Abnahme der Singvögel in Tirol, wo jetzt fast hinter jedem Busch wälsche Lumpen liegen, nicht um ihren Gefangenen den „Waldschall“ beizubringen, sondern um sie mit Haut und Haar gebraten zu verschlingen, mag ihren Theil dazu beigetragen haben, auch die höhere Kunst der Gesangslehrer mit diesem oder jenem fast ausgestorben sein. Der vorzügliche Grund aber wird, wie ich mir denke, in der wechselnden Laune der Welt liegen, welche nach Art der Kinder sich eine Zeit lang auf irgend etwas steift und ein Spielzeug ausschließlich festhält, um es späterhin spurlos zu vergessen. Vielleicht wird sogar Mancher hinzufügen, wäre es überhaupt kein Schade, wenn das Behagen an dem Geschrei der Kanarienvögel nach und nach aus der Mode kommt und mag es auch an der steigenden Vorliebe für wahren Naturgenuß liegen, daß die Leute den Waldschall lieber in ihrem Garten hören, als aus der Kehle eines gequälten Thieres hinter seinen Drahtgittern. So ist es gekommen, daß man wenig mehr von den Imster Händlern hört, welche einst in den Harems von Stambul und in den Palästen von St. Petersburg gern gesehene Gäste waren.

Eine andere wirkliche Merkwürdigkeit des jetzigen Imst, deren Werth auf geistigem Gebiete liegt, wird selbstverständlich weder erwähnt noch besucht. Ich meine den alten Luterotti, welcher vor vierzehn Jahren zu Innsbruck einen ansehnlichen Band „Gedichte in Tiroler Mundart“ herausgab, auf deren Titelblatt er in seiner bescheidenen Weise nicht einmal den Namen setzte. Welche Bedeutung diese Erzeugnisse für die Kenntniß der Sprache und der verborgensten

Eigenthümlichkeiten des Volkes haben, geht daraus vor, daß Schöpf in seinem gründlichen und gelehrten Wörterbuche der Tiroler Mundart die Sammlung gar häufig als authentische Quelle für dieses oder jenes Wort oder irgend eine Redewendung angibt und sie citirt, wie ein Lexikograph des alemannischen Dialectes Hebel, einer des plattdeutschen die Werke von Fritz Reuter herbeiziehen müßte. Bei mancher Piece dieser merkwürdigen Dichtungen steht allerdings Luterotti nur zu Gevatter, andere sind von ihm unmittelbar der Ueberlieferung im Volksmunde nachgeschrieben, wie etwa:

Bald ma koan Raam hat,
Kann ma nit rüarn,
Wenn ma koan Knecht hat,
Bleibt oan koa' Diarn.

und ähnliche Ausflüsse populärer Weisheit; die meisten aber verdanken ihren Ursprung jener Mischung von selbsterworbener Kenntniß des Volksgeistes in den Bergen und dichterischer Begabung, welche bewirkt, daß seine Gedichte einen ganz anderen Eindruck machen, wie so manche versificirte Aperçus über volksthümliche Redensarten und mühselig in Rhythmus gebrachte Anekdoten.

Die lustigste und merkwürdigste dieser Geschichten ist sein Nikolaus-Markt zu Imst, in welchem er Bauern aus den verschiedensten Thälern von Tirol auftreten läßt, welche nicht nur genau ihre eigene Mundart, sondern auch ausnahmslos über die besonderen Dinge und Verhältnisse sprechen, welche ihnen am nächsten liegen und die je nach der Natur der einzelnen Thäler sehr weit von einander verschieden sind. Man kann ohne Weiteres behaupten, daß derjenige, welcher dieses umfangreiche Gedicht, eigentlich ein kleines Lustspiel vollständig studiert hat, mehr von den Eigenthümlichkeiten der Tiroler Bauern

versteht, als die meisten Fremden, welche sich Monate lang auf den Straßen und in den großen Gasthäusern des Landes herumgetrieben haben. Wenn ich sage studiert, so meine ich damit, daß es allerdings ziemlicher Anstrengung bedarf, um sich durch den Text hindurch zu arbeiten, welcher von unserer modernen hochdeutschen Schriftsprache stark abweicht und noch dazu durch eine Rechtschreibung, welche sich den gesprochenen Lauten allzusehr anbequemt, uns weit fremdartiger erscheint, als wie wenn uns ein Kundiger das Gedruckte vorliest.

Der Tschürgant, welcher sich neben Imst zu einer ansehnlichen Höhe erhebt, ist einer jener zahlreichen Berge des Alpenlandes, von denen Niemand sagen kann, wie er eigentlich aussieht. Von hier aus betrachtet erscheint er als eine Wand, als eine Kuppe, als ein rundlicher Bergrücken; von Standpunkten aus, die weiter im Westen liegen als eine so vollkommene Pyramide, wie nur je eine im Nilthale stand, bevor ihr die Stürme und die Jahrtausende die Spitze abbrachen. Wie die Natur überhaupt in Gleichnissen lehrt, so sind es die Alpen insbesondere, aus deren Betrachtung manches Ergebniß für die Auffassung der Dinge im Allgemeinen abgeleitet werden kann.

Man legt sich die Frage vor: Wie sieht nun der Berg in Wirklichkeit aus, wenn er Diesem so, Jenem anders erscheint? Die Antwort, über welche wir nicht hinausgelangen werden, ist die, daß das Wesentliche seiner Erscheinung uns immerdar verborgen bleibt und der Eine, welcher ihn für eine spitze Pyramide, von geometrisch regelrechten Linien begränzt, hält, nicht minder Recht hat, als derjenige, welcher eine rundliche Kuppe gesehen zu haben glaubt. Es kommt eben auf den Standpunkt an, auf welchen sich der Beschauer stellt.

Außerhalb Imst zieht sich die Straße über den „Galgenbühel hin, von dem ich nicht in Erfahrung bringen konnte, ob dieser Berg seinen Namen von einem Galgen hat, welcher in der guten alten Zeit dort einer löblichen Rechtspflege Dienste leistete, oder ob er seine Bezeichnung den Flüchen der Kutscher verdankt, welche ihre Rosse über den jähen Hang hoch über dem Innstrom hinhetzen müssen. Eine weite Strecke wird auf dieser Straße, welche theilweise durch Mauern gegen den Abgrund hin verwahrt ist, hingegangen, ehe man wieder das Ufer des Flusses, die Sackgassen seiner grünen Wasser, welche sich in das beschneite Ufer hineinziehen und die Erlenanger an seinen Tümpeln erreicht. Die Oberfläche dieser glasigen Wasserbecken ist leicht vereist und die kahlen Erlen spiegeln sich auf der glatten Decke. In einem dieser Wasser ist ein armer Mensch erstickt. Zur Erinnerung an seine Todesnoth erhebt sich hier eine Tafel, auf welcher ein ungenannter bäuerlicher Dichter folgende Verse angebracht hat, welche im Einklang stehen mit der Wirkung der dunklen Wälder und des rastlosen Flusses, der einem fernen, unendlichen Ziele entgegenjagt:

Kein Stundenschlag ertönet,
Kein Tropfen Zeit verflüht,
Wo nicht ein Menschenherz verblüt,
Kein Morgenroth beginnt,
Kein Abendroth erscheint,
Wo ein Verlassener nicht
Um den Erblaßten weint.

An jenem Wintertage lag hier eine Lawine. Der rauhe Wind legte sich einen Augenblick. Es ist der Mühe werth, daß wir da verweilen.

Die Sonne dringt durch graue Wolkenzüge und spielt ein wenig mit den schon kräftigen Strahlen an den Mauern des gewaltigen Durchschnittes, welchen die Wegmacher mit ihren Hunderten von Schaufeln in den herabgestürzten Schneeberg hineingearbeitet haben. Durch die Verdunstung der nun herabrieselnden und sich lösenden Tropfen wird Wärme gebunden. Ein eisiger Hauch aus den Wänden der Lawine begrüßt das Verweilen der Sonne. Aus ihrem blätterigen Gefüge stürzen Tausende winziger Cascaden. Eiszapfen, welche das gelöste Wasser durchsägt, rutschen knirschend an der Wand herab. Steine, in das herabgeschmetterte Ungethüm eingekeilt, werden jetzt befreit und springen in lustigen Sätzen auf die Straße herab, deren Mitte von ihnen überstreut ist, als ob sie vom Himmel geregnet kämen. Einen wunderlichen Gegensatz bilden die schlammigbraune Oberfläche und die blendenden triefenden Wände der Lawine, die den eisigen Schacht der Straße umragen.

Welche wunderliche Gesellschaft kommt da herab, hart an diesen Wänden sich reibend? Es sind ihrer wohl ein halbes Hundert Gestalten. Vorsorglich weichen sie nicht einen Schritt von den Schneemauern gegen die Mitte der Straße zu. Sie lassen die Steine, welche aus den erweichenden Lawinentheilen von oben herabkommen, in lustigen Bogensätzen über ihre eigenen Köpfe hinwegfliegen.

Sie kommen näher. Vielleicht glauben wir Anfangs an eine Täuschung unserer Augen — aber die immer deutlicher werdende Wirklichkeit läßt uns keinen Zweifel mehr.

Eine Schaar von Kindern ist es, welche den Galgenbühel herabkommt. Ihre Gesichter haben sich unter der Wechselwirkung des Sonnenlichtes und der Eiskörner, die ihnen der Wind ins Gesicht trug, halb mit röthlicher, halb mit blauer

Färbung überzogen. Die Buben stecken die Hände in ihre Hosentaschen, die Mädchen halten sie gehöhlt vor den Hauch ihres Mundes. Alle gehen gekrümmt, als ob sie mit den Köpfen ein Hinderniß vor sich herzuschieben hätten. Nur von Zeit zu Zeit erhebt der eine oder andere der jugendlichen Pilger seine Augen zu den halbverschneiten Bergen, um sehnsüchtig abzumessen, welche Entfernung sie noch von dem Wendepunkte ihres Marsches trennt.

Wie sie nun so herankommen, sehe ich, daß keines der Kinder, Knaben und Mädchen in der Anzahl seiner Jahre das Alter überschreitet, welches zwischen acht und dreizehn liegt. Mitten unter ihnen ragt aber ein stämmiger erwachsener Bursche hervor, wie eine Zirbe über das Krummholz.

Ich wurde nun auch gewahr, daß mich der Zufall hier einer jener Kinderschaaren entgegen geführt hatte, welche im Märzmonate aus den ärmsten Thälern von Tirol hinauswandern nach den Ebenen Deutschlands, um sich durch leichte Arbeit den Sommer über durchzuschlagen und die Aeltern der Sorge um die große Suppenschüssel zu entheben.

Der Anführer der Truppe war der Vertrauensmann, welchen die Aeltern zweier Dörfer gewählt und bezahlt hatten, um die Kinder wohlbehalten nach Ravensburg in Württemberg zu bringen, wo am Josephitage (den 19. März) der große Markt stattfindet, zu welchem die Bauern von weit und breit zugereist kommen, um sich von den kleinen Fremdlingen solche auszuwählen, die ihren Absichten entsprechen. —

Dieser große starke Bursche grüßte mich und mein'e, es sei heute ein wenig mühsam für die ganz Kleinen auf dem glatten, eisigen Wege. In der That schauten mich Manche recht trübselig an, mit ihren dünnen Kleidern und ihrem kleinen, zwilchenen Säcklein voll gebranntem Mehl. —

Der Zugwind, der manchmal das Innthal heraufkam, machte diese zu einem ungeeigneten Platz für das Ausrasten der Kinder. Da auch ich auf dem Wege nach Landeck war, so schloß ich mich dem Trupp an, in der Voraussetzung, daß ich für die durch meine Begleitung bewirkte Hemmniß und Verzögerung entschädigt würde, indem mich der Führer über die Aussichten seiner Pflegebefohlenen unterrichtete.

— Was thut Ihr mit den allerjüngsten, die Ihr habt? Zu welcher Arbeit mögen wohl die zu gebrauchen sein? fragte ich ihn zuerst, während wir den Berg hinabschritten und ich bemerkte, wie so manche von denen, die ich meinte, immer und immer wieder zurückblieben.

— Ja, sehen Sie, lieber Herr, der Arbeiten gibt es gar mancherlei. Wenn wir nun so nach Ravensburg kommen und uns am Markttag vor dem Wirthshaus zur Krone aufstellen und einstweilen die farbigen glasigen Ziegel auf dem Thurme betrachten, weil mancher sich die anderen Gedanken aus dem Kopf schlagen will — da kommen die Bauern her und kennen es gleich auf den ersten Blick, wozu Einer tauglich ist. Die da hinten zum Beispiel (er deutete auf mehrere der Kleinsten, deren Gesicht auch am meisten blau war), die werden gleich vorgeholt und gefragt, ob sie Gänse hüten wollen. Andere aber, wie der Dicke dort mit dem weißen Haar, der bekommt schon eine Arbeit, wo er mehr aufpassen muß, wahrscheinlich eine Heerde Schweine zu hüten. Die Mittleren müssen mengen.

— Was ist das? fragte ich.

— Nun, unter Mengen verstehen sie, daß man neben den Ochsen geht, die Arbeiten beim Geschirr und Aehnliches, Aufsicht auf die Rinder beim Feldbau.

— Ist es wahr, fuhr ich fort, daß es da zugeht, wie auf einem Sklavenmarkt? Ich habe gelesen und gehört, daß die Kinder dort betastet und befühlt werden, um ihre Stärke zu prüfen, gerade so, wie man die Schwarzen abgebildet sieht aus der Zeit, wo sie noch drüben in Amerika verkauft wurden.

— Ach Gott nein! entgegnete der Bursche. Die schwäbischen Bauern sind viel zu gute Leute, als daß sie mit den Kindern so wie mit dem Vieh umgingen. Sie gehen hin, schauen sich die Buben und Mädchen an und kennens gleich, wer für sie paßt und für das Geschäft, das sie ihm zumuthen oder nicht. Dann wenden sie sich an den, der sie hergeführt hat, wie jetzt zum Beispiel an mich, dem alle diese da anvertraut sind. Er handelt mit mir und fragt, was ich begehr. Das hab ich daheim schon mit den Eltern der Kinder ausgemacht.

— Und was bekommt ein Kind für den Sommer, den es draußen zubringt?

Statt der Antwort rief er einen etwa zehnjährigen Burschen her, der keck in die Welt schaute und sich stramm hielt, den Nacken etwas zurückgeworfen, wie ein Soldat in Reih und Glied.

— Nu, Joos, sag einmal, wie viel Du voriges Jahr bekommen hast, ob Dir nichts abgegangen ist und Du zufrieden warst mit der Behandlung des Bauern?

— Wohl, entgegnete der Bursch, mit einer fast trotzigen Miene. Ich hab gemengt, war von Josephi bis Martini (elften November) bei meinem Bauern, habe zwanzig Gulden bekommen und ein doppeltes Gewand und gefehlt hat mir gar nie etwas. Mein Bauer war gut und ist mir's dort leicht besser gegangen, als daheim.

— Wer hat Dich denn voriges Jahr hinausgeführt?

— Meine Mutter, entgegnete Joos unverdroßen. Es waren noch zwei andere Geschwister von mir dabei, jünger als ich, die heuer nach Baiern hinausgehen, weil dort ein weitschichtiger Verwandter der Mutter ein Bauerngut übernommen hat. Wir waren so gar arm, wie wir fortgegangen sind. Die Mutter hatte nur dreißig Kreuzer, aber wir haben uns doch nit gefürchtet. Wir haben es gemacht wie jetzt und sind auch immer bei den Bauern über Nacht geblieben und wo wir hingekommen sind, haben wir etwas zu essen bekommen. Zwölf Tage waren wir auf dem Weg von Oberinnthal bis ins Schwäbische hinaus.

— Hast Du denn nicht geweint, fragte ich, wie eure Mutter von euch Abschied genommen hat, in Ravensburg?

— O nein, antwortete er, die Mutter hat auch nicht geweint. Jeder von uns bekam einen guten Bauern und hat uns gleich ein Jeder eine Wurst gegeben, der Mutter aber einen Gulden Drangeld.

— Wäre es Dir nicht lieber gewesen, fuhr ich fort, wenn euch drei Geschwister ein Bauer genommen hätte?

— Dasselbige wohl, aber es war mir so auch recht.

— Wie ist es denn nachher zugegangen, wie ihr und die Mutter euch getrennt habt?

— Sie hat den Bauern gebeten, er möcht gut gegen uns sein, und zu uns hat sie gesagt, wir sollten uns brav aufführen und nicht vergessen, was uns der Herr Pfarrer als Lehre auf den Weg mitgab.

— Bist Du dann noch denselben Tag über in Ravensburg geblieben?

— Nein. Der Bauer hat Roß und Wagen bei sich gehabt und da fuhren wir noch am Vormittag fort. Unter-

wegs hat er mir versprochen, daß es mir nicht schlecht gehen soll bei ihm, wenn ich meine Arbeit ordentlich thue. Am Abend sind wir auf seinem Hof angekommen, der im Badischen liegt. Am nächsten Morgen war ich schon bei den Ochsen und auf der Arbeit.

— Habt ihr Sonntags ausruhen dürfen?

— Ja, da habe ich gar nichts zu thun gehabt, als im Stall füttern und in die Feiertagsschule gehen. Das Füttern habe ich erst recht gelernt da draußen.

— Und Noth hast Du keine gelitten?

So gut haben wir's zu Haus nicht wie da draußen. Alle Tag hat's Knöpfli (Mehlklöse in Schmalz abgebräunt) gegeben und wöchentlich zwei Mal Fleisch.

— Kommt es gar nicht vor, daß einer von euch vom Bauern weg wieder nach Haus läuft?

— Wohl, das schon. Wenn einer gerade zu einem bösen Bauern, so einem rechten Knochen kommt, der ihn schlecht behandelt. Und auch die, welche Heimweh kriegen, springen davon.

— Ja, wie können sie denn eine so weite Reise machen, wenn sie gar kein Geld in der Tasche haben!

— O je, rief Joos, jeder Bauer läßt sie gern mitessen und in der Stube schlafen.

Bei dieser Aufklärung konnte ich mich einer Regung des Mitgefühls nicht erwehren. Es ist ein peinlicher Gedanke, wenn man sich ein Kind vorstellt, welches ohne alle Hilfsmittel, ohne Kenntniß der Wege vom Heimweh nach seiner elenden Hütte gemartert, über die Hochstraßen der Alpen hinläuft und in jedem Bauernhause, in welchem man ihm aus Mitleid ein Stück Brod gibt, ängstlich fragt,

wie weit es noch zu laufen habe, bis an die Graubündtner Gränze oder die Quellen der Etsch.

— Wie ist's aber, fragte ich weiter, wenn euer zu viele kommen auf den Markt? Muß nicht manchmal der eine oder andere wieder umkehren, weil ihn kein Bauer nehmen will?

— Gewiß nicht, entgegnete der Knabe Joos, indem er mich mit seinem blauen Auge anlachte, als wollte er sagen: „Närrische Frage!" Das letzte Jahr waren wir über sechshundert auf dem Markt. Wären wir tausend und noch mehrere gewesen, wir wären doch alle angekommen. Je mehr unser hinausgehen, desto lieber ist es den Bauern.

Sehen Sie, lieber Herr, unterbrach hier der Führer der Kleinen unser Gespräch, die Leute da draußen sind zehnmal wohlhabender als bei uns in Tirol. Sie können gar nicht wohlfeiler wegkommen für das Vieh hüten und solche Arbeiten, als wenn sie eines von unseren Kindern nehmen. Wollten sie einen von ihren eigenen Leuten dazu anstellen, sie müßten ihm weit mehr bezahlen, denn bei ihnen hat das Geld viel weniger Werth als bei uns in Tirol. Dann sind auch diese Kinder in der Kost nicht heikel. Denn was haben sie zu Hause? Ein klein wenig Türken *), wenns hoch kommt. Von der Gemeinde, in welcher der Joos zu Haus ist, können sie sich schon einen Begriff machen, wenn ich ihnen sage, daß es dort dem geistlichen Herrn Curaten ins Bett schneit. Von den Leuten da draußen gibt keiner seine unmündigen Kinder in ein fremdes Haus. Sie müßten also Knechte nehmen zu der leichten Arbeit und da kostet ihnen einer mehr als drei von unsern Buben.

---

*) Maismehl.

— Hast Du denn die Leute so gleich verstanden da draußen in Baden? inquirirte ich den Joos weiter.

— O, ich rede mit ihnen jetzt, als wie mit den Buben in unserem Dorfe.

Dieses sagte er in so ächt schwarzwälderischer Mundart, daß ich vor Verwunderung darüber lächelte.

— Im Sommer spreche ich badensisch und im Winter tirolerisch, setzte er ergänzend hinzu.

— Sie sollten die rothen, pausbackigen Köpfe sehen, mit denen sie im Herbst zurückkommen, sagte der Führer. Zum Beweis dessen, daß es ihnen nicht schlecht geht, will ich Ihnen noch einen Fall in meinem eigenen Dorfe erzählen. Da war ein Bauer, der einen Bruder in Meran hatte. Dieser Bruder schrieb dem Bauer, er solle ihm seine zwei Buben schicken, er wolle gut für sie sorgen und es solle ihnen an nichts fehlen. Kaum aber waren sie ein paar Wochen da, so sagten sie, das Alles wäre doch noch lange kein Schwabenland und eines Tages liefen sie davon, geraden Weges von ihres Vaters Bruder weg dem Bauern in Württemberg zu, bei welchem sie den vorigen Sommer die Gänse gehütet hatten.

— Was geschieht denn, wenn ihr nichts mehr zum Anziehen habt? sagte ich mit einem Seitenblick auf das schon jetzt armselige und fadenscheinige Gewand des Knaben.

— Eigentlich ist es ausgemacht, daß uns der Bauer erst im Herbst unser doppeltes Hös (Gewand) gibt, wenn unsere Arbeitszeit zu Ende ist und wir uns ordentlich aufgeführt haben. Zerreissen wir aber das, welches wir mitbringen, schon lange vorher, so gibt er's uns auch gleich, ohne daß wir darum zu bitten brauchen und oft bekommen

wir dann im Herbst die zwei Gewänder doch. Auch gibt er uns Kauder (Abfall von Hanf) mit, so viel wir davon schleppen können. Davon wirkt uns die Mutter im Winter die Joppen und die dicken Lodenhosen. Auch das, was ich jetzt anhabe, ist aus solchem Kauder gemacht, den wir heimgetragen haben, freilich — setzte er fast beschämt hinzu — ist es jetzt schon nimmer gar gut. Es ist halt im Winter, wenn wir im Regen und Schnee zwei Stunden lang vom Berg herab in die Schul gegangen sind, der Faden nicht dicker geworden.

Alles was der Knabe sagte, freute mich wegen des schlichten Tones und der offenbaren Wahrheit. Wenn er auch, wie er nachher selbst gestand, nicht ohne Thränen aus dem Hause seiner Mutter gekommen war, so hatten jetzt doch die freie Bergluft und der gesunde Blick auf die Nothwendigkeit glücklicher Weise jede unnütze Empfindsamkeit unterdrückt. —

Ich wollte nun auch ein Mädchen aus der Truppe kennen lernen. Zu diesem Behufe winkte ich das nächste beste, ein klug aussehendes Kind von etwa zehn Jahren, zu mir her und machte es durch ein kleines Geschenk, womit es für sich und zwei ältere Geschwister Suppe kaufen wollte, gesprächig.

Dieses Kind war noch niemals in Württemberg gewesen. Es hatte im vergangenen Jahre seinen ersten Sommer in der Fremde zugebracht. Damals ging es mit anderen Kindern über den Fern hinaus nach Baiern.

— Warum machst Du denn heuer nimmer denselben Weg?

— Weil es uns viel besser paßt im Schwabenland. Da holen Einen die Bauern frisch vom Markte weg, man braucht sich nur hinzustellen auf den großen Platz vor der Krone

zu Ravensburg oder auch in Wangen vor den Ort hinaus. Da draußen in Baiern aber haben wir uns verhausiren müssen und sind gelaufen viele Tage und immer müder und müder geworden von einem Bauernhaus zum anderen, bis sie uns irgendwo haben brauchen können.

Das Mädchen hatte die letzten Worte kaum gesprochen, als ganz aus der Nähe ein dumpfer Schlag, von schwächeren gefolgt, herüber drang, wie ein Kanonenschuß, welchem Peloton-Feuer antwortet. Von einer Wand stieg weißer Staub auf. Es war eine Lawine niedergegangen, hatte aber die Straße nicht erreichen können.

— Wir haben doch immer Glück! rief ein dunkelbrauner, starker Junge von etwa dreizehn Jahren, auf dessen Hut eine Raubvogelfeder befestigt war. Just gerade da habe ich schon dreimal Lahnen abgehen sehen, gerade wie wir vorbei gekommen sind, aber keine hat uns noch gepackt, so nah wir auch daran waren.

— Was thust Du denn im Winter? fragte ich den Burschen, dessen keckes Wesen mir gefiel.

— Ich lerne daheim die Schusterei. Es gibt keinen Herbst, in welchem ich nicht vom Bauern draußen meine dreißig Gulden heimbringe. Ein älterer Bruder von mir ist Maurer und geht im Sommer nach Frankreich, und ein anderer macht Gypsarbeiten und Stukkatur und geht weit fort, wo die Lutherischen wohnen — ich weiß auch nicht, wie man dasselbige Land heißt. Wenn ich aber einmal meine Sach ausgelernt habe, hernach reis ich nur mehr auf mein Handwerk, denn ich möcht auch so viel heimbringen wie meine Brüder. Von dem leben Vater und Mutter ein Jahr lang, leicht auch noch!

Ich verabschiedete mich von diesen Kindern nicht ohne Bewegung. Sie suchten ermüdet verschiedene Häuser auf, wo sie von barmherzigen Leuten gut empfangen wurden. Während ich am nächsten Morgen noch lange in den Federn lag, schritten sie schon wieder durch das Dunkel des eisigen Morgens dahin.

Ich habe nun dem Leser so ziemlich Alles erzählt, was ich von den Kindern erfahren habe. Zum völligen Verständniß der Umstände, durch welche diese Kinder in die Fremde getrieben worden, muß ich aber noch Manches hinzufügen, was ich durch Wanderungen in ihren Heimathgegenden gelernt habe.

Die Familien, aus welchen diese Kinder stammen, gehören durchgängig jener Bevölkerung von Tirol an, für welche das alemannische Hausrecht gilt. Dieses kennt kein Majorat, wie die Haussitte der Bojaren (Baiern), deren Stamm im östlichen Theile des Landes sitzt. Während bei diesen das älteste Kind allein den Hof übernimmt und dessen jüngere Geschwister, wenn ihnen auch ein annähernd entsprechendes Vermögen zugesichert ist, dasselbe doch in sehr vielen Fällen auf dem Hofe liegen lassen, bei ihrem Bruder als Knechte oder Mägde dienen und gar oft unverehelicht bleiben, so geht bei der Bevölkerung der westlichen Thäler unter den Geschwistern Alles in gleiche Theile. Jeder heirathet und der rauhe Boden der Hochthäler wird ungenügend zur Ernährung des zahlreichen Nachwuchses. Die zeitweilige Kinderauswanderung wird also durch dieselben Einwirkungen bedingt, wie die Auswanderung der Erwachsenen nach Peru und in die Hochebenen der Cordilleren auf Lebenszeit, durch die Zerstückelung des Besitzthums und die unverhältnißmäßige Anzahl der Bevölkerung. Jene wird so groß, daß auf den

Steuerkarten das Grundeigenthum manches Angesessenen nicht mehr durch Linien, sondern nur durch Punkte bezeichnet werden kann. Zu Flies bei Landeck im Oberinnthale, zu Graun auf der Malser Haide findet man nicht nur fünf und sechs Besitzer eines Hauses, sondern auch Stuben, welche durch Striche in mehrere Abtheilungen zerfallen, in deren jeder eine Wiege steht, und welche selbstständige Eigenthümer haben, wie sonst wo ein ganzes Haus. Es ist selbstverständlich, daß in derartiger Lage mitunter ein seltsamer Fall eintritt. Die Aussichten auf genügende Nahrung können sich nach und nach so verschlechtern, daß Niemand mehr sich zu einer Heirat herbeilassen mag, wenn er nicht auswandern will. So wird zum Beispiel das hochgelegene Dörfchen Namlos in einem öden Winkel des Lechthales jetzt fast ausschließlich von alten Junggesellen und alten Jungfrauen bewohnt.

Vor Zeiten sind dort nahezu vierzig Kinder in die Schule gegangen. Jetzt zählt man deren nur mehr drei oder vier. Die Nahrungssorgen, denen man hier auf solche Weise aus dem Wege geht, suchen sich eben andere dadurch zu verringern, daß sie die Kinder während der einen Hälfte des Jahres ihr Brod auswärts zu finden anleiten.

Ich kann diese Skizze nicht schließen ohne hinzuzufügen, daß der sittliche Zustand dieser armen Leute unter der Noth des Lebens durchaus nicht gelitten hat. Sie kämpfen sich ehrlich und redlich durch und die häuslichen Eigenschaften, welche den alemannischen Volksstamm auszeichnen, entwickeln sich hier in ihrem vollen Lichte. Auch die Geistlichen bieten Alles auf, um auf diejenigen Kinder, welche im Frühling auswandern werden, günstig einzuwirken. Es ist das bei den Gefahren, welche den jugendlichen Gemüthern im fremden

Lande aus der Gesellschaft erwachsen können, in welche sie der Zufall bringt, dringend geboten.

Die Jungen gehen rüstig an den Beruf, welche die Mühe ihrer Eltern erleichtert. Die melodramatischen Schilderungen, welche man sonst über diese Verhältnisse gemacht hat, sind unzutreffend. Unter zehn wird kaum eines der Kinder vom Heimweh befallen. Ein thatkräftiger Lebenstrieb bewahrt dieses Geschlecht vor jenem unerquicklichen Wesen, welches man poetisch auszustaffiren versucht, welches man sentimental genannt hat, statt es als Schlaffheit zu bezeichnen. In manchen Gegenden von Baiern und Tirol kommt dergleichen vor. Ich bin aber überzeugt, daß wenn diese Kinder überhaupt singen würden, ihnen am wenigsten das Lied beifiele, welches ein Tiroler Dichter Knaben aus einem östlichen Thale in den Mund gelegt hat:

Aus n' Landl soll i wondarn,
Aus mein Landl soll i gean,
Woaß decht, daß i's in koan ondarn
Wiedar find so fein und schean.

In solcher Landschaft, welche vom Flusse und seinen Wassersackgassen, von den jähen Wänden zur Rechten und Linken und der eingezwängten Straße gebildet wird, schreiten wir weiter an der gothischen Kirche von Mils, an dem großen Missionskreuze von Starkenbach, der Heimath der herumziehenden Karrner, Dörcher genannt, vorüber. Auf diesem Missionskreuze erinnert eine grausige Tafel die Dörcher an die Schrecken des Fegfeuers.

Vor Zams bringt ein mächtiger Geröllhaufen und eine ansehnliche Pappelallee, welche auf Tiroler Landstraßen nicht gar häufig angetroffen wird, Abwechslung in die Eintönig-

keit der Felsen und Wasser. Bald, nachdem die Mauern des größten Erziehungshauses für Mädchen in Tirol hinter uns verschwunden sind, erscheint Landeck, nicht minder berühmt in Tiroler Geschichten und Sagen als rühmenswerth wegen der großen Bergwelt, in deren Mitte es am sonnigen Abhang über dem Inn hängt.

Der erste Gang, welcher hier angetreten werden muß, ist zur Wallfahrtskirche „Maria im Finsteren". Nicht wegen des Andenkens der Wunder, welche das Bild verübte, noch wegen der Erinnerung an Friedrich mit der leeren Tasche, Tirols geächteten Fürsten, der hier, als reisender Spielmann verkleidet, dem treuen Volke seine eigene Geschichte in Reimen vorgetragen haben soll, führe ich den Fremdling zu ihrer Höhe, sondern wegen des Blicks nach dem Thale, der hier gar mannichfaltige Erscheinungen zusammenfaßt.

Dort drüben jenseits des Innstromes stehen die Trümmer der Feste Schrofenstein auf einem Felsen, welcher unzugänglich scheint. Die Herren von dort liegen in der Kirche unter besonderen Altären begraben und an der Mauer hängen die Wappen des Edelen und auch des Geschlechtes seiner Gemahlin. Schrofenstein, die Bergkirche, die Wappen, die Altäre, der tiefe Strom — Alles das harrt eines Tiroler Uhland.

Der Name Maria im Finsteren entstand wegen des dunkeln Waldes, der vor vielen Jahrhunderten diesen Berg bedeckte. Das Wunder, welches Veranlassung zu ihrer Erbauung gab, geschah im Jahre 1266 und ist durch mehrfache Bilder verherrlicht. Auf einer gemalten Tafel sieht man einen Bauern und eine Bäuerin mit ihren zwei Kindern, welche vor der Verfolgung eines Wolfes und eines

Bären hier unter einer mächtigen Fichte im Dickicht des Waldes Schutz finden. Die Bildsäulen dieses Bauern und seines Weibes stehen auch auf dem Hochaltar der Kirche und draußen ragt noch die Fichte, der einzige Baum des verschwundenen Waldes, an welcher abermals eine Tafel die Begebenheit verkündigt. Fünfhundert Jahre später, nämlich 1766 wurde hier zum Andenken ein Umzug gehalten, welcher nach der Abbildung, die auf einer Kirchenwand befestigt ist, mit vorzüglichem Pompe ausgestattet gewesen sein muß. Man sieht dort zahlreiche Reiter und Fahnen, geistliche nnd weltliche Würdenträger. Doch wird man immer wieder zu dem geschnitzten Schrein auf dem Altar Oswalds von Schrofenstein zurückkehren und noch lieber auf die freie Berghalde, auf welcher eine milde Wintersonne liegt. Dort unten ist die Felsenklause, von welcher aus der große Fluß sich gegen Osten wendet, dort vermischt ihre Wellen die Sanna mit ihm, die aus Thälern kommt, in welchen romanisches Volk deutsche Zunge und deutsches Wesen angenommen hat.

Eine Merkwürdigkeit Landecks, die den Reisenden vielleicht noch mehr anziehen wird, als die „finstern" Abenteuer dort oben, ist nur eine halbe Stunde entfernt und besteht in einem Wasserfalle, wie man deren in den Alpen nicht viele sieht. Der Mächtigkeit des Wasserinhaltes nach wird er freilich von zahllosen anderen Stürzen übertroffen, aber durch seine Anlage und Umgebung wird er Manchen, welche auch die Wasser der Tauern gesehen haben, Ueberraschung bringen. Der nächste Weg zu ihm geht über die Brücke der Sanna und an den Felsen hin, auf denen noch das Gemäuer der Burg Schrofenstein steht und in deren unterste, in den Fluß abstürzende Wände der alte Inn manche ansehnliche Höhlung

eingewaschen hat. Endlich erreicht man die Schlucht des Lötzbaches, aus welcher das vom Fernerspitz herabkommende Wasser zu Tage tritt. Das vielfache Räderwerk einer Mühle mit dem dazu gehörigen Gebäuden hat sich quer vor den Eingang der Schlucht hingelegt, so daß es unmöglich ist hineinzukommen, ohne die hölzernen Mühlsteige, Treppen und Durchgänge zu betreten. Sei es nun der Vortheil dieser herausfordernden Lage, sei es auch, daß sich der Müller für die Errichtung einiger weiterhin gegen den Wasserfall führenden Geländer schadlos halten will — genug, der Müller hat sich bewogen gefunden, von den Reisenden, welche in seine Schlucht eindringen wollen, ein kleines Weggeld zu erheben. Uns Winterwanderern, welche kein Zöllner erwartet, liegt der Weg offen da und nur der Knabe, welcher den Schnee vom schmalen Steig in die tosende Klamm hinabwirft und gefährliche Eisrinden weghackt, hofft Belohnung. So gelangt man denn endlich auf schmalem Pfad zwischen Fels und Wasserwirbeln zur versteckten Kammer der Sehenswürdigkeiten. Wir befinden uns in einem hohlen Felscylinder, dessen Wände bis auf etwa hundert Fuß über unsere Köpfe emporragen, einer jener Bildungen, welche die Tiroler Tobel nennen. Von einer Stelle des Randes nun fällt der Bach, sich sofort von ihr mächtig wegschleudernd mit einem einzigen weißen Bogen in die Tiefe, uns fast vor die Füße, wo er zerstäubt. In der engen Felsenröhre wird der tobende Lärm des Aufpralls durch den Wiederhall verhundertfacht. Würden wir zu einer späteren kälteren Stunde des Abends uns hieher begeben haben, so würde sich der Sprühregen, mit dem uns der Fall über und über bedeckt, rasch verdichten und wir kämen mit einer reichlichen Garnitur von Eisperlen im Haar und auf den Kleidern zurück unter unser Obdach.

Das Maß dessen vollzumachen, was man insgemein „romantisch“ nennt, befindet sich wenige Schritte von der Mühle am Eingange der Schlucht entfernt ein verwittertes Bollwerk, von welchem die Leute der Gegend behaupten, daß es von den Römern erbaut worden sei. Sie gründen ihre Vermuthung auf mehrfache Fünde von Münzen mit den Brustbildern des Vespasian, Titus und anderen Cäsaren, welche in der Umgegend gemacht worden sind. Doch sie irren. Diese gewaltigen Trümmer sind augenscheinlich mittelalterlichen Ursprungs und dienten, wenn sie überhaupt nicht zum Vertheidigungssystem der Veste Schrofenstein gehörten, zur Beherrschung des hier umbiegenden Flußthales.

Eine Wasserschlucht, von freilich viel gewaltigerer Größe, durchbricht das Gebirge wenige Stunden westlich von hier bei Flirsch, einem Dorfe an der Straße, welche über den Arlberg nach Bregenz führt. Diese Schlucht, in welcher man an vielen Stellen den Himmel nicht mehr sieht, heißt die Schnauner-Klamm. Ich glaube, sie ist die durch Schrecken wirksamste unter den vielen dunklen Klammen der deutschen Alpen.

Kehren wir nach Landeck zurück.

Auf der Brücke angelangt, welche, über den Inn gespannt, die beiden Theile des stadtähnlichen Dorfes verbindet, nehmen wir Veranlassung, uns über die geschäftliche Einbildungskraft zu wundern, welche die Feder des einen und anderen Künstlers geführt hat, dem Reisewerke ihre „Illustrationen“ verdanken. So erscheint in einem der bekanntesten Bücher dieser Art Landeck im drohenden Schatten seiner Berge und unter der Brücke, auf welcher wir hier in den reißenden Fluß hinabschauen, steuert ein Floß hindurch, von

Männern mit spitzigen Hüten geleitet. Dem betreffenden Künstler muß man nachsagen, daß er seine Berge schlecht kennt, denn nicht überall wo ein Wasser ist, geht Floß oder Schiff. Seit der Inn aus seinen Graubündner Bergen herabkommt, hat seine Welle bei Landeck niemals einen von Menschen geführten Balken getragen. So unsinnig oder tollkühn, sich auf diesen oberen von Wasserstürzen, Felsengen und umbrandeten Kieshaufen unterbrochenen Theil des Flußlaufes zu wagen, ist in Tirol Niemand. Erst in der Umgebung der Landeshauptstadt, wo er im breiteren Thale gleichmäßig dahinrollt, vertraut man ihm Holzstämme, Schiffe und Menschen an.

Noch können wir in der Nähe der Brücke im westlichen Theile Landecks ein Bauernhaus besuchen, ein graues Gemäuer, in welchem sich die älteste Kirche dieser Ansiedelung befindet, deren Ursprung in das frühe Mittelalter hinaufreicht. Diese bildet jetzt einen seltsamen Anblick. Ihr Raum ist mit den anstoßenden Stuben, in welchen die Bauern ihre Hantirung treiben, links und rechts verwachsen und nur ein kleines Gitter trennt sie auf einer Seite von einer Rumpelkammer, in welcher Kohlköpfe, aufgeschüttete Gerstenhaufen, Aepfel und Riemenzeug wirr durcheinander liegen.

So ändern sich die Zeiten.

Obwohl, oder vielmehr weil es warm ist, wollen wir keinen Spaziergang auf der Straßenstrecke unternehmen, welche südlich gegen Finstermünz hinaufführt. Freilich lockt die Sonne und in der vorzeitigen Wärme löst sich auch auf der Schattenseite des Gebirges die dichte Frostkruste. Ueberall schwirrt und plätschert es in der warmen Luft und von allen Seiten kommen Bächlein zwischen den schwindenden nassen Schnee-

schichten nach dem Inn gezogen. Ueber jedem Haufen brauner Lohe tanzen schon dichte Mückenschaaren. Aber eben diese Wärme bewirkt, daß sich an den steilen Hängen über jener Straße fortwährend Steine aus ihrer dünnen Eiseinfassung loslösen, und in verderblichen Sprüngen auf die Straße kommen, welche ein Ansehen hat, als ob ein Regen von Schiefertrümmern auf sie herabgefallen wäre. Die Post, welche auf jener Straße täglich aus dem südlichen, sonnigen Etschlande anzukommen hat, berichtet fortwährend von Steinen und Lawinen und wenn sie ihren Lauf um viele Stunden, ja um einen Tag und darüber, verzögert, wundert sich Niemand. So meiden wir also den Steinregen und machen es wie der Zaghafte in der Glosse des schwäbischen Dichters:

Nein ich bleib im goldenen Adler,
Sehe jeder wo er bleibe!

Und der „goldene Adler" Landecks gibt Jenen im württembergischen Landstädtchen sicherlich nichts nach. Er gehört geradezu unter die besten Wirthshäuser des ganzen Landes.

Indem wir Allen, die dem glücklichen Einfalle folgen, hier nach Landeck für einige Zeit den Mittelpunkt ihrer Landesforschungen zu verlegen, benannte Herberge wohl empfohlen sein lassen, wenden wir uns nun zur anderen Straßenabzweigung, welche von Imst ausgeht und betrachten uns auf dieser die winterliche Landschaft. Sie führt über den Fern aus dem Stromgebiete des Inns zunächst nach dem der Isar, sodann in das des Lech.

Der Tschürgant stellt sich hier, wenn man die lange ausgedehnte Gasse des „oberen" Marktes endlich hinter sich hat, als ein langgezogener Berg dar, bei dessen Anblick die

Rückerinnerung an die Pyramide, die gegen Schönwies herabschaut, uns fast wie Trug scheinen will Hier bedeckt einen großen Theil seines sanfter geneigten Hanges junger Nadelwald, welcher bis zur Fläche des Thales herabreicht.

Da erscheint vorerst Tarenz, ein armes Nest, von gar vielen Nagelschmieden bewohnt, deren mühseliges Treiben lärmend aus jeder Hütte dringt. Durch die kothige Gasse, in deren Jauche der Schnee zerfließt, treiben sich um so unbekümmerter die Enten umher.

Im Kalkgebirge fortschreitend wird Nassereit erreicht, der Geburtsort eines berühmten Kenners östlicher Sprachen, des Doctor Sprenger. Darüber hinaus sieht sich das Thal bis zur Wasserscheide gegen die Loisach gar waldig und wild an. Doch wird nicht Jeder begreifen, wie Kotzebue darauf kam, dasselbe den wirklichen esprit de la nature zu nennen und was solche Bezeichnung sagen will. Was ist der Geist der Natur und was ist er nicht?

Im Winter sind die Seen des Fern nicht minder schön zu betrachten, als an Sommernachmittagen, welche Tageszeit Schaubach zu ihrer Besichtigung empfiehlt. Im goldenen Winterlicht gleißen die Becken unter der Sigmundsburg — die schneelosen, aber gefrornen Abhänge erwärmen sich allmälig und leise Nebel zittern von ihnen auf durch die klare Luft. Zwischen der Farbe des gefrornen und des freien Sees ist kein Unterschied wahrnehmbar. Durch das dünne Eis scheint es so tiefgrün heraus, wie aus der ungebundenen Welle. Die grüne Fläche ist frei oder bedeckt, je nachdem sie von den Strahlen der Sonne erreicht oder vom Schatten der Fichten überdeckt wird, in deren dichte Bestände sie sich hier und dort hineinkrümmt. Da ist der Einbildungskraft

ein schönes Spiel gegeben, wenn sie vom Gedanken an den Sommer angeregt wird, wie wohlig es sein mag, an duftigen Morgen in jene Waldbuchten hineinzurudern, unter dem Kahne die grüne Tiefe, neben ihm die grünen, harzigen Stämme.

Bald gewahrt man die Quermauer, welche die Wasser des Inn und der Loisach, die zur Isar gehört, von einander trennt. Zu ihrer Höhe hebt sich eine alte steile und eine neue Straße in jenen langgedehnten Windungen, wie sie auf vielen Alpenübergängen angebracht sind und wobei zu Gunsten der Muskelkraft etwas verschwenderisch mit Zeit und Raum umgegangen wird. Der Fußgänger im Sommer kürzt sich seinen Weg nach Belieben, wir sind gezwungen uns an die Bahn zu halten, welche die Wegmacher mit ihren Schaufeln gegraben haben.

Der Fern ist keiner von jenen Uebergängen, welche sich sofort abdachen, wenn man von dieser oder jener Seite her ihre Höhe erreicht zu haben glaubt. Dieser Bergrücken zeichnet sich durch Mulden und Flächen aus, durch rundliche Rodungen im fast ebnen Wald, die sich dem Blicke desjenigen darbieten, der nun meint, jeder Schritt führe ihn schon abwärts. So gelangt der Wanderer durch Wälder, in deren Schnee häufige Wildspuren gesehen werden, zu dem alten Wirthshause, welches abseits von der späteren Straßenanlage dasteht und bald, nachdem es ihm aus dem Gesicht entschwunden, steigt die mächtige Kalkaufthürmung des Wettersteinstockes und des Sonnenjoch über den zahllosen Wipfeln in seinen Gesichtskreis. Die Seen auf diesem Abhang sind noch mit einer grauen, schneeigen Kruste überdeckt. Die Schneeschaufler an der Straße lehnen sich gegen die von ihnen geschaffenen

Mauern und nehmen in den wohlthuenden, von der weißen Decke zurückgeworfenen Strahlen stehend ihr Mahl ein.

Im Kalk des Wetterstein da drüben wird in ansehnlicher Höhe Blei gewonnen, welches man in einer Hütte schmelzt, die an unserem Wege liegt. Um sich die Mühseligkeiten der Knappen, welche dort ab und zugehen, vorzustellen, braucht man sich blos an die Beschwernisse der Arbeiter selbst auf dieser ebenen Straße zu halten.

Von hier bis in den Grund von Biberwier hinab nimmt der Schnee zu. Ueber dem Diluvial-Schotter des Beckens, auf welchem dieses Dörfchen auferbaut ist, wurden die Flocken so hingeweht, daß die von den Einwohnern zur Räumung der Dorfgasse zwischen ihren Häusern aufgehäuften Berge die Dächer und Firste weit überragen. Für den Reisenden ist es eine Mühe in dem Schneesumpf zu waten, welcher unter den plätschernden und sprühenden Dachtraufen entstanden ist. Die Dorfjugend dagegen hat ihre Freude an solchem Winter. Sie arbeitet jauchzend in den Schneehaufen umher und schaufelt zu ihrer Lust — ein munterer Gegensatz zu den Mienen der arbeitenden Männer.

Es ist schon oft die Bemerkung gemacht worden, daß im Winter die Gebirgshöhen keineswegs jenen Eindruck hervorbringen, wie in der wärmeren Zeit des Jahres. Mag es in der Eintönigkeit der Farbe, im Mangel an Lichtabstufungen oder in was immer beruhen, genug: jene Höhen, welche uns sonst in diesem Alpenthale so bewunderungswürdig erschienen, sehen jetzt fast geringfügig aus und wir haben Mühe, daran zu glauben, daß das nämliche Sonnenjoch über uns ragt, zu welchem wir durch den blauen Duft eines Julitages mit freudiger Ueberraschung emporschauen.

So bietet auch das ganze runde Thal den Anblick einer grauweißen Oede. Unsägliche Ruhe liegt auf ihm und in der trüben warmen Luft, die ein Südstrom durchhitzt hat. In dieser namenlosen Stille meint man die rasche Vernichtung des Schnees deutlich zu vernehmen, welche dem Auge im Getreibe der Wasser erscheint.

Auch in den Stuben der Herbergen, welche im Sommer so gastlich und sauber drein sehen, herrscht im Dämmerlichte der schmutzigen Winterfenster ein dumpfes, gefängnißartiges Treiben. Mägde sitzen mit verdrossenen Mienen an ihren Spinnrädern und statt der vielfältigen Bewegung des Sommers wird nur das klopfende Geräusch derjenigen vernommen, die sich beim Hereintreten an der Schwelle den harten Schnee von ihren Schuhen abstoßen, und draußen sieht man statt der leichten Wägen mit fröhlichen Reisenden manchmal einen Schlitten vorüberkriechen, auf dem ein gefällter Stamm liegt, oder einen solchen, der mit kleinen Fichtenscheitern beladen erscheint, die sich aber näher betrachtet, als harte Stücke getrockneter Stockfische erweisen, welche für die bevorstehende Fasten unter das Bauernvolk verkauft werden sollen. — —

Im Anhange an diese etwas ermüdende Reise will ich noch die Gegend von Reute berühren, obwohl sie von den Regionen des „Brennerbuches" ziemlich weit abliegt. Die auffallenden Scenerien, welche mit dem Uebergange vom Winter in das Frühjahr zusammenhängen und manche Einzelheiten aus der Seite des Lebens in einem vielbesuchten Orte, welche dem Sommerwanderer unbekannt bleiben muß, regen die Lust zur Schilderung an.

Der erste größere Ort, welchen man, von Lermoos herkommend, erreicht, ist Bühelbach.

Die Buben ließen sich den Schnee nicht verdrießen, der hoch auf der Straße lag und spielten dem März zu Ehren mit ihren Schußern in ausgehöhlten Eisgrübchen. Sie richten ihr Treiben nach dem Kalender ein. Kommt der Lenz oder seine Zeit ins Land geschritten, so regt sich die Lust, wie draußen in den Birken der Saft aufschießt, wenn gleich die Stämme noch mit klafterhohem Schnee umgeben sind. Auch die Jauche, welche über den Schnee hin ausgeschüttet wird, ist ein Zeichen des Lenzes.

An der „Sonne" in Bühelbach gehe ich nie vorüber. Wenn ich Auskunft darüber geben sollte, wüßte ich nichts zu sagen, als daß ich einmal in früher Jugendzeit während eines schweren Gewitters dasaß und vom Lande Tirol träumte, wie schön es sein müsse, wenn man weiter hinein käme. Denn die (jetzt längst verschwundene) Wirthin hatte mir vorher vom Oetzthal erzählt und seinen sonnenhellen Gletschern und wie es, wenn man über diese hinüber gestiegen sei, auf einmal ganz anders aussehe im Land und dort die Trauben wüchsen, von denen da auf dem Tische der rothe Wein stand.

So mag es also die seltsame Anziehungskraft der Erinnerung an einen Jugendtag sein — genug ich steige die Treppe hinauf. Es sieht noch so ziemlich aus, wie früher. Der Adler ist da, das Fäßchen hängt über dem Tisch, ein Wahrzeichen des Handwerkes, auch der rothgestickte Glückwunsch ist noch immer an der Wand befestigt. Die Dachtraufe sickert, in der wärmenden Mittagsstunde, langsam an den blauen Eisklumpen herab, die sich an der Mündung der Röhre angesetzt haben und die nämlichen Fichten drüben am östlichen Abhang, die damals so klar herüberschauten, wenn der Schein des Blitzes sie erhellte, standen jetzt schaurig und

schwarz da, vom Wehen des wasserhaltigen warmen Windes verdunkelt. Denn draußen zog über den Himmel jener geflockte, goldene Wellenschlag des Gewölks hin, welcher die Annäherung heißer Luftströme verkündet. Doch läuft, wie Jeder weiß, solche Botschaft in diesem Hochthal (wir befinden uns mehr als dreitausend Fuß über der Meeresfläche) der Erwärmung und Verjüngung der Erdoberfläche um gar viele Wochen voraus und darum schauen die Leute in der Sonne gar verdrießlich durch die trüben Winterscheiben nach dem Himmel und ärgern sich über die Anzeichen des lauen Windes, der ihnen eine Weile die Schlittenbahn verdirbt und neue, gewaltige Schneeschauer verheißt, so wie ein entgegen kämpfender Luftstrom die Wasserbläschen verdichtet, welche er aus dem warmen Meere über die Alpengipfel mit heraufgebracht hat.

Bühelbach wie Heiterwang, das nächste Dorf auf dem Wege nach Reute, liegen am Fuße des vielgenannten, weitschauenden Thaneller. Ich schreibe diesen Namen den Büchern nach, in Wirklichkeit aber habe ich aus der gesprochenen Sprache mir keine genaue Vorstellung über seine Laute machen können. Schon der alte Anich schreibt „Thanellen.“ Die Bauern aber sagen Turneller, Tanell, Tonella und so weiter in allen Abänderungen, welche denkbar sind. Man lobt die Aussicht auf dem Gipfel, der indessen an Höhe gegen einige seiner Nachbarn, Hoch Mundi, Wettersteingebirge und selbst die Sonnenspitze über Lermoos ziemlich zurückbleibt.

In mattem Schneeglanze, vom Thauwind überhaucht, hoben sich heute die Giebel über die Fläche des Heiterwanger, der südlichen Fortsetzung des Plan-Sees, die unter Eis und tiefen Schneewehungen vergraben lag und einen Vorübergehenden, der sich nach dem Seespiegel umsah, höchstens dadurch

auf dessen Vorhandensein aufmerksam gemacht hätte, daß auf einer ansehnlichen Strecke weder ein Baumwipfel noch ein Zaunpfahl noch ein Felsblock aus dem weißen Grunde emporragte. Ich wollte es Anfangs selbst nicht glauben, daß der tiefgrüne Wasserabgrund zwischen den Bergen, der mir aus der letzten Sommerreise gegenwärtig war, so gänzlich unter dem öden Winter versunken sein sollte. Doch ein armes Weib, welches eben in einem Tümpel von Schneewasser einige Lumpen wusch, half mir über meine Zweifel hinweg. „Gerad dort unter den Fichten ist der See!" sagte sie, indem sie auf denjenigen Theil des Thales hinwies, in welchem kein Gegenstand die tiefe Schneedecke unterbrach.

Heiterwang ist das ärmste Dorf des Bezirkes. Seinen Verkehr, der in früheren Jahren nicht gar unbedeutend war, da viele Lastwagen aus der Bodenseegegend, aus Baiern und Schwaben hier durchgingen nach Innthal, über den Brenner, nach Südtirol und Triest, haben die Eisenbahnen vernichtet.

Der Hirschenwirth schwärmt für die alte Zeit und er hat allen Grund dazu. Sein staatliches Haus ist verlassen, die armen Bauern haben nichts Uebriges bei ihm zu verzehren und die wenigen Sommerreisenden, die in diesem armseligen Dorfe zukehren, helfen seinem Geschäfte nicht auf. Vorüber ist für ihn und tausend andere Wirthe Tirols die lustige Zeit, in welcher es jeden Herbst fortging ins lustige Etschland, um den Wein zu holen. Jetzt schleppt ihn der Händler und Spediteur mit wenigen Kosten ins Haus und der Geschäftsvorwand zur fröhlichen Ferienreise ist dahin.

Endlich kommt bei einer Krümmung des Weges, den überall waldige Hänge umgeben, Ehrenberg zum Vorschein, das alte Gemäuer, an welches so viele Namen angeknüpft

werden von Theodorich, dem Könige der Ostgothen, an bis zu den Sansculotten. Hinter ihr aber lugt, über das ganze Thalbecken von Reute vorschauend, der Säuling hervor, der sich über dem See von Hohenschwangau erhebt.

Nicht nur um die stark verwitterte Veste näher zu betrachten, sondern auch um den sich abwärts senkenden Windungen der neuen Straße zu entrinnen, gehen wir von der breiten Straße bei dem nächsten Wegweiser ab und durchschreiten die Ruinen nicht ohne uns an die wechselnden Geschicke dieses Bollwerkes an der „Klause" zu erinnern.

Der schmalkaldische Krieg, Moritz von Sachsen, der dreißigjährige, der spanische Erbfolgekrieg gingen nicht ohne wahrnehmbare Spuren an ihm vorüber. Die schließliche Zerstörung aber, welche die Mauern zu den theilweise unförmlichen Trümmern umwandelte, welche wir heute vor uns sehen, erfolgte erst am Anfang dieses Jahrhunderts. Die Fichte, welche nach Schaubach aus dem Helm des Thorwappens emporsprießt, habe ich nicht gesehen. Dagegen waren die Fichten neben der alten Straße, deren Waldsaum im Süden das weite Becken von Reute abgränzt, herrlich zu betrachten im Lichte einer Sonne, welche schon von ihrem höheren Bogen herab mit aller Kraft des Frühlings schien, aber in ein Thal, welches mit tiefem Schnee bedeckt war. Wolkenlose Klarheit, mächtige Ahnung der sommerlichen Zeit, überzog den glänzenden Morgenhimmel. Aus dem Gedränge der höchsten Wipfel des Nadelwaldes stiegen leichte Wölkchen empor, der Dunst des Reifanhanges der Nacht, welcher sich in der wohlthuenden Wärme verflüchtigte. Die noch gefrorene Schneekruste, in welche der Fuß schon eine Stunde später versank, trug den Wanderer, doch zeigten leichte Ein-

drücke die Spuren anderer Füße, die am vergangenen Tage sich tiefer in die weicheren Flocken eingedrückt haben mußten. Denn nur von Mitternacht an bis in die ersten Morgenstunden dauert die behagliche, glatte Fläche, dann fängt der Fuß an, erst einen Zoll, dann tiefer und endlich bis zum Knie und darüber einzubrechen.

Der gefrorene „Horst" zeichnet sich aber auch durch das wundersame Gefunkel seiner mächtigeren Krystalle aus, welche unter der zunehmenden Wärme schwinden. Diese bilden sich am schönsten in der nächtlichen Wärmeausstrahlung einer so weit über dem Meere gelegenen Hochebene, denn wir befinden uns hier dreitausend sechshundert Fuß über dem Meere. Besonders heiter schauen jene Fichten herab, die auf einem Berge stehen, auf welchem noch, bis zu ihren untersten Zweigen hin, der Schattenkegel der gegenüberragenden Erhöhung liegt. Sie schimmern dann wie grüne Krystalle herab, von der Sonne durchklärt und durch den Gegensatz des Dunkels verherrlicht. Die Stunden aber, in welchen die Schneekruste noch Menschen und Lasten trägt, werden von den Leuten benützt, um aus den Schobern im Felde draußen Heu und aus dem Walde die abgehackten Fichtenäste auf Schlitten heimzuziehen, deren Linien auf der Kruste immer deutlicher sichtbar werden, je weiter die Stunde vorrückt.

Es gibt wenige Orte in Tirol, die von allem Anfang an so anheimeln, wie Reute. Wer längere Zeit bleibt, empfindet den Eindruck mit jedem Tage angenehmer. Viel mag dazu der Mittelpunkt beitragen, den die gebildeten Einwohner für ihren Verkehr im Posthause finden, dessen Besitzer selbst unter seinen Standesgenossen im Berglande schwerlich seines Gleichen hat an den Eigenschaften, welche der

Fremdling am gefälligen und unterrichteten Wirth schätzt. Die Würdenträger, welche sich gerne an seinem Tisch versammeln, haben nicht minder keine Spur von jenem Wachsfigurenwesen, dem Mandarinen-Dünkel und der selbstgefälligen Grobheit an sich, welche anderer Orten den Reisenden von jedem Hause verjagt, in welcher sie zeitweilig einen Theil ihres gelangweilten Daseins mit Gähnen todtschlagen. Zu Reute ist von allen dem das Gegentheil und man wird das Land weit auf- und absuchen müssen, bis man eine Tischgesellschaft von so mittheilsamen, landeskundigen und entgegenkommenden Männern trifft, wie unter den Beamten auf der Post zu Reute, die schon der selige Schaubach vor drei und zwanzig Jahren mit hoher Stimme pries.

Jetzt war freilich manches Schöne, was den Aufenthalt an jenem Orte erheitert, noch unter dem Märzenschnee vergraben, wie der Rosenflor vor den Fenstern der großen Stube, den ich an manchem Sommertage bewunderte und der Springbrunnen mitten unter den gelben Stengeln verschwundener Blumen. Dagegen gewann ich durch den näher gerückten Verkehr mit Einheimischen an Belehrung, was an behaglichem Genuß der äußeren Natur verloren ging.

Indessen kam doch manches Vergnügen auch den Ortsangehörigen zu Hilfe, daß sie über das stille Leben der Fasten durch einige Zerstreuung hinwegkamen. An manchem Abende wurde beispielsweise im hell erleuchteten Saale ein Schießen mit Zimmergewehren veranstaltet, an welchem sich nicht nur wackere Schützen, sondern auch schöne Schützinen betheiligten. Den Männern verfloßen viele Stunden in ihrem Leseverein, einer Anstalt, die man in anderen Ländern freilich für einen so bedeutenden Ort als etwas Selbstverständliches betrachtet, welche

in Tirol dagegen von den einflußreichen Mächten als eine Pflanzstätte verderblicher Neugierde und ein Bruthaus unziemlicher Gedanken betrachtet wird. Auch in dieser Hinsicht unterscheidet sich Reute gar sehr von anderen Marktflecken des Landes. Im Gegensatze zu anderen und sehr vielen Posthäusern, in welchen trotz der Wohlhabenheit des Besitzers außer dem Kalender kein einziges Buch, oft nicht einmal die täglich vom Tiroler Boten gelieferte Spende von Landesneuigkeiten anzutreffen ist, wird der Fremdling Regentage über den Büchern, die er hier auf der Post findet, wohl hinzubringen vermögen. Auch zeigt es sich, daß die Theilnahme an, wenn auch noch so harmlosen, geistigen Bestrebungen mehr zum „emollire mores“ beiträgt, als die altberühmte Gemüthlichkeit, von deren breitschlächtigem und unerquicklichem Wesen in anderen Thälern Jeder mehr zu spüren bekommen wird, als ihm lieb ist. —

Unter mancherlei Geschichten von den Schicksalen Einheimischer, die ich zu hören bekam, insbesondere von Wildschützen- und Schmugglerabenteuern, die wegen der Nähe der wildreichen baierischen Reviere und der Gränze nicht gar selten sind, erschien mir keine so seltsam, als die eines armen Buchbinders, Michael Mantl. Unter anderen Umständen würde ich mir nicht getrauen, in einem Buche die persönlichen Schicksale eines Menschen zu berühren, von welchem vielleicht Anverwandte leben, denen solche Zeilen zu Gesicht kommen. Indessen dachte ich, mir Solches in diesem Falle wohl erlauben zu dürfen, da Mantl, welcher nicht nur Buchbinder, sondern auch Bauer und Dichter war, den wichtigsten Theil seiner Erlebnisse selbst in Versen beschrieb, welche 1848 zu Füßen in Form einer Brochüre gedruckt erschienen. Auch zeigt sich da ein Lebensbild, von welchem manch ähnlicher Zug in den klein-

bürgerlichen Verhältnissen frommer Tiroler Marktflecken und Städtchen anzutreffen sein mag.

Der Sachverhalt ist kurz erzählt etwa folgender:

Mantl war so fromm erzogen worden, wie die meisten seiner Landsleute und kannte als junger Mann kein höheres Ideal, als Meßner in einem Kloster zu werden. Zeitweilig dachte er sogar daran, selbst ein solches zu gründen, theils durch Aufopferung all seiner Hab'e, theils durch Einsammlung frommer Spenden. Tage lang war er damit beschäftigt, einstweilen Holz und Stämme herbeizuschleppen, welche als Baustoff für sein Kloster „zur ewigen Anbetung" dienen sollten. Indessen, mag die Veranlassung wo immer hergekommen sein, diese Absicht blieb unausgeführt und Mantl lernte zu seinem Unglück ein Mädchen aus Lermoos kennen, Rosina Hundertpfund, der zu Lieb seine Gedanken die weltliche Richtung nach Hochzeit und Heirat nahmen. Im Uebrigen wich er durch diesen Entschluß insofern nicht sehr weit von seinem bisherigen Thun und Treiben ab, als Rosina, nicht minder fromm wie er, zwar in die Heirat willigte, jedoch einen eigenthümlichen Vorbehalt machte. Es war nicht so sehr eine sogenannte „heilige" oder Josephsehe, (eine ziemlich häufige Sitte) über welche sie sich einigten, als vielmehr eine hinreichend große Anzahl von Tobiasnächten, deren Wesen ich dem Leser zu erklären überlasse und nur bemerke, daß hier die Parteien des Vertrages für eine beschränkte Zeit vorerst jene Verpflichtung übernahmen, welche ihnen die „heilige" Ehe für immer auferlegt. So wurde also Michael Mantl und Rosina Hundertpfund ein Paar.

Nun kommt der bedenklichste Theil der Geschichte.

Nach einiger Zeit des Zusammenlebens drängte Mantl auf die Aufhebung des besagten Vertrages. Seine Gattin

wies ihn voll Entrüstung zurück und ihr Verhältniß blieb wie zuvor. Mantl sah ein, daß er, wenn auch nur in Gedanken, gesündigt habe und wurde frömmer, als er je gewesen war. Die öffentliche Meinung aber bezeichnete jene Entrüstung der Hundertpfund als Koketterie; denn es ist erwiesen, daß kurze Zeit später unzweifelhafte Eröffnungen, die nicht minder den Vertragsbruch zum Zweck hatten, von ihrer Seite ausgingen. Mantl war aber nun einmal wieder völlig Asket geworden und so kam es, daß seine Gattin, ihres Daseins aus irgend einem Grund überdrüssig, ihm plötzlich bei Nacht und Nebel davon ging und sich in das Haus ihrer Eltern zu Lermoos begab.

Nun beginnt jener Theil seiner Erlebnisse, welche in der Brochüre, die den Titel hat: „Erinnerung an meine Leidenstage vom 8—14. Februar 1848 in Lermoos, dem Heimatsorte meiner Gattin Rosina Mantl, geborenen Hundertpfund, von Michael Mantl, Buchbinder in Reute in Tirol, Füßen 1848" auf sieben und fünfzig Seiten in gereimten Versen beschrieben sind. Es gibt noch einige Exemplare dieser seltsamen Schöpfung zu Reute und ich stelle aufs Gerathewohl einige Verse daraus zusammen.

Mantl beschreibt vorerst den Schmerz, den ihm die Entfernung seiner Gattin bereitete. Tage und Nächte saß er vor ihrer Thüre, er bestürmte Gemeindevorsteher und Seelsorger — umsonst, Rosina ließ sich nicht erweichen. Einmal nur gelang es ihm, ins Haus einzudringen, aber was er vorerst fand, war nicht Rosine:

Es war die alte Base,
Sabina Hundertpfund,
Die hinterm Ofen saße,
Auch schlafend und zwei Hund.

Es kommt aber doch zu einer vorläufigen Verhandlung, die durch eine ihm feindlich gesinnte Person wieder unterbrochen wird:

Doch ach, was nun erschiene,
Es kam mein ärgster Feind,
Genannt des Rafflers Trine,
Die aus der Kirch erscheint.

In der That zerschlug sich Alles durch die Dazwischenkunft dieser Raffler. Mantl machte sich nun schmerzerfüllt wieder auf den Weg nach seinem verwaisten Haus. Der freundliche Decan von Reute und andere geistliche Herren versprachen ihm ihren ganzen Einfluß, die hartnäckige Entflohene zur Rückkehr zu bewegen. Umsonst. Der verlassene Gatte mußte nach wie vor allein in seinem Hause walten und alle Geschäfte besorgen:

Ich koch, ich wasch, ich fege,
Und scheue keine Müh,
Und darf wohl sein nicht träge,
Bei Kälber und vier Küh.

Wieder ging er nach Lermoos zu den Angehörigen seiner Frau, zum Pfarrer, zu einer Menge von ihm genannter Personen. Endlich scheint seine Geduld erschöpft, er sucht die Ungetreue zu vergessen:

Sie ist nicht mehr zurückgekehrt,
Rosina, meine Liebe,
Doch dieses Lied aufs Neu mich lehrt:
Verwirf doch solche Liebe!
Vergiß dieß Herz und laß sie drein,*)
Such dir ein schöneres Leben,
Es gibt ja viel der Mädchen fein,
Die schöner Dich umschweben.

*) in Lermoos.

Auf der Seite seines Büchleins, auf welcher diese Strophe steht, macht Mantl eine auf dieselbe bezügliche Anmerkung, die das schlimme Licht, welches eine derartige Aeußerung auf seine Sitten werfen könnte, wieder aufhebt.

„Der Verfasser ersucht den Leser, diesen Vers nicht zu mißdeuten, indem er darunter nur ein friedliebendes, ordentliches Dienstmädchen versteht“.

So blieb die Sache, alle Mittel, Rosina umzustimmen, erwiesen sich vergeblich. Da kommt unserem Buchbinder die Reue und er gibt sich selbst die Moral seiner Abenteuer:

Will allen noch mittheilen,
Erfahrung sonderbar:
Man soll nicht übereilen,
Den Gang zum Traualtar!

Damit schließt das Buch.

Der bisherige Verlauf der Geschichte, so traurige Dinge im Allgemeinen darum und daran hängen, macht wegen der mitgetheilten Thorheit gewiß im Ganzen einen komischen Eindruck. Allein die tragische Entwicklung ließ nicht lange auf sich warten.

Einer der Angehörigen des Mädchens, dem die fortwährenden Bestürmungen und Nachforschungen Mantls lästig wurden, suchte der Geschichte dadurch ein Ende zu machen, daß er ihm mittheilte, Rosina sei abgereist und nach Amerika ausgewandert. Da zu jener Zeit, wie noch heute, viele Tiroler nach Peru zogen, hatte die Nachricht nicht viel Unwahrscheinliches. Aber nun zeigte sich, daß er mit seinem schließlichen Widerwillen gegen die geliebte Hundertpfund sich selbst betrogen hatte. Flugs ging er nach Hause und machte alle seine Habe zu Geld. Das Schiff aber, mit dem jener Auswanderertrupp in die neue Welt befördert werden sollte, war

schon abgesegelt. Mantl besann sich nicht lange und nahm einen Platz auf einem Dampfschiffe, welches die langsame Fahrt des Seglers weit überholen würde, wie man ihm sagte.

So war es auch. Als er in Lima anlangte und beklommenen Herzens nach jenem Schiffe fragte, erhielt er die frohe Nachricht, daß es noch nicht angekommen sei. Nun wartete er Woche um Woche. Endlich — endlich kündigten die Signale sein Einlaufen an. Mit welchen Gefühlen er an den Strand stürzte, den ersten Tiroler um sein Weib befragte, wie er entsetzt von einem seiner Landsleute nach dem anderen vernehmen mußte, daß es gar nicht auf dem Schiffe gewesen sei und Niemand etwas von ihm wisse — das wäre ein Stoff für die Feder eines Verfertigers von Sensationsromanen.

Die Lage Mantls war schrecklich. Er sah, daß er betrogen worden war. Indessen waren seine Mittel durch die bedeutenden Kosten der Ueberfahrt auf dem Southampton-Dampfer und das lange Warten in der theueren Hafenstadt so geschmälert worden, daß der Arme nicht mehr daran denken konnte, nach Reute zurückzukehren.

So ging er weit landeinwärts und arbeitete zuletzt in einem Bergbaue. Vor etwa fünf Jahren gelangte die Nachricht in seinen Heimatsort, daß er von Indianern erschlagen worden sei. Rosina Hundertpfund aber ist noch heute wohlgenährte Köchin bei einem geistlichen Herrn im frommen Vaterland.

Nun bestreite noch Einer die Möglichkeit von Dorf-Romanen.

Der Herr Dekan, welcher in dieser Geschichte beiläufig genannt wird, ist ein von allen Einwohnern hoch angesehener und wegen seiner Herzensgüte beliebter alter Herr. In seinem Gedächtniß ruhet wohl die größte Menge von Denk-

würdigkeiten über die Geschichten und Angelegenheiten Reute's, welche sich auf die letzten Jahrzehnte beziehen. Auch ist derselbe ein langjähriger Hausfreund der baierischen Königsfamilie, deren Mitglieder von Hohenschwangau aus fortwährend nach Reute und die umliegenden Gegenden herüber kommen. Sie vergessen dabei selten, den geistlichen Herrn zu besuchen, wobei wenig von Ceremonien und Redensarten gesehen und gehört wird. Die Leute wissen nicht genug zu erzählen von der Schlichtheit seines Verkehrs mit so hohen Herren. Für denjenigen, welchem Kleinigkeiten aus dem Leben benannter fürstlicher Personen von einiger Bedeutung sind, ist nichts lohnender, als ein Besuch bei dem bewährten Freunde.

Die großen Schneewehen, welche an den nördlichen Abhängen des Säuling, über die Fuß- und Reitsteige, die durch die Wälder nach der Burg hinführen, aufgehäuft sein sollten, hinderten mich an der Ausführung meines Vorhabens, mir die Burg in ihrer winterlichen Verödung zu betrachten. Dagegen schaute ich an einem schönen Märztage von Füssen aus in die Berge herein.

Die Landschaft um Reute, welche man von der Lechbrücke zu Füssen aus betrachtet, ist ein unvergleichliches Bild der Voralpenwelt. Der vielgestaltige Boden mit seinen tannigen Büheln, aus welchen sich die grünen Wellen des Stromes herauswinden, hinter welchen die mächtigen Kalkgebirge emporragen — dann, gegen Norden gewendet, die sonnige Ebene, die weiten Fluren, und die blauen niedrigen Hügel im fernsten Gesichtskreis. Das Alles bedeutet jenes fröhliche Land vor dem Eingange der Berge, farbenbunt, mannigfaltig, jäh abwechselnd, dessen Wesen zu der Natur der Dinge dort jenseits der harten Wälle in einem Gegensatze

steht wie der launische Frühling zum Sommer, wie die tändelnde Jugend zum gewaltigen Wirken des Mannes. Hätten mich die Zwecke meiner Reise nicht wieder hineingerufen in das Bergland, ich wäre mit großer Lust draußen geblieben an seinem Rande in der Sonne, in der weichen Luft unter dem weiten Himmel und hätte auf die Veilchen gewartet, welche bald aus dem saftgrünen, frisch sprießenden Rasen der Hänge aufkeimen mußten.

Selten ist einem Freunde der Bergwelt ein schöneres Denkmal gesetzt worden, als dasjenige, welches in einer Nische der unzugänglichen Felswand, unter welcher der Lech in einer Klamm durchfluthet, dem Andenken des verstorbenen Königs von Baiern gewidmet ist. Ohne Zweifel mußten diejenigen, welche das Brustbild in die Nische stellten, an Seilen vom Rand der Felsen hinabgelassen werden. Da schaut nun das Gesicht des Verstorbenen aus dem starren, todten Kalk auf die Straße hinüber, auf welcher die Lebendigen ihrem Ziele entgegengehen. Unter ihm wallt der flüchtige Strom dahin, ober ihm lebt das unvergängliche Grün des Fichtenhaines Und so wird jeder sinnige Mensch, welcher seine Schritte nach jenem Bühel lenkt, lieber sich den Gedanken an die Bedeutung solchen Denkmales überlassen, als sich um den Fußstapfen des heiligen Magnus bekümmern, der da zu sehen ist, als Zeichen des Gelingens eines waghalsigen Sprunges über die Kluft.

Als ich am Abende jenes Tages, der so sonnig über dem Flachland gelegen war, auf dem Wege über dem „Kniepaß“ mich wieder dem Thurme von Reute näherte — der Gesang herabrollender Fichten begleitete mich beim Vorübergehen an manchem Hange — prasselte mir wieder körniger Schnee auf den Hut mit dem Geräusche großer Tropfen

eines Gewitterregens. Große Wolken eilten, von einer eisigen Luftströmung gejagt, über den Himmel, an welchem grelle Farben unablässig wechselten. Einige Wolkenballen waren dunkelgrau, die anderen schwarzblau, wieder andere von schrägen Sonnenstrahlen getroffen, topasfarbig. Dazwischen zeigten sich Räume des klaren Himmels und die hohe Wölbung glich an Verschiedenheit der Lichter der Erde, von welcher die Spitze des Thaneller in schönem Golde glänzte, während die Nadelwälder dunkel aus dem Schneefeld im Norden ragten.

Am nächsten Morgen war es wieder warm geworden. Der gestrige Schneefall verdunstete und leichte Wölkchen erhoben sich von den triefenden Dächern. Ich ging durch die kleine Pappelallee nach dem Kirchlein außerhalb des Marktes, betrachtete mir darin die mächtigen Wachskerzen, Weihgeschenke bedrängter Gemüther, die goldenen Gefäße und die große Silberampel, die von der Decke herabhängt — Alles als Lückenbüßer für den verunglückten Gang nach dem Wasserfall, den noch immer der ungangbare Schnee verhinderte.

Auch hielt ich Rast in dem braunen Stübchen der Schenke zu Mühl. Dort freute es mich, zu hören, wie die anwesenden Bauern selbst — gegen ihre Gewohnheit — sich über den lange hinausgeschleppten Winter beklagten. Denn es war die Zeit schon da, in welcher die „Impen" ins Freie gestellt werden sollten. Einem erzählte ich, um wie viel lustiger es draußen aussehe, wo schon Alles aper sei. Er meinte, der Gegensatz komme davon her, weil Tirol halt „ein bißl ein unebnes Land" sei, welchem Ausdruck einer diplomatisch abgeschwächten Erklärung ich freilich meine Zustimmung nicht versagen konnte. Sonst war in dieser Hütte nichts bemerkenswerth, als die — so häufig vorkommende — Schießscheibe über der Thür mit Bildern und Versen und

die gelangweilten Finanzwachen, die gähnend zu den Winterfenstern hinausschauten. Im Uebrigen erinnerte mich die Urwüchsigkeit der Hausgenossen und ihre augenscheinliche Unbekanntschaft mit manchen Uebungen der sogenannten Cultur an eine andere Schenke im höheren Lechthal. Dorthin hatten Reisende, die ihren Gewohnheiten nicht entsagen mochten, Thee mitgebracht, welchen sie der Wirthin mit dem Auftrage gaben, ihn für den Abend zu bereiten. Er erschien auch, aber als Spinat mit darauf gelegten geräucherten Würsten. Auf das Verlangen nach einem Fidibus verschwand sie in der Küche und kehrte nach einer Weile zurück, um mit verlegener Miene zu verkünden, der sei nicht da, aber mit einem frischen „Lüngerl“ könne sie noch aufwarten. Wer Aehnliches erleben will, der steige in die Seitenthäler nach Bschlaps und Namlos hinauf. Wenn er Humor hat, wird er gute Aernte finden. Gutmüthigkeit, tiefe Armuth und Unwissenheit stellen die Bilder zusammen.

Ganz anders war es auf der Post, wo die Herren Bürger von der Eisenbahn sprachen, die, über den Fern herkommend, das alte Reute an den Schienenstrang anhängen soll, der die große Welt verbindet. Mit Heftigkeit wurde die Meinung festgehalten, daß ein anderer Eisenweg aus Tirol nach Nordwesten unthunlich sei. Der Eifer dieser wichtigen Besprechungen verkürzte manche Stunde, in welcher der Fremdling gemächlich hätte über die Dinge des Landes Belehrung entgegen nehmen können. Der Fortschritt hat eben auch seine lästigen Seiten. —

Von Reute lenkte ich meine Schritte über Garmisch, Mittenwald und Seefeld nach dem Innthal. Am Abende des zweiten Tages erschien zu meiner Rechten der Telfser Mundi in weißer Hülle, die Drosseln schlugen schon über die

purpurgefärbten Schneehänge hin, die Bauern beteten unter der offenen Thüre, Glocken tönten aus der wärmeren Niederung herauf und über dem duftigen Innthal, von welchem aller Frost entwichen schien, glänzte der Abendstern, zitternd, nickend, wie er durch die Schwüle sommerlicher Untergänge scheint.

Fünftes Capitel.

Ueber den Brenner.

Die Brenner-Straße gilt im Allgemeinen für unschön oder einförmig. Ich theile diese Meinung nicht und habe mich erst wenige Wochen vor der Eröffnung des Schienenweges daran gemacht, denselben Uebergang von Norden nach Süden zum zehnten oder zwölften Male als Fußgänger zu betreten. Die überall lebendigen Wasser, tannige Bergabhänge und der Einblick in manches Thal, wovon die Vorüberfahrenden wenig Kenntniß nehmen, das Blinken des einen oder anderen Eisfeldes in engen Hintergründen vermochten es stets über mich, die Straße wenigstens so weit zu Fuß abzugehen, bis da wo Kastanienbäume, Staub, Hitze und halb dürrer Fels beginnen. Bis zur Mitte des Weges mindestens, bis dahin, wo die Ridnauner Ferner in die Schlucht von Mauls schauen, bleibt die Umgebung groß und frisch und sollte der Weg auch jetzt immer noch begangen werden, um so mehr, als durch das Verschwinden der Frachtwägen und anderer Fuhrwerke der Straße die weihevolle

Stimmung der Berge zurückgegeben worden ist, welche ihr vorher durch Karrner und gemartertes Vieh genommen war.

Ehe man das Innthal verläßt, hole man noch ein Mal unter den schattigen Bäumen im Bierkeller unter dem Iselberge Athem. Dort liegt gar schön das Innthal unten vor dem Ruhenden, von seinen bläulichen Wendungen oberhalb der Martinswand, an den goldgrauen Höhen des Solstein, an der blinkenden Stadt vorüber bis zu den Kalkwänden über Volders und Schwaz hinauf. Auch ist hier der rechte Ort, über die heldenmüthigen Thaten des Bergvolkes nachzudenken. Hier schlug Eisenstecken (der weit mehr gefeierte Hofer befand sich zur selben Stund im Wirthshause am Schönberg) die mit den napoleonischen Soldaten verbündeten Baiern. Man kann sich denken, daß jener tapfere Mann dabei mehr zu thun hatte, als ihm Immermann im zweiten Aufzuge seines „Trauerspiels in Tirol" sagen läßt:

Die Land'svertheidiger, Ober-Commandant,
Steh'n aufmarschirt an dieses Berges Hang.
Wir haben nachgezählt, es fehlet Niemand.

Von dieser schattigen Ruhestätte aus hat der Fußwanderer nicht nothwendig, den weit gedehnten Bogen der neuen Straße zu folgen, welche durch lange Reihen konischer Granitblöcke bezeichnet wird. Diese schneidet ein Fußgeher durch einen Hohlweg ab, dessen Seiten von wirrem Gestrüpp bewachsen sind. Erreicht er am oberen Ende desselben die Straße wieder, so vermag er schon die Thalbildung der Sill zu überschauen, eine Gestaltung, welche von nun an bis zum Fuße des eigentlichen Brenner sich in ihrem äußeren Ansehen wenig verändert.

Merkwürdiger ist der Wechsel der Scenerie zwischen

Inn- und Sillthal durch seine Plötzlichkeit, wenn man zum Fenster des Eisenbahnwagens hinausschaut. Denn die Veränderung der Landschaft, welche man, den Berg Isel hinankletternd, langsam gewahrt, und wobei uns, wenn wir einen Blick rückwärts werfen, noch immer das grüne Innthal und seine grauen Kalkwände nachschauen, bis man sie endlich hinter den ersten Biegungen und Vorsprüngen verschwinden sieht — diese Veränderung ist dem Eisenbahnfahrenden eine plötzliche, weil der Schienenweg sich wenige Schritte vom Innsbrucker Bahnhofe entfernt in den gegrabenen Schacht des Iselberges eindrängt und, beim Heraustreten aus demselben durch dessen Kuppe vom Innthal abgesperrt, dem Blicke nur mehr den Grund zeigt, in welchem die Sillwasser, mehr und mehr gehemmt, dem großen Fluße zustreben.

Die Eisenbahn bleibt von nun an bis zur Wasserscheide auf dem rechten Ufer des Bergbaches und ihre nächsten Umgebungen sind von denen der Straße auf dem anderen Ufer ansehnlich verschieden. Diese schmiegt sich in zahllosen Windungen dem Vorragen und Zurücktreten des Mittelgebirges an, dessen waldige Hänge bald jäh gegen die Sill abfallen, bald sich weiter von ihr entfernen. Für den Fußreisenden sowohl, als für denjenigen, welcher in einem Wagen sitzt, sind diese Curven lästig und langweilig, denn er bewegt sich bald nach Ost, bald nach West und seine eigentliche Richtung, die gegen Süden, wird fortwährend von den Umwegen unterbrochen, welche die Straße zur Umgehung der Einbauschungen der seitwärts gegen die Sill sich herabziehenden tiefen Gräben einschlagen muß.

Am Auffallendsten wird diese Aergerlichkeit zwischen

der Stephansbrücke, unter welcher die Stubaier Gletscherwasser gegen die Sill heranrauschen, und der neuen Post Schönberg. Deßhalb wird es Niemand unterlassen, von dem Wirthshause an der Stephansbrücke ab die Schlangenwindungen der neuen Straße liegen zu lassen und die alte hinanzusteigen, die jetzt in ihrer Vernachlässigung freilich mehr einem Saumpfade gleicht. Würde aber auch nicht an Mühe und Weg gewonnen werden, so müßte man doch diesen Weg, welcher die Straße unten liegen läßt, ohne Bedenken vorziehen. Denn oben auf seiner Höhe, wo ein Mauthhaus steht, schaut man westwärts. Da ist tief unten im Thale mit ihrem lichten Grün die Stubaier Ache, über ihr die Fichtenwälder mit ihrem Dunkel, und über Allem der matte Glanz großer Ferner. Dieses Bild ist das schönste, welches an und neben der Brennerstraße gesehen werden kann.

Ganz anders verhält es sich mit der Eisenstraße drüben. Diese läßt sich bis Matrei und darüber hinaus nicht von der geraden Linie abspenstig machen. In steter Steigung hebt sie sich über das Flußbett der Sill immer höher und höher und wird von der Poststraße aus als eine Linie wahrgenommen, die in der Richtung von Süd nach Nord geneigt ist. Die Bergseite, an welcher sie hinläuft, ist durch die Erfordernisse des Baues an vielen Stellen in einen jähen Geröllabhang verwandelt worden. Jedenfalls sind diese ersten zwei bis drei Stationen diejenigen, auf deren Strecke ein Entgleisen des Zuges mehr halsbrecherische Abenteuer zur Folge hätte, als überall sonst auf der Alpenbahn bis in die Schluchten des Kuntersweges hinein. — —

Ehe ich Weiteres von der Brennerstraße berichte, will ich erzählen, wie es dort am 21. und 22. Dezember 1867 aussah, weil das bezeichnend für die Natur des Weges ist.

Der Verkehr auf der Eisenbahn war wegen Schneewehen und herabgestürzter Lawinen drei volle Tage lang eingestellt. Ich trachtete nach dem Etschlande zu kommen und besann mich hin und her, was ich thun sollte. Die Kälte war außerordentlich. Die Berge verschwammen in Rauch, die Schlittenspuren glänzten, die Luft fühlte sich an wie die in einem Eisgewölbe.

Des müßigen Wartens satt, machte ich mich endlich auf, um trotz des Abmahnens zu Fuß die Brennerhöhe zu erreichen, bis nahe wohin die Wagenzüge von Süden her verkehrten. Ich ließ eine klagende Gesellschaft von Leuten zurück, die allerlei Zwecke halber nach dem Süden wollten. Da waren Künstler, welche sich nach Rom, Kranke, die sich nach Meran und Nizza sehnten. Auch mit dem Schlitten konnte der Brenner nicht erreicht werden, weil an den meisten Stellen nur die Spitzen der Zäune an der Poststraße aus dem weichen Schnee schauten.

Als ich einmal im Kampfe mit diesen Hindernissen begriffen war, sah ich jedoch, daß ich klug gethan hatte, aus der Noth eine Tugend zu machen. Wenn mir auch der Anblick der Meilensteine, auf welchen große Schneekuppeln wie weiße Turbane auflagen, der von der Wucht des Schnees umgestürzten Wegzeiger und Unglückstafeln, der Vögel des Waldes, welche der Hunger vor die Schwellen menschlicher Wohnungen trieb, keineswegs etwas Neues waren, so bot die Beobachtung der armen Schiffbrüchigen, welche verschlagen in Dörfern nahe an der Schienenstraße umherirrten, dutzende Mal von der falschen Nachricht eines durchgedrungenen Zuges gefoppt und außer Stand, die Höhe des Berges auf irgend eine Weise zu erreichen, manches Genre-

bild. Die Wirthe der Landstraße, welche durch die Vollendung der Eisenbahn schwer beschädigt worden sind, hielten es keineswegs für nothwendig, den unverhofften Gästen nach Kräften zum Weiterkommen zu verhelfen. Mit höhnischer Miene wurden die Eintretenden, Fragenden und Klagenden empfangen, mit einer Miene, welche sagen sollte: „Nicht wahr, jetzt könnt ihr uns wieder brauchen?“ Denjenigen, welche baten, man möge Boten nach den Haltstellen senden, um etwa eingelaufene telegraphische Nachrichten über den Zustand des Schienenweges zu erfahren, wurde geantwortet, sie möchten selbst hinausgehen.

So legte Mancher den nicht unbeträchtlichen Weg über den gewaltigen Schneedamm zwischen der höher liegenden Haltstelle und dem tieferen Dorf so vielmal zurück, als der Tag Stunden hat. Die Zwischenpausen wurden mit elegischen Gesprächen ausgefüllt. Ein Reisender hatte es vorher versucht, auf der Finstermünzstraße nach Meran zu gelangen. Die Höhe dieser Straße aber war der Strecke einer Meile entlang weiter nichts als ein zusammengewehter Schneeberg, in welchem die höchsten Lastwagen verschwunden wären. So versuchte er es nun mit dem Brenner, der sich bis jetzt nicht gefügiger zeigte. Ein Bauer, der aus dem Zillerthal kam, erzählte, daß in den jüngsten Tagen dort die Bewohner einiger höchst gelegenen Häuschen gezwungen waren, ihr Vieh an Stricken über den Abhang herabzulassen, weil es nicht möglich gewesen war, die Thiere durch den Schnee zu treiben und ebenso wenig ihnen Heu auf Schlitten zuzuführen.

Einige Reisende unterhielten sich über die Gefahren des Mühlthaler Tunnels an der Brennerbahn, von dessen angeblich drohendem Einsturz eben in allen Zeitungen gesprochen wurde.

Ich hatte vorhin, während ich heraufstieg, drüben an der Schneewand einen wohl hundert Fuß breiten, schmutzig braunen, herablaufenden Streifen bemerkt. Dieser rührte, wie ich jetzt von den Ingenieuren erfuhr, davon her, daß eine ansehnliche Menge Arbeiter eben den Berg abgräbt, um so allmälig den auf dem Tunnelgewölbe lastenden Druck zu vermindern. Einstweilen wird inwendig bei Tag und Nacht, bei Laternenlicht und Fackelschein gearbeitet, um durch angebrachte Stützen und Einsetzung neuer Steine die Katastrophe hintanzuhalten, bis von oben herab ergiebigere Hilfe gebracht ist. Einer der Herren fügte tröstend hinzu, daß schwerlich ein Personen-, wohl aber ein Lastzug seiner Zeit von dem zusammenrückenden Gewölbe in die Klemme genommen werden könne. Denn jener sich rasch hindurch bewegende Zug müsse den finsteren Schacht bereits wieder hinter sich haben, bevor die Erschütterung rüttelnd an dem wankenden Gestein wirken könne, während bei dem langsameren Gange des letzteren, dessen Länge in der Regel dazu eine weit beträchtlichere ist, ihn die Vernichtung noch innerhalb des Berges ereilen werde. Der Schacht steht aber festgemauert da und weder dieser noch jener Lärm wird ihn erschüttern.

Oft dachte ich an die warmen, von festlichem Duft durchzogenen Stuben in den heimatlichen Städten. Wenn ich dagegen die Wirklichkeit im Dorfe Gries betrachtete, so fielen mir vor dem Fenster draußen die Firste der Hütten auf, die aus dem Schnee schauten, unter welchem Brunnen, Heuwägen, Holzhaufen, Zäune verschwunden waren.

Auf den Schienen oben, auf dem Damme, befindet sich etwas, was wie ein Eisenbahnzug aussieht, wenigstens haben einige grün angestrichene Bretter, welche dort aus einem Schneehaufen hervorschauen, Aehnlichkeit mit dem Dache eines

Waggons. In der That ist das nichts anderes als ein Lastenzug, der, von einer Lawine eingemauert, den Verkehr verstopft, wie die Gräte den Schlingweg. Das würde nun freilich kein sonderlich bedeutsames Beginnen sein, wenn es sich um weiter nichts handelte, als die Wagen, wie man hier zu Lande sagt, „auszuschöpfen". Aber während die, welche den eingekeilten Zug führten, längst glücklich entronnen sind, befinden sich jene, die ihn befreien wollen, in einer Lebensgefahr, die sie veranlaßt, ihre Augen viel mehr nach dem hohen Abhang, als auf ihre Arbeit zu richten. Denn der Lawine folgt eine unermüdliche Schaar hartnäckiger Nachzügler.

Gestern hat ein nachrollender Ballen ein halbes Dutzend Menschen in das Dorf hinuntergeschlagen, und wenn es gelang, sie zu befreien, so denkt doch jeder an die zerbrochenen Arme und Schenkelbeine der Verunglückten. Auch hängt dort oben noch eine „Windlahn", wenn die bricht — und das vermag der Eisnadeln treibende Sturm jeden Augenblick — dann sehen sie die Lichter dieser Weihnacht nimmer.

So ergreifen sie schließlich den klügeren Theil, verzichten darauf, der Eisenbahngesellschaft noch weitere Unkosten zu machen, als die achttausend Gulden, welche sie in dieser Woche auf dem Berge Brenner im Kampfe gegen den Schnee ausgegeben hat und suchen ihre friedlichen Hütten auf, unbekümmert um die internationalen Folgen der großen Hemmung. Darum sehen wir jetzt die grauen Mäntel und blauen Hosen der Soldaten — so weit letztere über die Schneeschicht herausragen — die Soldaten, welche in der letzten Angst aus der Franzensveste herbeigeholt wurden. Die pausbackigen Gesichter der Wenden also sind es, welche ab und zu neben den grünen Brettern zum Vorschein kommen.

Sie haben Glück. Die drohenden Ungethümer oben halten sich zurück und nur der Wind ist noch ihr thätiger Feind, welcher den weggenommenen Schnee in Wirbeln aufjagt und ihn oft gerade wieder da absetzt, wo ihn eben die Schaufel des halberstarrten Menschen ausgenommen hat. Endlich aber gelingt es ihrer Beharrlichkeit dennoch, so viel von den verschütteten Holzkästen bloszulegen, daß man ihre lange Reihe und die beiden Locomotiven gewahrt, denen je am Anfang und Ende die Fortbewegung mißglückte. Einige der Wagen schauen halb zerschmettert hervor; ihre Zerstörung wurde durch das gewaltsame Andrängen der hinteren Locomotive bewirkt, welche es mit voller Dampfkraft versucht hatte, dieselben durch die Vorläufer der im Herabrollen begriffenen Lawine hindurchzuzwängen.

Es bedarf noch mehrerer Stunden, um alles das vom Geleise hinweg nach der Haltstelle zu schaffen und dieses für die Locomotive frei zu machen, welche in einer Stunde erwartet wird. Der Telegraph hat angezeigt, daß auf ihr der Vorstand des Betriebswesens und einige Ingenieure herbeieilen werden, um sich durch eigenen Augenschein von dem zu überzeugen, was zur Sicherung des Weges geschehen muß. Außerdem fällt dem erwarteten Dampfwagen die Aufgabe zu, mit vorne angebrachten Schneepflügen die leichteren Spuren der mittlerweile wieder eingetretenen Verwehung vom Geleise zu vertilgen. Die Leute auf der Haltstelle nennen deshalb diese Maschine, indem sie sich auf die Bezeichnung ihres theilweisen Zweckes beschränken, den Schneepflug. Dieser saust, eine lange dunkle Dampfsäule hinter sich lassend, heran. Er eilt durch das Spalier der ihn mit Zurufen begrüßenden Soldaten hindurch bis an die Stelle der drohenden Lawinen.

Und nun beginnt der auffallendste Theil der Wirksamkeit der Maschine. Sie bleibt stehen und läßt, während die Augen der auf ihr Befindlichen unverwandt nach oben gerichtet sind, ihre schrillsten Pfiffe erschallen. Die von ihnen erzeugten Luftschwingungen sollen hinaufdringen in die Höhe und die locker und drohend lagernden Schneeklumpen herablocken, daß sie rechtzeitig niederstürzen und sich nach unten wälzen, ehe sie abermals Menschen und Güter zu bedrohen vermögen.

Wohl eine halbe Stunde lang gellt es so an den Schneehängen hin. Die lockenden Rufe verhallen nicht wirkungslos. Bald in großen, bald in kleineren Stürzen poltern stäubend die Lasten herab, denen die lauernde Lokomotive stets durch blitzschnelle Bewegung zu entrinnen weiß. Nachdem aber schließlich lange Zeit hindurch keine Schneekugel mehr dem schrillen Erzbecken folgt, kehrt die Lokomotive, welche ihre Schuldigkeit gethan hat, zurück. Nun schließt sich das Spalier der Soldaten wieder und von allen Seiten werden die Schaufeln angesetzt, um mit den herabgerufenen Schneeungethümen aufzuräumen. Als ob sie ihre eigene Wuth an ihnen kühlen wollten, die ihnen so viel Mühe und Nachtwachen verursachen, stechen die wackeren Männer darein und bald sieht man nichts mehr, als auf- und abwehende Schneehaufen, die, von den Hunderten von Armen in Bewegung gesetzt, von fern betrachtet der milchigen Brandung des Meeres gleichen.

Wieder vergehen Stunden und das Klappern des Telegraphen in der Haltstelle meldet, daß nach vier Tagen zum ersten Mal ein Zug heraufdampft, um es mit der nun wieder frei gewordenen Bahn zu versuchen. Die Kunde solcher Befreiung hat die zurückgekehrte Locomotive nach Innsbruck gebracht, und die vielen Reisenden, welche dort Tage lang

auf die Ermöglichung ihrer Fahrt nach Süden warteten, nach so mancher Hoffnung und Enttäuschung wieder mit neuer Zuversicht erfüllt. Indessen ist hier auf die stillschweigende Begünstigung des Bergwindes gerechnet worden. Erhebt dieser seine Schwingen wieder, dann war die Mühe der armen Soldaten eine eitele, weil von ihm der neben den Schienen aufgeschaufelte Schnee plötzlich über die Bahn hin geweht werden kann. Erst nachdem eine electrische Botschaft vom Brenner, welche nunmehr völlige Windstille verkündet, die frohe Nachricht des Dampfwagens ergänzt hat, bewegt sich der Zug aus dem Bahnhof der Landeshauptstadt und zwei Stunden später keucht er über die glatten Schienen vor der Haltstelle Gries.

Es ist nunmehr Aussicht gegeben, nach Ueberwindung der noch eine halbe deutsche Meile entfernten Brennerhöhe rasch auf den gefahrloseren Südabhang der Strecke und von dort ohne weiteres ernstliche Hemmniß in das Bereich milderer Lüfte zu gelangen. Doch entläßt der Berggeist die Menschen nicht, ohne ihrem gewaltsamen Treiben noch einen kleinen Possen seiner Art zu spielen. Der Zug fährt zwischen den aufgethürmten Schneemauern dahin, daß es in den Wagen dunkelt, als ob sie sich in einem Tunnel fortbewegten. Die Soldaten aber, deren saurer Mühe die Errichtung der Mauer eine Weile geglückt ist, haben bei ihrer Arbeit die Antritte der Waggons vergessen. Diese Bretter stehen unten mehr als einen Fuß von den Wagen selbst ab, gerathen mit den Schneewänden in streifende Berührung und zwingen die Maschine, ihre äußerste Kraft anzustrengen, um die heftige Reibung zu überwinden. Es gelingt ihr eine Zeit lang, aber bald vermag sie nicht mehr, den Rand der Bretter, welcher tief in den harten Schnee einschneidet, durch diesen hindurch-

zudrücken. So schiebt sie den Zug eine Strecke weit zurück und nimmt, ihren Athem verdoppelnd, einen neuen Anlauf. Aber auch diesmal wird der entfesselte Dampf nicht Meister über den Widerstand der Schneewälle. Nochmals wird der Zug um seine doppelte Länge zurückgeschoben und wieder eilen die durch ein Signal aufmerksam gemachten Soldaten mit lautem Hurrahgeschrei in den Schneeengpaß, um die Spur zu erweitern. Eine Stunde Arbeit, welche durch Klagen und Verwünschungen der vom Wetter so oft genarrten Reisenden ausgefüllt wird, und endlich bewegt sich die klirrende Masse weiter der jenseitigen Schlucht zu, aus welcher der in den frostklaren Himmel rauchende Eisak schneefreien Geländen entgegenstürzt.

Als ich zwei Monate später auf dem Rückwege an derselben Stelle vorüber kam, bot der Brenner freilich noch immer einen frostigen Gegensatz zu dem Thalkessel von Bozen, die Zäune schauten noch mit den Spitzen hervor, der Wasserfall des Eisak hing als gelbgrünes Mineral am Felsen, die Wölbungen der Schneewehen schillerten in ihrem vom Frost satinirten glatten Ueberzug. Der Tunnel aber, von welchem vorhin gesprochen wurde, erschien allen Reisenden widerwärtig. Ganz der Aeußerung jenes Führers widersprechend schlich sich der Zug so unheimlich langsam durch den berüchtigten Schacht, daß ein Fußgänger sich nicht im Geringsten hätte anzustrengen brauchen, um neben ihm gleichen Schritt zu halten. Eine dumpfe Luft füllte die lange schwarze Grube aus, welche durch das Lodern von Hobelspänhaufen, bei denen sich die Arbeiter wärmten und aus welchen trübe Flammen schlugen, so schwer geworden war, daß ihr brenzeliger Inhalt den Lungen wie der Nase lästig fiel. Die Arbeiter aber waren da, um auszubessern, mit Balken und Brettern

zu stützen. Ich denke, daß Jeder froh war, als der graue Schimmer gegen Ende des Tunnels hin heller wurde und die Wagen wieder unter dem freien Himmel herauskamen, freilich nur, um nach wenigen Augenblicken in einer noch mehr durch Tragbalken unterstützten Grube zu verschwinden. Mit Ausnahme dieser beiden Werke gibt es jedoch die ganze Strecke des Schienenweges entlang nichts, was Bedenken erregen könnte. Und auch an diesen tragen die Baumeister keine Schuld. Denn ihren Entwürfen nach sollte die Eisenbahn von Hall ab den Weg der alten Salzstraße über Patsch einschlagen und auf die Brennerstraße erst hinter diesen zerbröckelten Thonschieferbergen einmünden. Die Eifersucht der Hauptstadt des Landes verhinderte diese wohlbegründete Absicht und so fährt der Reisende auf gut Glück unter dem unstäten Berge dahin. Als ich an jenen Wintertagen bis zur Brennerhöhe vordrang, begegnete ich mehreren Wägen, welche Schaufelstecken, Schaufeln, Faschinen, Fässer mit Cement gefüllt nach dem Tunnel den Arbeitern zuführten; wohl auch später noch werden immer fleißige Hände ihre Kraft gegen die Wucht des brüchigen Gesteins setzen müssen.

Doch ich kehre zu dem begonnenen Sommerausfluge zurück.

Wie schön schauen sich die Matten drüben vor Matrei an, wenn die sinkende Sonne über die Stubaier Ferner noch einmal herschaut und ein glasgrünes Licht auf ihnen entzündet! Da lodert es um die vielgezackte und zerrissene Habichtspitze, aus dem Flußgrunde dringt der Gesang eines Bauern herauf, der irgendwo am Hange seinen Klee abmäht, und auf der Straße begegnet uns ein Wagen voll lustiger Menschen, die morgen die hohe Waldrast besteigen und in die weiten Ferner hinein schauen wollen.

Es öffnen sich allerlei Thäler links und rechts. Stubai

war das erste. An diesem sind wir vorüber gekommen, als wir über die Stephansbrücke gingen, und wir haben in seine grüne, zuletzt eisbegränzte, Mulde hineingesehen auf dem ganzen steilen Schönberg-Pfade von der Säule, welche diesen alten Weg als die Römerstraße zwischen Weldidena und Matreium beurkundet, bis zu den Fichtenwipfeln um das Mauthhaus.

Links zeigt sich uns zuerst Navis, von Innsbruckern viel besucht, aber ein Thal, welches gegen seine Nachbarn gehalten kaum der Erwähnung werth ist und den Wanderern vielleicht zu sonst nichts dienen mag, als daß sie es für einen Durch- und Uebergang nach den wilden Schluchten von Hinter-Dux ansehen.

In derselben Absicht wird auch das etwas südlicher gelegene, mit diesem fast parallel laufende Schmirner Thal besucht. Die Wege, welche aus Navis und Dux führen, laufen auf dem Joche oben zusammen. An schönen Sommermorgen ist der Blick, welcher von der Brennerstraße beim Dorfe Stafflach aus in das Schmirner Thal hineinfällt, ein erfreulicher. Noch zu Anfang des Juli schauen seine Matten, welche der ungeheure Schnee des Winters nachhaltig tränkt, maigrün aus.

Die Eisenbahn macht auf der ganzen Strecke, um die nothwendige Steigung durch Vertheilung auf einen größeren Raum abzuschwächen, zwei ansehnliche Curven. Die erste derselben benutzt zu ihrer Ausbiegung das Schmirner Thal und es entschwindet deshalb demjenigen, welcher auf der Straße fortgeht, der Schienenweg für eine geraume Weile, bis er ihn endlich zwischen Stafflach und Gries wieder, diesmal aber in beträchtlicher Höhe, aus einem in der Richtung gegen Schmirn hinführenden Tunnel hervorbrechen sieht.

Auf der anderen, rechten Seite der Straße mündet

schon bei Steinach das Thal Gschnitz. Von der Eisenbahn drüben aus sieht man bequemer hinein, weil sie freier und höher liegt als die Straße. Von dort fällt auch die gewaltige, jähe Habichtspitze besser in die Augen, ein ansehnlicher Zehntausender, von welchem aus die Alpenspitzen übersehen werden von der baierischen Ebene bis zur lombardischen. Von diesem wenig betretenen Thale sei hier nur erwähnt, daß es von der Eisenbahn aus betrachtet gegen Westen durch einen Wall beschneiter und vergletscherter Berge vermauert erscheint.

Die zunehmende Steigung und die Nähe der wasserscheidenden Höhe machen sich auch auf der Straße wohl bemerklich. Das Wasser rauscht lauter dahin zwischen den Wurzelstöcken mächtiger Lärchen. Kühe streifen mit ihrem Geläute auf beiden Seiten durch den Bergwald und nur eine Dörcherfamilie, die auf dem Rasen ein Feuer angezündet hat und in der frischen jungen Sill ihre Lumpen wäscht, erinnert noch an die Heerstraße.

Kühe weiden auch um den schönen Brennersee, der neben der Heerstraße so ruhig liegt, wie der See im menschenöden Thale Obernberg drüben zwischen seinen Marmorblöcken. Diesen Obernberger See, zu welchem man vom Dorfe Gries aus hineinsteigt, darf Niemand liegen lassen, der im Gebirge reist, um seine Erscheinungen kennen zu lernen. Am Brennersee aber kann ich schon jetzt nicht vorüber gehen, ohne eines schönen Bildes zu erwähnen, welches er mir vor Zeiten in einer Nachmittagsstunde gewährte.

Ein Gewitter war eben vorübergezogen. Der See, dessen Spiegel fortwährend von den hineinfallenden Tropfen getrübt war, lag mit einem Male wieder klar da und aus seiner besänftigten Fluth hoben sich nur die leichten Kräusel einer langen, silberweißen Linie, welche eine in ihn einmündende Uferquelle zog. Eine graue Felswand neben ihm war

oben von der sinkenden Sonne blutroth angeschienen, auf den Gipfel aber stützte sich ein weitgespannter Regenbogen. Drüben der Westhimmel glänzte im hellsten Goldschimmer.

Wenige Schritte von diesem Gewässer entfernt erblickt man die Brenner-Post und die schmutzigen Häuser, welche ungeordnet um sie herumstehen. Der lange Winter und die regnerischen Sommer scheinen auf solchen Höhen immer den nämlichen Schmutz zu bedingen. Das Dorf, welches in den Kothlachen neben dem Mauthhause auf dem Splügen schwimmt, das große Hospiz Santa Maria auf den Wormser Joch gleichen in dieser Beziehung vollkommen dem Dorfe Brenner.

Ich glaube, daß die meisten Fußwanderer, welche diese Strecke zum ersten Male zurücklegen, sich verwundern werden, so schnell die Höhe des vielgenannten Brenner erreicht zu haben, bevor sie eigentlich recht ins Steigen hineingekommen sind. Sie haben eben vergessen, daß die Steigung von 2500 Fuß, welche den Höhenunterschied zwischen Innsbruck und dem Brenner-Posthause darstellt, auf etwa zwölf Wegstunden so ziemlich gleichmäßig vertheilt ist, und daß sie sich schon beim Posthause am Schönberg mehr als tausend Fuß über der Landeshauptstadt befunden haben.

Hier läuft die Eisenbahn zum ersten Mal unmittelbar neben oder auf der Straße. Die beiden aufwärtsstrebenden Linien berühren sich.

Hinter dem Posthause rauscht der Wasserfall herab, welchen man die Quelle des Eisak, nach Göthe der Etsch nennt. Der Fluß fristet aber, so lange er auf der Hochfläche des Brenner dahin rinnt, ein ärmliches Dasein und erst wenn ihm die Gletscherwasser aus Pflersch und Ridnaun zugekommen sind, zeigt er dem Reisenden, welcher ihn bis dahin zweifelnd betrachtet hat, ein Bett, das auf den Wasserschatz

hindeutet, welchen er weiter unten der großen Etsch zuführt. Wer im Winter oben auf den Brenner hingeht, sieht oft nichts vom alten Isarcus, weil er unter dem darüber hingewehten Schneehaufen in bescheidener Dunkelheit fortsickert. Auf dem Brenner selbst ist nicht viel zu sehen. Die gewaltigen Jöcher, welche sich links und rechts erheben, sind durch unbedeutende Waldgebirge versteckt. Der sonntägliche Staat der Bäuerinnen, welcher sich durch Pelzmützen auszeichnet wie man sie in der Umgegend von München bemerkt, der von Perlhühnern und anderem exotischen Geflügel belebte Hof des Posthauses — mehr wüßte ich darüber nicht zu sagen. Lustig dagegen sind die Reisenden im Waggon zu betrachten. Sie haben sich an irgend einer Station einen „Führer“ über den Brenner gekauft, in welchen sie während der ganzen Fahrt vertieft dasaßen, so daß wenige Blicke auf die wirkliche Landschaft trafen. Hier zum ersten Mal entsteht eine Pause, ein Wendepunkt in der Lektüre, sie schauen zum Fenster hinaus und man sieht ihnen die offenbare Freude an, die sie darüber empfinden, daß die Angaben und die Aufeinanderfolge der Haltestellen so vorzüglich stimmen und ihr Geld nicht umsonst ausgegeben worden ist.

Man weiß, daß die Ansprüche der Wälschen auf ihre sogenannten natürlichen Grenzen aus dem Brenner nicht nur eine Wasser-, sondern auch eine Völkerscheide haben machen wollen. Für Gelehrte, welche behaupten, Brunecken sei aus Brunopoli, Mühlbach aus Milbacco übersetzt, hat das keine Schwierigkeiten. Die Wahrheit ist aber die, daß noch viele Meilen weit hinein, südlich von dieser Scheide die angesessenen Einwohner zu den ächtesten, begabtesten und schönsten Deutschen gehören. Auch steht das ganze Volk von Tirol nicht nur, wie die deutschen Turner und Liedertafler durch Mas-

keraden und Trinkhörner, sondern mit Waffen und mit bitterem Ernst für die „deutsche Erde“ ein. Ich muß gestehen, daß ich auf die Worte des Tiroler Dichters Weller:

Sie sollen sie nicht haben
Des Brenners Scheidewand!
Sie sollen erst sich graben
Ihr Grab in unserm Land!

So lang in unsern Föhren
Ein Vogellied erklingt,
So lang' aus unsern Röhren
Die heiße Kugel singt,

weit mehr Zutrauen setze, als auf das Rheinlied unseres guten Becker. Man braucht diesem Volke nicht das zuzumuthen, was Beda Weber in seiner „Mystik des Landsturmes“ von ihm träumt, um zu glauben, daß es mit den Eindringlingen fertig werden wird.

Wenn nun auch kein Wort weiter darüber zu verlieren ist, daß wir es jenseits des Brenner so gut mit Deutschen zu thun haben als diesseits, so begreife ich doch wohl, wie sich der Nordländer von nun an durch manche Aeußerlichkeiten angefremdet fühlen will.

Die Häuser namentlich — ich rede von Bauernhäusern — zeigen gar oft jenen wälschen Typus, welcher bewirkt, daß man sie aus der Ferne für Ruinen hält. Manches Dorf ist ein ächtes rotten borough. Statt der lebendigen Zäune erscheinen immer mehr und mehr Mauern. In den Wäldern bemerkt man die traurigen Spuren wälscher Aktiengesellschaften. Auch die Liebhaberei für die Spielarten der Hausthiere hat den Gegenstand gewechselt. Statt der braunen Rinder sieht man drüben nur weißgraue. Unter hundert schwarzen Schweinen kaum ein einziges von anderer Farbe. Braune, langhaarige

Schafe, welche man in den Nordalpen nirgends findet, sind hier gewöhnlich. Von den namhaften Veränderungen, welche der trockenere und wärmere Himmelsstrich in der Gestaltung des Pflanzenwuchses erzeugt, werden wir später vielfältige Gelegenheit haben, das eine und andere Bild zu entwerfen. Auch die vielen italienischen Worte, welche man vernimmt, erinnern an das fremde Land, wiewohl sie größten Theils von Arbeitern und Taglöhnern herrühren, die froh sind, bei deutschen Herren ihr Brod zu verdienen. Unter anderen Kleinigkeiten, welche von nun an auffallen, bemerke ich auch das Aussehen der Fichten. Diesen werden bis auf den buschigen Wipfel hin alle Zweige abgehauen, so daß Jemand, welcher das zum ersten Mal sieht, der Meinung sein kann, er habe hier eine ganz neue, ihm unbekannte, Vegetationsform vor sich. Man kann Stunden lang in den mageren Wäldern herumlaufen, ehe man eine Fichte findet, welche nicht auf diese Weise zugestutzt ist. Die Bauern brauchen das zur Streu ihres Viehes; die Förster aber ergehen sich in fruchtlosen Klagen.

So viel als erste oberflächliche Andeutung über die eine und andere in die Augen springende Veränderung der umgebenden Dinge, welche in der That mit der Wasserscheide zusammenfällt. Man wird sich aber auch im weiteren Verlauf unserer Betrachtungen überzeugen, daß weder der Mangel des Kalkbewurfes an manchem Hause, noch die veränderte Färbung von Rindern und Schweinen, noch die Anwesenheit von mehreren Tausend hungeriger, zerrissener Heloten, noch das Fehlen vieler Aeste an Fichtenstämmen hinreichen, um aus Alemannen und Gothensöhnen wirkliche Unterthanen des italienischen Königreiches zu machen und ihnen den Stempel des Kunstvolkes aufzudrücken.

Etwa eine halbe Stunde vom Brenner-Posthause ent-

fernt steht ein tristes Gebäude, welches wegen seiner warmen Heilquelle viel besucht wird. Wenn die wirksamen Stoffe dieser Quelle keine Specifica gegen schmerzliche Uebel enthalten, so muß man etwas vom Geiste der alten Anachoreten in sich verspüren, wenn man seinen Leib und seinen Sommer auf diese kalte Hochfläche verschleppt, wo man während eines Regens oder Schneefalls gar nichts, bei heiterem Himmel einige Waldkuppen und die vorüber eilenden Züge erblickt, welche nach wenigen Stunden den glänzenden Sonnenhimmel des Etschlandes erreichen.

Indem wir denjenigen, welche sich in Zukunft an der einzigen Therme Tirols erquicken wollen, wünschen, daß ihnen die Wochen auf der öden Hochfläche reichlich vergolten werden mögen, folgen wir nun getroster dem südlichen Abhang. —

Bis zur Haltstelle Schelleberg ist die Neigung des Schienenweges keine beträchtliche. Hier aber fällt Jedem, welcher links, gegen Südosten, in das Wippthal hinabschaut, auf, daß in ziemlicher Tiefe unter ihm der Kirchthurm eines Dorfes liegt, welches er in der nächsten Viertelstunde mit dem Dampfwagen selbst berühren soll. Diesen jähen Abfall zu umgehen, hat hier der Baumeister des Gebirges selbst glücklicherweise die Möglichkeit gegeben. Da öffnet sich zur Rechten das Thal Pflersch, man baut einen gewaltigen Bogen hinein, legt Schienen darauf und gelangt etwas schneller nach jenem Dorfe Gossensaß, als etwa ein eiliger Fußgänger von Schelleberg aus den Hang hinabrennte.

Um aber in das Thal Pflersch zu gelangen, mußte man einen Berg durchgraben, welcher sich an der betreffenden Stelle in unerwünschter Breite und Wucht vor den gesuchten Weg hinstreckt. Dieser Tunnel durch krystallinisches Gestein gehauen, ist der längste und sicherste der Strecke. Nur die

entholzten, ziemlich steilen Abhänge vor seinem Eingang scheinen nicht völlig ruhig zu sein. Wenige Stunden, nachdem ich am 19. Februar 1868 über diese Strecke hingefahren war, fiel, wie ich am nächsten Tage erfuhr, von dort oben ein Block auf den Schienenweg herab, zu dessen Hinwegräumung zwei Stunden erforderlich waren. Die Wagen und Menschen, welche er unter Umständen hätte zerschmettern können, wegzuschaffen, würde wahrscheinlich die ganze Nacht in Anspruch genommen haben.

Jenseits dieses Tunnels, durch welchen der Zug in zwei Minuten braust, kann man einige Eisgipfel betrachten, welche von der Decke der jenseitigen Bergkette herüberlangen. Wer sich etwa zu Fuß herein verirren sollte — und es wäre keine der fruchtlosesten Anstrengungen, die man in Tirol aufwenden könnte — der muß in das hinterste Thal bis ganz nahe zu den Fernern hingehen und sich von dem ungeheueren Wasserfall der „Hölle" durchstäuben lassen. Wir verschieben uns das bis auf unsere Wanderungen in den Seitenthälern und kommen nun rasch, den abwärts gleitenden Schlangenlinien der Bahn entlang, an Gossensaß (hier werden den nach Norden Fahrenden Lichter angezündet) vorüber, in die Schluchten vor Sterzing.

Rückwärts schauend fällt uns die gräuliche Felsaufthürmung des Tribulaun in die Augen, der mit seinem unbetretenen Eise hier in das Thal Pflersch, dort in den grünen See des Thales Obernberg hinabschaut — wie sich die Reisebeschreiber ausdrücken, deren dichterische Begabung ihnen alle diese Berge als Riesen mit großen Augen vormalt.

Im sumpfigen Kessel von Sterzing beginnt das Wippthal. So nennt man den Lauf des Eisak zwischen hier und der Franzensveste. Da sieht man die Berge, welche uns

noch von Passeier, Pens, Brixen und milderen Thälern trennen, die Jochpfade des Jaufen und anderer Uebergänge.

Die Stadt von der Eisenbahn aus betrachtet ist einem abscheulichen, ruinenähnlichen Dorfe zu vergleichen, während die Gassen selbst dem Eintretenden zwar öd, aber des ehemaligen Reichthums seiner alten Gewerke nicht unwürdig erscheinen.

Es ist eine Stadt, in welcher die Anzahl der Auswandernden größer ist, als die der Sterbenden oder der Geburten. Für heute schlenderte ich durch die Gassen mit den bemalten Häusern und massiven Thorbogen, dachte nicht an die Summen der Trinkgelder, welche jetzt den Hausknechten verloren gehen, erinnerte mich nicht mehr an die zerlumpten Wälschen, die sonst überall da herumstanden, auch nicht an die verschwundenen, schwitzenden Pferde und bestaubten Eilwagen. Was meine Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nahm, war der mit Edelweiß geschmückte Hut eines schlanken Mädchens, welches unter der Thüre des Hauses zur „Krone" stand. Ich fragte es, woher es selbst sei und woher diese Blumen kämen. Es antwortete: Von Platt in Passeier und die Blumen wüchsen auch gar nicht weit davon weg, auch könne ich eine davon haben, wenn ich wollte.

Da eben eine murmelnde Procession nebst einigen Kapuzinern die Gasse heraufkam, so machte ich mich schnell zum Thore hinaus und schritt dem Lärchenwalde zu, in welchem man gegen den Jaufen ansteigt. Bald schaute ich nach den Ridnauner Fernern, welche so groß und herrlich leuchten, bald nach der kleinen Blume, welche ich in der Hand hielt und so entstand ein Gewebe von allerlei Erinnerungen und Gedanken, mit welchen ich die Eindrücke jenes Tages und unsere Brennerfahrt abschließe.

Von allen Bauern, welche auf der Welt leben, haben vielleicht nur die Bewohner der Alpengründe Freude an Blumen. Italienische und spanische Landleute benützen sie freilich auch, um Altäre oder Heiligenbilder zu schmücken oder durch ihre bunten Farben den Glanz feierlicher Umzüge damit zu erhöhen. Der Alpenbewohner läßt es an solcher Verwendung ihrer Schönheit zwar auch nicht fehlen, aber er empfindet eine Zuneigung für manche Blüthen seiner Berge, welche ohne Zweifel eine weit mehr innerliche ist. Er unterscheidet sich in dieser Beziehung nicht viel von den eifrigen Botanikern, welche weite Reisen unternehmen, um die Blüthezeit einer einzigen Pflanze nicht zu verfehlen und in manchem Holzknecht steckt etwas von dem Engländer Churchill, welcher drei Sommer hindurch vergebens sich von London nach Hermagor in Kärnthen aufmachte, um die Wulfenia, welche einzig und allein auf einem Hügel in der dortigen Gegend wächst, während der paar Tage einzuernten, in welchen sich ihre stahlblauen Blüthen entfalten und verdorren.

Ja, der einfältige Sohn der Berge steht noch immer unter der Einwirkung eines sympathischen Fühlens für die lebendige Natur. Nicht nur im Märchen wird von der Sehnsucht gesprochen, welche die Bewohner des Etschlandes antreibt, in den Garten einzudringen, worin des Zwergenkönigs Laurin Rosen stehen. Nicht die verschönernde Phantasie Einzelner war es, welche den nie vergehenden Schneeflecken auf dem Schlern die „große weiße Rose“ nennt. Nicht blöder Aberglaube hat die Meinung erzeugt, daß derjenige, welcher eine dem Donnergotte heilige Rose (Donarrose, Alpenrose) auf dem Hut trägt, vom Blitze erschlagen wird, sondern ein wunderlich regsames Mitgefühl mit den zarten Geschöpfen, etwa wie es sich bei dem Dichter in an-

derer Weise zu der Vorstellung gestaltet hat, daß der Bergesalte die Gemsen, sein Wild, hütet.

Mit dieser andächtigen Scheu ist es in unsern Tagen freilich vorüber. Unsere Burschen und Dirnen lieben die Blüthen, welche während des kurzen arktischen Sommers der Bergspitzen sich öffnen, aber sie lieben, um sie zu besitzen. Auch in dieser Beziehung gleichen sie manchem gelehrten Freunde der Pflanzenkunde. Wie der Hirsch aus dem Hochwalde des Berges heraustretend, in einer Nacht ein Feld voll wuchtiger Aehren abweidet, so zerraufen diese den „Standort" ihrer anziehenden Lieblinge. Sie können nicht genug davon besitzen, denn was dem Herbarium überflüßig ist, wird gegen die Sprößlinge anderer Himmelsstriche vertauscht. Gerade so ist es der Brauch bei den ungelehrten Pflanzensuchern in unserem Gebirge. Was nicht mehr auf den Hut gebracht werden kann, wird mitgenommen, um Freunden und Freundinnen ein Geschenk zu machen. Eine Aeußerung des erwähnten Dichters, in welcher es heißt, daß der Jüngling seine Liebe mit den schönsten Gaben der Flur schmückt, wirkt auf Städter unserer Tage fast wie eine Parodie. Jenen aber ist sie ein unveränderter Brauch, vielleicht eine Forderung des Gemüthes. Denn von dem Zwecke der Gewinnsucht, welcher durch die Berührung mit civilisirten Naturbewunderern seine Rechnung findet, will ich erst später einige Worte beifügen.

Welches sind nun diejenigen Blumen, welche von den Burschen und Mädchen im Gebirge am meisten geschätzt werden?

Hierauf muß ich antworten, daß die Vorliebe für diese oder jene sich zuerst nach den Geschlechtern auseinander halten läßt. An den Hüten junger Männer bemerkt man vorzugs-

weise das „Jagerbleamel“, den „veränderten Steinbrech“, wie es bei den Botanikern heißt, an den Hüten oder vor dem Busen der Mädchen dagegen das wollige Edelweiß, eine Gnaphalium-Art. Beide sind nicht übel gewählt, um den Maßstab der Kräfte, welche zu ihrer Erlangung aufgeboten werden müssen, zu bezeichnen. Das Jagerbleamel sproßt während der wenigen Wochen, welche in einer Höhe von 10,000 Fuß und darüber einen Winter vom andern trennen, am liebsten auf den Vorsprüngen unzugänglicher Felsen, am feuchten Rande blauer Eiswälle. Freilich trägt der Wind seinen Samen auch nach bequemeren Hängen und es wird manchmal von solchen gefunden, deren Kräfte zur Erklimmung eines ernsthaften Berges nicht hinreichen. Doch legt der Eigensinn, mit welchem sich das Pflänzchen in der Regel innerhalb der Gränzen des Polar-Klimas der Alpen hält, seinen Liebhabern Mühseligkeiten auf, welche nur von unerschrockenen Steigern überwunden werden. In alten Sagen wird nicht selten von grausamen Damen und hartnäckigen Burgfräulein berichtet, welche ihren Verehrern unterschiedliche halsbrecherische Abenteuer aufzugeben pflegten. Da sich in unserem Jahrhundert die Romantik aus der großen Welt zurückgezogen hat und, halb verschollen, nur mehr da lebt, wo der Mensch mit den Naturmächten im Kampfe liegt, so vertritt heute die Wirklichkeit von Sennerinnen, Hirten, Wildschützen den Personalstand jener blutigen Legenden. Wie oft hat eine neckische Dirne dort oben auf der Hochalp auf zärtliche Worte damit geantwortet, der Seppele oder Hans oder Jörgl solle zuvor auf die oder die „gache Leiten“ (steilen Abhang) hinaufsteigen und ihr „a recht schöans Büschall“ herunterbringen, ehe sich weiter über die schönen Dinge sprechen lasse, welche er ihr vorsagte, während sie am

Brunnentrog ihre Milchkübel wusch! Jetzt steht dort ganz in der Nähe neben einem Felsen, auf welchem blutrothe Flechten wachsen, ein „Bildstöckl", worauf dargestellt ist, wie ein Mensch seinen Kopf am Stein zerschlägt. Es ist seither manche Thräne darauf gefallen und während der ganzen Zeit, in welcher die Hochalpe bewohnt wird, hängt jeden Sonntag ein frischer Kranz von Jochrauten, Prunellen und Edelweiß daran — ja manchmal ist auch ein wirkliches Jagerbleamel hineingeflochten — aber derselbige Seppele oder Jörgel schläft tief unten in einer finstern Kammer und weiß nichts mehr vom langen Winter und von der lustigen Sommerzeit, wo auf den Jöchern die schönen Blumen stehen.

So verhält es sich mit der Jägerblume.

Das Edelweiß zu bekommen ist schon viel leichter. Es wächst hoch oben auf steilen Zinnen und Schrofen, es gedeiht aber auch weit unten auf den Alpenwiesen. Die Lawinen reißen nicht nur Steine und Krummholz-Aeste, sondern auch den Samen dieses hochgeborenen Krautes mit sich zur Tiefe. Es gibt Stellen, an welchen es in der Nähe von Nadelwäldern gefunden wird. Auf den Hängen des Monte Baldo am Gardasee kommt es nahe am Rande des buschigen Gestrüppes vor, welches jetzt an der Stelle des einstmaligen Hochwaldes über das heiße Gestein hin sich ausdehnt.

Auf mancher Alpe werden Hunderte seiner Stengel von Kühen abgeweidet. Eine herrliche und unvergleichliche Pflanze bliebe das Edelweiß, auch wenn es überall in den Thälern wucherte. Doch ist es glücklicher Weise nicht nothwendig, seinen Reiz auf die Gefahr der Alltäglichkeit hin zu preisen. Sein Vorkommen unterhalb stolzer, eisiger Höhen muß doch immer als Ausnahme betrachtet

werden, und ein Maler, dem es beifiele, eine Edelweiß pflückende Person als auf einem sanften Abhang stehend zu zeichnen, würde eben diese Ausnahme zur Regel umgestalten. Als Zeugen hievon rufe ich ein Dutzend Grabsteine an, unter welchen in Tirol allein solche Fremde ruhen, die dem weißen Irrwisch der Berge erlegen sind. Auch an der Kleidung der Dirnen, wenn sie ins Edelweiß pflücken gehen, ersieht man oft die Beschaffenheit des Grundes, auf welchem die Blüthe gedeiht. Denn sie vertauschen gern ihre faltigen Röcke mit Beinkleidern nach Art der Männer. Durch jene würden sie im Klettern über das Geklipp hin belästigt und gehemmt, auch könnte ihnen der bauschige Rock auf vorragenden Zacken fast zur Gefahr werden, weil sich der Jochwind darin fängt und das flatternde Tuch wie ein Segel vor sich herstößt.

Das Edelweiß suchen ist also hauptsächlich ein Brauch der Dirnen, wie die Vorliebe für Pflänzchen der eigentlichen Schneezone mehr von der männlichen Jugend gepflegt wird. Es sieht aber so aus, als ob die größere Leichtigkeit dasselbe zu erlangen, nicht die einzige Zugkraft darstellt, welche diese Blüthe auf das Mädchenvolk ausübt.

Kenner zählen unter die hervorragenden Eigenschaften weiblichen Wesens dessen Eigensinn und in dieser Beziehung dürfte es vielleicht unter allen Kindern der Flora kein weiblicheres geben, als das Edelweiß der Alpen. An seinen Zu- und Abneigungen wird die Weisheit der Gelehrten zu Schanden.

Man betrachte sich beispielsweise die beiden Gebirgsgruppen des Wetterstein und des Karwendel in Oberbaiern. Sie sind durch einen Büchsenschuß von einander getrennt, ihre Abhänge haben die gleiche Lage nach den vier Weltgegenden, das Gestein, aus welchem sie aufgebaut sind, ist ganz und gar der nämliche Kalk, Thiere und Pflanzen ganz

dieselben, hier wie dort — nur das Edelweiß, von welchem es auf dem Karwendel wimmelt, hat sich auf dem Wetterstein noch nie sehen lassen.

Die Gelehrten haben da gut reden von unwägbaren, ungreifbaren Einflüssen des Lichtes, der Wärme und anderen Schwingungen. Aber diesen trotzigen Willen werden sie doch nicht wegdemonstriren können.

Der eigentliche Cultus des Edelweiß wird in den Kalkalpen, das heißt in jenen Theilen der nördlichen deutschen Alpen getrieben, welche auf fremde Besucher mehr Reiz ausüben, als die anderen, mittleren und südlichen Gruppen des Hochgebirges.

Der Umkreis, in welchem das Edelweiß vorzüglich verehrt wird, schließt auch diejenigen Landschaften in sich, welche man am meisten besucht und bespricht.

Die Bergformen sollen in Kalk malerischer, die Abwechslung der Bodengestaltung eine größere sein. Der Grund hievon liegt in dem Umstande, daß der Kalk sehr weich ist und von Luft und Wasser leicht zerstört oder ausgewaschen wird. Daher die große Mannigfaltigkeit der Giebel, die vielen von Wasser durchrauschten Schluchten, die tiefen Seebecken, die schöne Abdachung nach Norden. Die nahrhafte Ebene liegt näher, das Leben ist leichter, die Menschen singen und spielen. Das Edelweiß, welches zwischen tannigen Höhen und den Gebieten der Erstarrung mitten inne wächst, mag als Symbol jener Gebirge gelten, auf welchem sich lustiges Hirtenleben und die drohende Hoheit der Einöde nahe berühren.

Jenseits der Kalkgebirge aber, auf dem harten Boden von Gneiß oder Granit, mitten unter den Gletschern der höchsten Alpenerhebungen hat sich der Sinn des Menschen mit der Furchtbarkeit der Natur verdüstert. Dort pflücken

nur wenige mehr die Jochraute oder das Edelweiß und die schallende Lebendigkeit der Menschen verstummt, wie die Wasser oben als starre schwere Ströme liegen und das Gestein unter sich zermalmen. Es liegt in der menschlichen Natur, daß man von diesen Regionen niemals so viel sprechen wird, als von den grauen Kalkwänden und grünen Seen in Oesterreich und Baiern, wo die Sennerinnen jodeln und ihren Gästen Edelweiß an den Hut stecken. Aber die weniger zahlreichen Eindringlinge in jene andere, lautlose Welt bilden eine auserwählte Schaar.

Doch ich entferne mich ein wenig zu weit von meinem Edelweiß.

Was beginnen die Mädchen mit den Schürzen voll Blumen, welche sie von diesem oder jenem Joch herabschleppen? Bei der Beantwortung dieser Frage ist ein Unterschied aufzustellen zwischen Gegenden, welche von freigebigen Reisenden besucht werden, und versteckten Thälern, in welche sich selten ein Fremder verirrt. Dort suchen die armen Mägde, nachdem sie sich selbst ihren sonntäglichen Hut hinlänglich geschmückt, den Ueberschuß in irgend einer Form zu verwerthen.

Es gibt Reisende, welche ihnen einen Strauß für gutes Geld abkaufen und sich dabei die Abenteuer überlegen, mit welchen sie zu Hause ihre Erzählung vom eigenhändigen Herabholen der Alpenblumen ausschmücken. Ansehnliche Vorräthe werden an Kellnerinnen in Wirthshäusern verkauft, weil diese, nach einer vielfach im Gebirge verbreiteten anmuthigen Sitte, den Gästen beim Abschiede als Antwort auf das Trinkgeld einen Strauß in die Hand drücken. Auch gibt es gewisse ländliche Gewerbthätigkeiten, welche des Edelweißes nicht entrathen können. Darunter gehören vor Allem jene sonderbaren, aus getrockneten Blumen zusammengesetzten Land-

schaften, welche man den Sommerreisenden anbietet. Der Himmel auf diesen besteht aus blauen, das Wasser aus weißen Blumenblättern, das Land aus Moosen. Sämmtliche Pflanzentheile sind zierlich mit Leim oder Gummi auf das dicke Papier aufgeklebt.

Was die Fremden nicht brauchen können, ist immerhin noch für die Anwendung, welche von heimischen Gebräuchen abhängt, nicht verloren. Im „schönen" Zimmer manches alten Wirthshauses findet man Vasen unter einem Glassturz, welche mit Edelweiß angefüllt sind. In den Kranz, welche die Mädchen bei mancher Prozession tragen, ist die wollige Jochblume eingeflochten.

Hier hängen die Blumen, welche das Mädchen mit den groben Schuhen und den Steigeisen vom hohen Gipfel geholt hat, schneebleich um das Grabkreuz eines Friedhofes vor der Kirchenthür.

Das Tiroler Volk, welches gern zu hochgelegenen Kreuzen und heiligen Bildern auf schroffen Graten wallfahrt, ziert dort oben die stummen Gegenstände seiner Andacht. Um das gesenkte Haupt des Heilandes schlingt sich ein Kranz von Edelweiß, goldgelbe Maiskolben hängen von seinen ausgespannten Armen, die sammtene Weidenblüthe (Palmkatzel) ist an seinen blutenden Füssen befestigt, die rothe Erica (Hoadn) umhüllt seine Lenden.

In entlegenen Thälern wird keinerlei Augenmerk darauf gerichtet, die edle Blüthe zu irgend welchem Zwecke zu verschachern. Man wirft sie in die Tischschublade und schenkt Jedem, der davon will. Die Leute tragen sie oft hinter das Ohr gesteckt, wie die Jungfrauen im Pinzgau den Rosmarinzweig, die Fuhrleute im Etschland einen Taxusstengel, die baierischen Bauern im Flachland rothe Nelken. Die Vor-

liebe, auf diese Weise den Kopf mit Farben aus der Pflanzenwelt auszustaffiren, geht bei unserem Volke so weit, daß man selbst in München während des Mai viele Leute sieht, welche Syringenbüsche, und während des Juni solche, die ein halbes Dutzend zusammengebundener Kirschen hinter dem Ohre tragen.

Wer sich eine Weile in solcher Einöde aufhält, von Zeit zu Zeit Alpen besucht und mit den Leuten bekannt wird, der wird dann oft vor seiner Thüre oder seinem Fenster einen Strauß bemerken, welchen ihm der Melker oder die Sennerin, die manchmal herabkommen, hingelegt haben.

Demjenigen aber, welcher es verschmäht, in solche Wildnisse vorzudringen, bieten schon in München, noch mehr aber in Innsbruck die botanischen Gärten Gelegenheit, jene Kinder der Höhen zu betrachten. Die Kunst des Menschen hat es verstanden, die meisten derselben heimisch zu machen. Das Jagerbleamel freilich wird er dort nicht finden, wohl aber viele der anderen, wenn auch in verblaßten Farben.

Was haben nun jene Blüthen dort oben, wo die meisten von menschlichen Augen ungesehen dahinwelken, für eine Bedeutung?

Als man die Isar-Auen bei München, in welche der Bergstrom manchen Samen aus den Schluchten seiner Wiege hinträgt, theilweise in ergiebiges Land verwandelte, verschwanden hier die Fremdlinge aus der Pflanzenwelt. Auf den unfruchtbaren Hochmooren Baierns prangt jeder Mai in Myriaden herrlicher Blüthen, die man auf nutzbringenden Geländen nirgends sieht. Auch sie flüchten sich vor der Scholle, welche der Mensch in ihrer Nähe urbar macht. Dort oben aber, wo das funkelnde Sonnenlicht durch eine ungetrübte Luft auf sie fällt, gedeihen unter dem Reiz und

der Anregung dieses stärkeren Lichtes die grellen Farben. Auf den scheinbar nackten und einsamen Gebieten, welche nichts mit der gemeinen Nützlichkeit zu schaffen haben, verwirklicht sich die ewige Schönheit in den vergänglichen Gestalten und hält der nahrhaften Niederung ihr Recht entgegen, zu welchem wir immer wieder voll Freude, wie zu einem wundersamen Gleichniß, emporschauen.

Um noch Einiges zur Schilderung des Weges über den Brenner beizufügen, will ich es nicht unterlassen, von einer anderen Wanderung zu erzählen, welche ich an einem rauhen Märztage des Jahres 1868 unternahm.

Bis zur ersten Haltstelle, welche von dem hochgelegenen Dorfe Patsch ihren Namen bekommen hat, ließ ich mich vom Dampfwagen hinaufziehen. Schwer senkten sich, nachdem wir den zweiten Tunnel hinter uns hatten, in der eisigen Luft die Dampfwolken in die Fichtenwipfel und über die grünen Wasser der Sill hinab. Von den Baumstümpfen, die man im Schotter der Abhänge stecken gelassen hat, um dessen Abrutschen zu hemmen, war eben der Schnee weggeschmolzen. Von der in Wäldern und zwischen jähen Leiten ganz versteckten Station stieg ich zum Dorfe hinauf, um von dort bis Matrei auf der alten „Salzstraße" fortzugehen, auf welcher man sonst das Erzeugniß der Sudstätte Hall nach dem Brenner brachte, ohne Innsbruck zu berühren. Patsch ist das wahre Muster eines Innthaler Mittelgebirg-Dorfes. Die Thalsohle liegt tief unter der Bläue ferner Berge versteckt. Niemand glaubt, daß zwischen da und dem Solstein oder dem Telfser Mundi sich eine breite Mulde und ein ansehnlicher Strom hinziehen. Dagegen erblickt man den Kirchthurm manches anderen hochgelegenen Dorfes, von Mutters um Beispiel, welcher hinwiederum denen im Thal unten

versteckt bleibt. Noch verlassener, als drüben auf der Brennerstraße, schauen da die zahlreichen Herbergen mit ihren Schildern her. Der Blick nach Stubai hinein läßt sich mit dem vom Mauthhause auf dem alten Schönberg aber nicht vergleichen.

Bald kam ich an der Stelle an, wo sich der Weg nach dem „Heiligen Wasser", der bekannten Quelle am Abhange des Patscher Kofels, von der Salzstraße abzweigt.

Hier ist ein „Bildstöckl" und auf ihm folgende Verse angebracht, deren trochäischer Tonfall sich anhört, wie wenn sie aus einem spanischen auto sacramental genommen wären:

Zu der heiligen Wasserquelle
Eile hin, o fromme Seele,
Und betrachte ehrfurchtsvoll,
Welche Gnaden denen fließen,
Die Mariä Schutz genießen,
Denn sie wachet für ihr Wohl.

Davon wurde der Blick nach der Eisenbahn tief unten abgezogen, auf welcher eben ein langer Lastenzug aus dem Mausloch eines Tunnels zum Vorschein kam. Da diese Züge auf dem Brenner stets von zwei Lokomotiven in Bewegung gesetzt werden, von welchen die eine hinten schiebt, so glich die dunkle Linie aus solcher Höhe betrachtet einer an zwei Stellen angezündeten Lunte.

Da oben war von den begegnenden Burschen selten ein deutsches Wort zu vernehmen. Die Knechte und Arbeiter auf diesen Höfen sind der Ueberzahl nach Wälsche und auch Besitzer von Häusern und Hütten traf ich, welche unsere Sprache nur mit Mühe verstanden. Der Brennerstraße selbst entlang findet man in solcher Nähe von Innsbruck noch keineswegs so viele der armen Eindringlinge. Zu

St. Peter, Mühlthal (oberhalb des berüchtigten Tunnels) Gedair und Pfois auf dem hohen Mittelgebirge wimmelte es von diesen.

Bis gegen Matrei hin lag die Landschaft so ziemlich vom Schnee befreit da. Lustig ist seine Veste von dieser Seite aus anzuschauen. Da liegt sie mit den rothen Dächern ihrer Mauerthürmchen oben auf dem Felsen, wie ein Kinderspielzeug. Die Lärchen aber an der Sill und die grünen Wasser und die tiefe Schlucht stellen eine Scene zusammen, wie sie der nicht ahnt, der auf der Eisenbahn durch den Tunnel eben dieses Schloßberges hindurch fährt.

In Matrei stehen zwei Kirchen nagelneu übertüncht neben einander wie zwei Schilderhäuser. Auf der Mauer der einen findet sich ein nackter Christus überlebensgroß in langen Schwimmhosen abgebildet, eine Manier, welche sich in dieser Gegend mehrfach, unter Anderem auch an einem Hause in Stafflach, beobachten läßt.

Beim Bräuer in Matrei — dem beliebtesten Gasthause — belustigten sich heute die anwesenden Honoratioren damit, daß sie von sämmtlichen im Zimmer befindlichen Gegenständen nach dem Augenmaß die Länge und Breite angaben und darauf hin Wetten veranstalteten. Sodann wurde mit einem hölzernen Maaßstab die Probe gemacht. Derjenige, welcher am meisten von der Wahrheit weg gerathen hatte, mußte Wein bezahlen. Dieses Verfahren trug nicht dazu bei, die Genauigkeit der Muthmaßungen durch die Uebung zu stärken.

Hinter Matrei machte sich die Nähe des Alpenüberganges durch die zunehmenden Frostgrade bemerklich. Sonnenschein, eisiger Wind, graue, rasche Wolken zogen über einen Boden hin, der eine Mischung von Koth und Eis darstellte.

Links und rechts schauten große Düngerhaufen aus dem Schnee und durch diese abscheuliche Oede hallte trauriges, noch einförmigeres und unausgesetztes Glockengeläute.

Die Winterzier der Hyacinthen an den Fenstern der Bauernhäuser war schon verwelkt, draußen aber deutete gar wenig auf den Frühling hin, der nach den Deutungen der astronomischen Signale bevorstand. Hie und da trug Einer Garn, an den Winterabenden gesponnen, zum Färben oder Verkaufen irgendwohin — das war ein Zeichen des Lenzes.

Das in oben stehender Winterstudie erwähnte Bildstöckl vor Gries lag noch immer umgestürzt da, die Zäune aber waren doch stellenweise so weit vom Schnee entblößt, daß man sehen konnte, wie sie dieser nach allen Richtungen der Windrose niedergedrückt, umgelegt und zerbrochen hatte.

Wunderbar kam der Abend. Da sah es aus, als ob diese oder jene glanzvolle Pyramide ein Wolkengebilde wäre. Wenn ich sie aber recht scharf betrachtete, so steckte hinter dem metallisch glänzenden Schleier ein wirklicher Berg. Besonders regte der Anblick des hohen Habicht auf. Unglaublich erschien sein Glanz und seine Höhe. Die Bäche, welche unsichtbar unter den Gewölben des darüber hingewehten Schnees floßen, lärmten in den schallenden Klüften wie ein herannahender Eisenbahnzug. Auf schneefreien Höhen tummelten sich Krähen. Um den Wasserfall eines Mühlsturzes hatte sich, von einem mächtigeren Wasserstande herrührend, ein Ueberzug, ein Futteral von Eis gebildet, in welches er mit dumpfem Lärm hineinstürzte. Die Wegmacher hatten auf der einen Seite der Straße den Schnee aufgeschaufelt, daß er als Wand von mehr als zwei Klafter Höhe dastand. Auf die andere Seite aber hatten sie das hingeschichtet, was der Schaufel undurchdringlich war und was sie mit Hacken

vom Boden lösen mußten — diese Seite glich einer Gartenmauer von grauen Findlingsteinen. Die für Bergbäche im Eisenbahndamm angebrachten Durchlässe sahen wie Tropfsteinhöhlen aus, denn mannslange Eiszapfen hingen vom Gewölbe hinab in die spärlichen Gewässer.

Hinter dem „Lug", nahe am Brenner Posthaus, schaute ein armseliges Häuschen noch immer nur mit dem morschen Dach aus dem Schnee, zu der Thüre war ein Durchstich durch den weißen Hügel gemacht worden. Höchst verwunderlich sangen die Drähte oben am Schienenweg. Die prosaische Telegraphenleitung schien sich in eine Aeolsharfe verwandelt zu haben, die wilde und zornige Melodien sang. Der Brennersee war durch einen dunkeln Wasserfleck in Mitten des Eises angedeutet, welches ihn noch überall bedeckte, wie die Fenster im kalten, ärmlichen Posthause.

Dorthin flüchtete ich mich vor der Nacht und brachte vor mürrischen, verdrossenen Gesichtern, wie man sie in herunter gekommenen Wirthshäusern antrifft, einen trübseligen Abend hin.

Schlimmer wurde der Morgen. Der Nordwind — oder, wie der theilnahmslose Meteorolog spricht, die Polarströmung — durchdrang dichte Kleider und war stark genug, um von den gefrorenen Schneeflächen Wolken weißen Staubes loszureißen, die blitzschnell von einem Bergabhang zum anderen getragen wurden. Wälsche mit blauen Gesichtern, verbundenen Köpfen, am dünn bekleideten Leibe schlotternd, kamen in Schaaren den Berg herauf. Es war die Zeit, in welcher sie nach Norden auswandern, um Arbeit zu finden. Württemberg und Baiern gaben Jene als Reiseziel an, welche sich mit einigem Geld bis in solche Entfernung forthelfen konnten, die Anderen waren gezwungen, sich innerhalb der

Gränzpfähle nach irgend einem Verdienste umzusehen. Von den letzteren traf ich zwei, welche Hunger und Kälte fast stumpfsinnig gemacht hatte, in einem kleinen Wirthshause vor Gossensaß, in welches ich eintrat, um auf einige Augenblicke vor der Tobsucht des Sturmes Ruhe zu haben. Sie waren aus der Gegend von Belluno, Venetianer. Diese Armen schoben ihr Elend dem „Vittorio" zu, den sie ein brutto mostro nannten, vielleicht weil sie dachten, daß mir Solches als Oesterreicher wohl gefallen könne. Diese beiden, welche blaue schildlose Soldatenmützen trugen, deren Klappen über die Ohren herabgezogen waren, mußten Mitleid erwecken. Anfangs wunderte ich mich darüber, daß die Wirthin, deren Stube voll Heiligenbilder hing, nicht daran dachte, ihnen ein Stück Brod zu ihrem Branntwein zu schenken. Aber ich erfuhr bald, daß es eines gefüllten Magazins voll Lebensmittel bedürfte, um jedem Hungernden an dieser Straße etwas mitzutheilen. Sie blieb still an ihrem Rocken sitzen. Da ich ein großes Stück Fleisch mit mir gebracht hatte, war mir Gelegenheit geboten, die Wirkung der Eßbegierde zu sehen. Es bedurfte keiner halben Minute, daß sie es verschlangen.

Im Eisack lagen, hie und da an einen Block angeschwemmt, Fichtenzweige. Aus ihnen heraus glänzten Thautropfen wie Hühner-Eier, irisirende Eiskugeln. Der Frost fachte dieß Feuerwerk der Erstarrung an. In Sterzing war Staub über das Eis hingeweht. Der Nordsturm durchdrang alle Zimmer und Gänge des Hauses, in welchem ich rastete. Wie gerne wäre ich hinausgegangen, um in die blauen Coulissen des Jaufenthales und der anderen Berge hineinzuschauen? Aber diese barbarische Wellenbewegung hemmte den Athem, preßte den Augen Thränen ab und lähmte das Rühren des

Gehirnes. Die Welt lag starr und gefroren da — nur der Wind tobte. Die Gassen von Sterzing freilich waren nicht mehr öde als sonst. Der Postmeister konnte sicherlich nur aus Gewohnheit am Fenster liegen. Die Schilder verlassener Wirthshäuser klapperten, Adler, Greife und andere Vögel schwankten wie im Traume oder um sich zu wärmen hin und her. Die Sonne schien klar herab — aber in der Bedrängung durch die Stöße des schrillen, quiekenden Eiswindes war es nicht möglich, sich an dem Feuer der Kugel zu ergötzen, die so über alle Begriffe weit entfernt auch im öden und noch kälteren Raume hängt.

Sechstes Capitel.

Vom Brenner nach Bozen.

Sterzing liegt am Rande des viel berufenen Mooses, von welchem es bei Luterotti heißt:

Man g'sieht auf's Störzgar Moos,
Wachst gar a sauras Gros.
'S ist lei a naßer Tuifels-Grund,
Dick schlafen alte Jungfern drunt.

Dieses Moos bietet, wenn es nicht gerade vom Schnee bedeckt ist, im Winter wie im Sommer so ziemlich denselben Anblick dar, eine halb grün, halb rostbraune Fläche, aus welcher Weiden und Binsen hervorragen und durch welche die Straße sich hindurchzieht, wie ein fester Damm. Als ich es im Winter betrat, war selbst der Schnee, der um den Rand mancher Pfützen lag, vom eisenhaltigen Wasser des Moores ockerfarben; ein gelbes Mehl, welches ich für Pilze hielt, lag auf allen Weidenstämmen, nur die Weiden

um den Eisak schienen dunkelroth in ihrer Nacktheit. Viele der Gräben, welche das Moor durchziehen, waren zugefroren, und unter dem blanken Eis sah man die winzigen Fische sich tummeln. Die um einige Fuß über den Boden erhabenen Holzsteige auf der Straße, welche der Wanderer im Sommer gar häufig benützen muß, wenn nach starkem Regen die Wasser des Moores überlaufen, waren jetzt freilich unnöthig, denn die trockene Straße bedeckte ein dichter, mit Eiskörnern vermischter Staub.

Ueberraschend war der Glanz der Ridnauner Ferner, welche ein schön geschlossenes Bild geben, wenn man sich gleich hinter dem Felsen von Sprechenstein nach ihnen umschaut.

Theilnahmslos zog ich an der kleinen Kapelle vorüber, an welcher zwei blaue Reiter zu sehen und der bekannte Vers zu lesen ist, welcher die Niederlage des Franzosengenerals Joubert verkündet. Die Mitwirkung unserer lieben Frau von Trens, welcher die Tiroler diesen Sieg verdanken, veranlaßte mich, in dem berühmten Wallfahrtsorte ein wenig vorzusprechen. Man vermuthe nicht, daß ich mir vom Meßner die kleine Kapelle hätte aufsperren lassen, in welcher das Wunderbild verwahrt wird, noch daß ich mir das Büchlein anschaffte, in welchem seine Geschichte erzählt wird.

Ich ging in die gute Herberge, an deren Mauer nach alter Tirolersitte ein großer Baum mit rothen Aepfeln zum Besuche einladet. Diese Herberge mit ihren schön getäfelten Zimmern, ihren guten Vorräthen und den freundlichen Gesichtern ihrer Wirthe erachte ich für eine der besten, welche ich weit und breit in Tirol gefunden habe.

Die Mägde spannen noch, aber es ging zur Neige mit dieser Arbeit. Denn so wie der kalte Wind nachließ, sollte das Bebauen der Felder, das Erdführen und andere Hantirung

in freier Luft beginnen. Der Wirth setzte sich zu mir und erzählte mit Stolz von dem hervorragenden Giebel, den die Leute von Trens den ihrigen nennen, der Kreuzspitze mit ihrem schauerlichen Wildensee zu höchst droben in den Schneefeldern. Von ihr aus sieht man zugleich Toblach auf der Wasserscheide des Pusterthales und Hötting, die Vorstadt von Innsbruck.

Während der Wirth so sprach und einer der Knechte nach dem anderen am Rohre des Wasserfasses saugte, schaute ich in die Abendwolken, die blutroth wie der vor mir stehende Wein über dem Penserjoche schwebten und aß von dem guten süßen Kuchen, der nach dem löblichen Herkommen alter Tiroler Wirthschaften hier im Hause bereitet wird. Gegen die Eisenbahn hatte der Wirth nicht viel einzuwenden. Wenn sie ihm allerdings den Nachtheil brachte, daß er von nun an alljährlich im Herbst seine Ackerpferde verkaufen mußte, weil er mit ihnen jetzt im Winter durch Vorspann und dergleichen nichts mehr verdienen konnte (war doch unter anderem sonst alle Woche ein großer Lastwagen mit Grödener Schnitzwaaren unten vorüber gefahren), so war doch auch durch die Erleichterung des Verkehrs die Anzahl der Wallfahrer eine größere geworden.

Unfern von Trens steht das graue Gebäude der Haltstelle Freienfeld in den Flußauen.

Vom Dampfwagen aus kann man die kleine Kapelle bemerken, welche da erbaut ist, wo man das Gnadenbild im Gerölle des Bergbaches fand. In der Nähe steht auch am Rande eines Lärchenwaldes der Meilenzeiger, welcher die Hälfte des Weges zwischen den Städten Bozen und Innsbruck angibt, und drüben auf dem Felsenhange die alte

Veste Welfenstein, ein viereckiges zerfallenes Gemäuer unter hohen Fichten.

Die südwestliche Bergreihe an der Schlucht erregt mehr Aufmerksamkeit, als ihr Gegenüber.

Bei der Haltstelle Grasstein sieht man in ein enges Thal hinein, über welches der Neuschnee der Jochhöhen noch lange in stets erneuerter Pracht scheint, wenn die Heerstraße staubt. Hier fährt auch der Eisenbahnreisende unter einem Mauerwerk durch, welches auf dieser an verwunderlichen Bauten so reichen Strecke das einzige in seiner Art ist. Durch eine tiefe Geröllfurche kommt ein Gießbach zu Thal, von welchem jetzt nur hie und da verstreut kleine Wassertümpel zu sehen sind, die zwischen den Steinen ruhen. Wie es aber zu anderen Zeiten mit diesem Gewässer beschaffen sein mag, davon zeugen die Schotterhaufen, welche links und rechts wohl in einer Breite von hundert Klaftern an den Abhang hingeschwemmt sind. Der veränderlichen Laune dieses Baches zu entgehen und um weder mit der Armuth noch mit dem Reichthum seiner Wasser etwas zu schaffen zu haben, wurde an den unteren Rand der in den Berg gerissenen Furche eine steinerne Mulde gebaut, welche wohl zehnmal größer und tiefer ist, als der Bach, wenn er sich bei mittelmäßigen Kräften befindet, jedenfalls aber so eingerichtet, daß alle herabstürzenden Wasser in sie hineingenöthigt und in ihr hinabtosend in den Eisak geschleudert werden. Diese Mulde ist eine steinerne Brücke, unter welcher der Eisenbahnzug hindurchfährt; es wird also gar oft vorkommen, daß gerade über den Köpfen der Reisenden, welche unter einem Viaduct gewöhnlicher Art zu fahren meinen, der Bergbach seine Blöcke zur Tiefe reißt. —

Wir sind jetzt in der Gegend angelangt, in welche

sämmtliche Reisehandbücher den Anfang eines wärmeren Himmelsstriches versetzen. In der That sieht man nach und nach immer zahlreicher die edle Kastanie und den glänzenden Nußbaum ihre Zweige über die bestaubten Rasen neben der Straße hinstrecken. Aus dem wärmeren Luftbecken, welches über den Schluchten des unteren Eisak liegt, schlägt die Wellenbewegung bis hier herein. Mais und Wein gedeihen von der Franzensveste an in der Niederung und an den Abhängen der Sonnenseite. Hier begann, so oft ich in den kalten Monaten des Weges kam, die winterliche Schneedecke dünner und dünner zu werden und meist zeigte sich das Thal von Brixen der weißen Farbe entledigt. Indessen wird es immerhin von Nutzen sein, den Reisenden vor der Ueberschwenglichkeit mancher Wegweiser zu warnen. Es wird von manchen dieser mit oder ohne Absicht die Täuschung hervorgerufen, als gäbe es da einen jähen Uebergang vom Norden in das, was sich eine jugendliche, romantische Einbildungskraft unter dem schönen Worte Süden vorstellt.

So verhält es sich nicht. Wir haben allerdings den äußersten Rand einer Zone erreicht, in welcher manche Gewächse fortkommen, welche man dießseits nicht bemerkt, eine Zone von höherer Jahreswärme, weit kürzeren Wintern, vor Allem aber einer unvergleichlich größeren Trockenheit der Luft. Die kurzen Winter und die geringere Regenmenge sind es, welche im südlichen Tirol verglichen mit der Nordabdachung der Alpen am meisten auffallen. Wer aber den Süden der Dichter sucht, der findet ihn weder hier noch auch in den lombardischen Ebenen oder im Thale des Po. Dieser fällt nicht einmal mit dem staatlichen Begriffe Italien zusammen, sondern beschränkt sich auf die Gebiete nicht jenseits der Alpen überhaupt, sondern auf diejenigen, welche über dem anderen

Gebirge liegen, das die Halbinsel in zwei Hälften theilt, die Apenninen.

Wenn also die Reisehandbücher mit Granaten, Orangen, Opuntien und Lorbeer prunken, so muß man sich davon nicht etwa das ganze Land überwuchert denken, sondern sich daran erinnern, daß diese Pflanzen in Gärten stehen, wie bei uns die Rosenbäume und daß es wohl möglich ist von hier bis zur Veroneser Klause zu reisen, ohne neben den Heerstraßen oder auf Fußwegen einen einzigen dieser Fremdlinge zu erblicken. Solchen Büchern verdanken Viele, die ihren kranken Körper in das Etschland oder nach Meran tragen, die erste peinliche Enttäuschung. Von den anderen, welche sich auf Luft und Wetter beziehen, wird an geeigneten Stellen mehr als einmal die Rede sein müssen.

Wir übergehen vorläufig diese Dinge, sowie auch die Stadt Brixen, deren Landschaft sowohl, wie inneres Aussehen einen erheblichen Gegensatz darstellen zu dem von der Schwesterstadt Bozen. Während man um diese herum außer den Föhren mancher höheren Berghalde wenig anderes Wachsthum bemerkt, als das von fruchttragenden Pflanzen, deren Pflege der Mensch besorgt, so erscheint das Eisakthal um Brixen, von den spärlichen Spuren des Weinbaues abgesehen, mit seinen Matten und Wäldern alpenhaft grün, gleich einer Gegend des Nordens. Man kann eine Vergleichung anstellen, welche in dieser Hinsicht zugleich eine Steigerung enthält.

Die Umgebung von Meran hält die Mitte zwischen der Landschaft von Bozen und der von Brixen. Nicht mehr so reich an Wein und edlen Obstbäumen wie die erstere, welche der Wiesen und Getreidefelder fast gänzlich entbehrt, wäre es doch unmöglich in ihr keinen wesentlichen Unterschied gegen das Aussehen eines Thales nördlich vom Brenner zu ent-

decken. Diesen Unterschied aber vermag die Brixener Mulde, von einigen unwesentlichen Merkmalen abgesehen, nicht aufzuweisen.

Immerhin aber wird behauptet werden müssen, daß derjenige, welcher den Sommer in einem größeren Orte Südtirols zubringen will, der noch am warmen Scheine des Landes Theil nimmt, nirgends mehr Grün und Schatten findet, als in der sanften Mulde von Brixen.

Wenn ich gesagt habe, daß man mit der Einmündung des Wippthales in die breitere Mulde, in welcher sich Eisak und Rienz bei der Franzensveste vereinigen, noch nicht eine Gegend von südlicher Eigenthümlichkeit erreicht, so soll das keineswegs heißen, daß man nicht in der Regel eine fühlbare Erwärmung der Luft wahrnehme. Der eisige Wind, dessen ich bei der Durchwanderung des Sterzinger-Mooses Erwähnung that, wurde hier nur mehr als kühle Brise verspürt, wie sie nördlich des Brenner wohl auch die Hitze schöner Sommernachmittage lindert. Wer in der heißen Jahreszeit hieherkommt, macht die Entdeckung, daß von nun an die Nächte sich nicht merklich gegen die Tage abkühlen, was in den nördlichen Alpengegenden auch während der Hundstage nie ausbleibt. Ferner entsteht durch die größere Trockenheit der Luft unendlicher Staub auf allen Wegen, ein Uebel, welches manchem Reisenden aus Norden das ganze Etschland verleidet hat. Wenn auch die Nachmittagsgewitter, die Landregen und andere, drüben gewöhnliche Störungen der Sommerfreude sich nur selten einstellen, so kann auch der Gegensatz lästig werden.

Nicht selten wird man sehnsüchtig nach den finsteren Wolkenballen schauen, welche Regen zu verkünden scheinen, die aber

unter ohnmächtigem Wetterleuchten nach den großen Firnmassen der Centralalpengruppe hinziehen und die ätzende staubdurchflogene Brüthitze in ihrer Herrschaft über diese Thäler nicht stören. Wer ihr zu entgehen in die Sommerfrischorte und Hochflächen des Gebirges hinaufsteigt, der wird gar oft jene Centralgruppen, die Tauern, die Oetzthaler Ferner hinter grauem Dunst versteckt sehen. Nach einigen Tagen liest er dann in der Zeitung, wie es da und dort geregnet oder gar geschneit hat. Jene mächtigen Berge aber sind die Scheidewand gegen die nordischen Niederschläge.

Während also vom Norden her bis gegen die Schlucht von Mauls noch immer der Polarwind die Erde und die Menschen erstarren machte, freute man sich zwei deutsche Meilen davon entfernt des Schattens. Manche Bäume blühten über den maigrünen Wiesen. In langen Wolkenzügen flog der Staub einher. Ich vermißte gern den bläulichen Duft des Hochsommers, der sich sogar um nahe Bäume legt, gern das glänzende Laub schattenloser Pappeln am Strom, denn ich war der Schweißtropfen des letzten Junitages eingedenk, an welchem ich das Alles gesehen hatte. Auch der Schnee, der noch auf der Höhe der Berge lag, verderbte nichts an der Landschaft. Ich hätte noch weit mehr mit in den Kauf genommen, um nicht die Luft von damals trinken zu müssen.

Im tiefen Winter hatte ich zwischen Brixen und Klausen den einen und anderen Kohlenmeiler am Fluße gesehen, welcher neben den stark gelichteten Wäldern keinen erfreulichen Anblick bot. Die neuen Triebe an den zahllosen Weiden der Flußufer zogen ihnen entlang einen breiten gelben und blaurothen Saum. Manche Felshöhlung am Spiegel des malachitgrünen Flußes war durch eine gebrechliche Wand

grauen Eises, wie durch einen Vorhang gegen die vorüberjagenden Wellen abgesperrt. Weder von diesem noch von jenem war jetzt mehr etwas zu sehen. Dagegen schauten heute wie damals jene mächtigen Zacken herein, welche dem Reisenden, der nur eine oberflächliche Schilderung von der Gestalt derjenigen Berge gelesen hat, die man Dolomite nennt, sofort aber als solche auffallen. Es sind die ersten und auch mit Ausnahme derjenigen, welche ihm in Bozen vor die Augen treten, auch die einzigen, welche er von der Brennerstraße aus zu Gesicht bekommt. Die grauen Zuckerhüte schauen aus der Tiefe des Thales von Affers herüber, welches bei Albeins mündet. Man nennt sie die „Geißeln," und es wird auch ein Solcher, welcher niemals von Dolomiten hat reden hören, nicht leicht dort vorbeigehen, ohne sich manchmal verwundert nach ihnen umzuschauen. Einige Spitzen aus derselben Gruppe erblickt man allerdings auch hinter dem Villnöserthal, in das man kurz vor Klausen hineinschaut. Um die Ausmündung des Thales stehen kleine, junge Wälder zerstreut an den Matten des sonnigen Abhanges hinauf. Aus mancher der ärmlichen Hütten steigt lichter Rauch und über ihm erheben sich jene Dolomite, Säulen erstarrten Rauches. —

Was von Klausen zu erzählen ist, findet man in den rothen Büchern. Ich habe mich nie lange in diesem finstern, engen Nest aufgehalten. Doch weiß ich aus oft wiederholten Versuchen, daß vor dem vortrefflichen Bier des bekannten Felsenkellers, welches Bädeker anpreist, gewarnt werden muß. Der Schatten der gewaltigen Kastanie vor jener Ruine macht die Schwüle noch dumpfer, von der Straße weht durch den morschen Zaun fortwährend die pulverisirte Straße herein, wie Schaumstaub am Ufer eines erregten Sees und der Rest

von Behaglichkeit wird von dem jämmerlichen Getränke hinabgespült, welches man dort unter allen Umständen vorgesetzt erhält. Dagegen wird Jeder dasselbe Getränk preisen, wenn er es in den Räumen der kühlen „Rose" aufsucht. Was oberhalb auf den Bergen liegt, Lazfons, der hohe Ritten und die Uebergänge in das Sarnthal, von welchen Dingen aber alle besagten rothen Bücher schweigen, von diesem werde ich an seiner Stelle Manches erzählen. Von Klausen bis Bozen bleibt die Thalschlucht in ihren vielen Windungen einförmig schön.

Bei Azwang erhebt sich auf der sonnseitigen Berghalde die erste Cypresse. Im Uebrigen ist eben diese Seite des Gebirges, in dessen Höhe sich die waldreiche Hochfläche „Ritten" hinzieht, trostlos anzusehen. Durch die Entholzung sind zahllose Blaiken (Rutschungen) entstanden, deren graubraune Färbung den Abhang wie verbrannt erscheinen läßt. Nur an wenigen Stellen ist es gelungen, über diesen Trümmern den Nachwuchs lichter Föhren emporzubringen. Wo noch eine fruchtbare Erdschicht, sei sie noch so spärlich, auf dem Geröll festgehalten zu werden vermag, dort wurde der Bau der Rebe versucht. Dieses bemerkt man am auffallendsten an den „Knoten" (Felswänden) jenseits Blumau, an welchen die Abwechslung von schwärzlichem Geröll, unnützem, halb verdorrtem Staudenwerk und gegittertem Rebengrün auffallen wird.

Aus dem letzten Tunnel herausgetreten, erreicht der Zug die Gegend von Bozen. Zur Winterszeit erblickt man vorerst das unübersehbare Grau nackter Rebenpfähle, in den warmen Monaten aber ergötzt die Ueppigkeit des Wachsthums in den Gärten, welche die Bahn durchschneidet. Es gibt keine nutzbringende Pflanze in diesem Himmelsstriche

überhaupt, welche nicht in manchem dieser Gärten zu allem Uebrigen gesellt daſtünde.

Indem wir an dem Bahnhofe, welcher in unabläſſigem Umbau begriffen iſt, abſteigen, haben wir die Stadt erreicht, welche von nun an der Gegenſtand und der Ausgang mancher Betrachtungen ſein wird. Denn ſie iſt es, welche als Mittelpunkt des geſammten Landes feſtgehalten werden muß, ſo lange es ein Tirol gibt. Dieſer Anſpruch iſt ſchon durch ihre augenſcheinliche Lage begründet. Der Reichthum ihrer Bürger und ihres Bodens, ihr milder Himmel und die edeln Formen ihrer Landſchaft treten empfehlend hinzu.

Wenige Schritte vor dem Bahnhof erblickt man Dinge, welche für die Erkenntniß dieſer Landſchaft bezeichnend ſind. Gerade vor uns zeigt ſich das langgezogene Gebirge der Mendel, welches von hundert Orten aus betrachtet, hundert verſchiedene Berge darſtellt, in ſolcher Stellung, daß wir an die berühmten Bergformen des klaſſiſchen Südens erinnert werden. Wird dieſes Gebirge in einer Abbildung gezeigt, ſo mag mancher gelehrte Schwärmer behaupten, ſolche Linien gäbe es nur in Griechenland. Sein Gegenſatz, nicht nur der Lage, ſondern auch der Erſcheinung nach iſt jenes graue Korallenriff, welches ich etwas ungenau aber kurzweg mit dem Namen Schlern bezeichne. Dieſes ungeheuerliche zerriſſene Gebilde kommt mir vor, als ob es ſeinen klaſſiſchen Widerpart im Weſten gegenüber jenem Gedankenkreis vertrete, welchen man die Romantik nennt. Wenn am Abend die Silhouette der Mendelmaſſe ſchwarz wie eine rieſige Schlacke den Himmel zerſchneidet und in die Dämmerung ragt, über ihr der milde Abendſtern wie andere Geſtirne über dem Haupt eines Gottes — ſo glüht der kahle Schlern noch kohlenroth dem Weſten entgegen. Iſt auch dieſer Glanz erloſchen, ſo beginnt

für einige Augenblicke ein neues, aber unsägliches Licht von ihm zu schimmern, vielleicht dem sonderbaren Glimmen der Körper ähnlich, die aus dem Sonnenschein in einen dunklen Keller gebracht werden. Ehe auch er verdunkelt, wie sein edles Gegenüber, bedeckt ihn dann ein fahler Glanz, wie ein Wiederspiel von unsichtbaren Schneelagern oder von Millionen Leichengesichtern.

Diese beiden sind die vornehmlichsten Berggiebel, welche erscheinen. Ja, außer ihnen und der Sarntner Scharte, welche auf der Talferbrücke sichtbar wird, sieht man überhaupt kein großes Gebirge in Bozen.

Nachdem wir unsere Augen näherliegenden Gegenständen zugewendet haben, erblicken wir auf dem Wege vom Bahnhof links und rechts schöne Gärten In beiden stehen Bäume und Zierpflanzen, welche den Süden bedeuten. Die gewöhnliche und die elastische Feige, Papyrusstauden und fremde Pinusarten, mächtige Thuyabäume, Reiskolben, Quittenbäume, tartarisches Serghum, Pinolen und dichte Myrthen stehen zum Theil rechts um die Säule im Moserischen Garten, theils in den offenen Anlagen, welche den Park dieser Stadt bilden. Vor uns erheben sich ansehnliche Pappeln um den Kirchhof, dann das grasgrüne Dach der Pfarrkirche und ihre Thurmspitze, ein prächtiges Gewebe aus Stein Auch der schattenlose Johannisplatz nebenan wird späteren Geschlechtern, wenn sie durch Bozen wandern, einen Anblick bieten, welcher dieser Stadt üppiger Gärten würdiger ist, als die jetzige heiße Sand- und Steinfläche, in welche man eben die Setzlinge der Bäume eingepflanzt hat, die unseren lustwandelnden Nachkommen Kühlung bringen sollen.

Hier fallen Mosers Buchhandlung und Schgrassers Kafehaus auf. In jener, welche nach Verdienst zu loben ist,

vergesse Niemand, sich eines der schönen Lichtbilder zu kaufen, welche von Meistern nach vorzüglich gewählten Oertlichkeiten des südlichen Tirol aufgenommen worden sind. Landschaftsmaler finden in ihnen nicht selten fertige Studien und können sich, wenn solche Arbeiten Kundiger vorliegen, mancher mühsamen Entdeckungsreise nach Motiven entheben.

Mit Schgraffers Kafegarten dagegen läßt sich kein ähnlicher in den Ländern zwischen der Nordsee und den wälschen Gränzen vergleichen. Manche der oben erwähnten Gewächse, welche das Auge des Fremdlings überraschen, finden sich in ihm. Am schönsten dünkt er mir des Morgens, wenn die Sonne über dem Schlern steht und in die Tropfen scheint, welche vom Bogen seines Springbrunnens herab fallen. Da duften die grünen Wölbungen und gleißen die Thautropfen in seinen zahlreichen Blumenkelchen. Auch aus blauen Nächten haften an mir von ihm anmuthige Erinnerungen und gern denke ich an den goldenen Glanz, der sich durch die Kronen seiner Bäume und die grünen Pforten der Festons eindrängte, wenn die volle Mondscheibe, in welche dünne Fichten hineinragten, sich über den bewaldeten Grad des Oberbozener Berges erhob.

Um zu wissen, was „Lauben" sind, braucht man nicht nach Tirol zu kommen. Die wälsche Bauart der Bogengänge, in welchen sich Kaufläden und Schaustellungen jeder Art befinden, ist bis an die Donau und darüber hinaus gedrungen. Mit den Bozener Lauben aber, den Waarenansammlungen einer uralten Handelsstadt, können sich auf deutschem Boden keine anderen, am allerwenigsten die von Meran, welche einer Dorfgasse gleichen, an stattlichem Aussehen messen. In manchem dieser Gewölbe liegt ein Werth aufgespeichert, welcher den aller Vorräthe von Innsbruck übertrifft. Das kühle „Merkantil-Gebäude" mit seinem Innern,

seinem Hofe und den Säulenhallen allein deutet auf die Wohlhabenheit dieses alten Stapelplatzes hin. Im Uebrigen aber glaube ich doch, daß es den Bewohnern eine Wohlthat wäre, wenn all dieses Mauerwerk der Lauben vom Feuer verzehrt würde und an seiner Stelle eine Straße von moderner Nüchternheit, aber voll Licht und Luft entstünde. Denn es läßt sich der Gedanke nicht zurückweisen, wie schädlich es auf die Gesundheit der Menschen einwirken muß, ihr Leben in Gewölben zuzubringen, deren Temperatur sich nicht erheblich von den Wärmeverhältnissen eines Kellers unterscheidet und in welche noch nie ein Strahl der Sonne gedrungen ist. Die übergroße Anzahl von Lungenkrankheiten, welche in einem wunderlichen Gegensatze steht zu der angestrebten Eigenschaft eines klimatischen Kurortes, gibt dieser Meinung ihren Beleg. Freilich würde mit der Zerstörung dieser dunkeln, dumpfen Stätten ein wesentlicher Zug aus dem merkwürdigen Stadtbild verschwinden, aber zu Gunsten der Athmungswerkzeuge der in ihnen Hantirenden würde der Menschenfreund gern ihr malerisches Gemäuer vermissen.

Die Lauben münden auf den Obstplatz, nicht den schönsten aber den belebtesten der Stadt. Es gilt für diesen, was man von der Stadt überhaupt sagen kann. Sie ist klein und ihre Gassen lassen sich fast an den Fingern herzählen; aber es wird nicht möglich sein, eine andere von diesem Umfange zu finden, in welcher sich die Menschen so drängen, daß man sich vielleicht in das Gewühl irgend einer großen Metropole versetzt glauben könnte. Es liegt dieß in den Handelsverhältnissen, dem Verkehr mit Italien und der Lage der Stadt an der Einmündung mehrerer Thäler und Straßen. Die Eisenbahn, welche dem Leben nicht weniger kleiner Städte feindlich war und die Bewegung der Reisenden und Geschäf-

tigen aus ihnen aufgesaugt hatte, steigerte hier die Rührigkeit des Straßengetreibes. Wenn man auch augenscheinlich wahrnimmt, daß die Hälfte der auf dem Obstplatz sich tummelnden Menschen unter die müßigen Gasser gehört — in welcher Beziehung allerdings Bozen gar sehr an Wälschland erinnert — so bleibt doch immer eine überraschende Anzahl Solcher, welche mit den Händlern, den benachbarten Kaufleuten, den Wechselstuben, den Stellwagen-Einschreibstuben, den Gasthäusern und Schenken zu thun haben. Lehrreich ist zur Beurtheilung dieser Bewegung die endlose Liste der Landboten, die den Verkehr mit entlegenen Thälern vermitteln, welche man im „Bozener Kalender" findet. Auch aus dieser Betrachtung wird hervorgehen, daß zur Anlegung einer Stätte des Verkehrs in diesem Lande vom unbewußten Trieb verschollener Völker kein glücklicherer Punkt gefunden werden konnte, als einer, der in der Nähe des Zusammenflußes von Etsch und Eisak liegt.

Am stärksten, aber auch in seiner widerwärtigsten Form zeigt sich das Treiben in der Fleischgasse, welche vom Obstplatz bis zur Talferbrücke sich erstreckt und der gerade Weg für alle diejenigen ist, welche mit dem Vintschgau, mit Meran, Lana, der Hochfläche des Eppan und Kaltern zu thun haben. Die Postwagen freilich nehmen einen Umweg, um nicht in den Hindernissen dieses abscheulichen Hohlweges ihre Zeit zu verlieren — aber die Lenker aller übrigen Wagen, seien sie hoch und breit mit Heu, mit Weinfässern, mit Holz oder mit was immer beladen, wagen sich sämmtlich kühn in den Tunnel, in welchem nur an einer einzigen Stelle (bei der Einmündung eines Seitengäßchens) ein Ausweichen möglich ist. Freilich haben sie dabei weniger zu besorgen, als die Körper der Fußgänger, die Ladenthüren und Fenster der

Anwohnenden. Man stelle sich eine Gasse von ansehnlicher Länge vor, die aber kaum so breit ist, als ein mittelmäßiges Wohnzimmer, von einem glatten, durch Tritte abgeschliffenen Trottoir, von dessen Dasein indessen viele Rosselenker gar keine Kenntniß nehmen, noch weiter verengt. Links und rechts finstere, theilweise übelriechende Läden, gegen welche man jeden Augenblick sich platt anzudrücken gezwungen ist, um diese oder jene Last, welche entgegen gewälzt wird, ohne eigene Gefahr an sich vorüber poltern zu lassen. In Anbetracht dessen, daß die Gäste von Gries, welches jenseits der Talfer liegt, sich hier durchwinden müssen, wenn sie nicht einen ansehnlichen Umweg machen wollen oder schon hinlängliche Ortskenntniß besitzen, ein wahrer Uebelstand für die Zukunft, welche sich manche Bozener so gern als ein goldenes Zeitalter von Kurgast-Schwärmen vorstellen.

Indessen, auch die Fleischgasse hat ihr Ende. Links das ansehnliche und reinliche Schlachthaus, rechts zuerst ein großer Garten mit einem strebsamen Quittenbaum hart an der Mauer, dann an dem Talferfluße das Mauthhaus, vor welchem die Zöllner Wache halten und von den Fuhrwerken, Weinladungen, Obstkarren und Viehtreibern ihren Tribut begehren — und die lange Brücke über das Bächlein Talfer beginnt, welches an Herbst- oder Wintertagen in seinem ungeheueren Schotterbett oft kaum zu entdecken ist. Auf dieser Brücke lauert unablässig eine Schicht zahlloser Substanzen — Staub, zerkleinerter Mist, dürre Pflanzentheilchen, Jauche in trockener Form — auf den leisesten Wind, um sich in haushohen lustigen Wirbeln dahin zu wälzen und den Naturfreunden Hören und Sehen zu vertreiben.

Verhält sich das Jauchepulver ruhig, so verlohnt es sich

der Mühe, ein wenig darauf umher zu gehen. Für denjenigen insbesondere, welcher nicht im Stande ist, irgend eine Höhe zu erklimmen, eröffnet sich nirgends im Bozener „Boden" ein Rundblick, wie hier. An Sommerabenden scheint Alles feurig roth um den Schlern: Staub, Schnee, Fels, Wolken und wimmelnde Hitze, während sich am Mendelrande unförmliche Haufen und Thürme von goldflüssigen Nebeln umhertreiben. Die Talfer rauscht zwischen warmen, staubigen Steinen und das unablässige Geläute der Kirchen wirkt durch eintönigen Klang auf die Neigung zur Beschaulichkeit. An anderen Abenden folgt ein weißer breiter Dunststreif den fernen Windungen der Etsch, hie und dort aber glüht ein vorspringender Berghang wunderlich heraus.

Es ist gesagt worden, daß derjenige, welcher zum ersten Mal aus Norden in dieses von üppigem Pflanzenwuchse bedeckte und durch milde Luft begünstigte Land komme, oft von einem plötzlichen Wahn ergriffen werde, als ob hier immer seine Wohnstätte und seine Heimath gewesen wäre und er eben jetzt von einer langwierigen Nordpolfahrt zurückkehre.

Ich kann mir wohl denken, daß es Manchen so anheimelt, wenn er da stromabwärts schaut über das stille grüne Gewirr von Reben, Weiden und Fruchtästen hin in die tiefere Bläue, in der sich die Berge verlieren, je mehr sich ihr Abfall den südlichen Ebenen nähert. Die sanften Wölbungen des Virgler Berges, die Sarner Schlucht, von der oft beschneiten Scharte überragt, die zahllosen Bäume und das Wasser vervollständigen, was der Wirkung jener ferneren Felsen in Ost und West gebricht. Von kleineren Dingen, welche nichts mit der allgemeinen Bedeutung der Landschaft zu thun haben, erwähne ich das Blinken der Lichtlein, welche in mancher Nacht in den Kapellen des Kalvarienberges angezündet werden und welche

die darüber lastende finstere Undurchdringlichkeit des Berges als etwas schier Unbegreifliches erscheinen läßt.

Auch die Nähe, die Wohnhäuser, deren zahlreiche weiße Punkte bis gegen die Föhren des Guntschnaer Berges hinauf verstreut sind, Maretsch, die Sarthein'schen Cypressen und so manches Schloß in der Runde sollen betrachtet werden. Ja, das Treiben auf und unter der Brücke selbst wird Manchem etwas Neues zeigen.

Es befindet sich am Grieser Ende derselben, dort, wo ein ansehnlicher wilder Kastanienbaum steht, am Eingange der Schwimmschule eine Buschenschenke, welche derjenige besuchen soll, der Dörcher und anderes fahrendes Volk studiren will. Oft ziehen sie ihre Karren in das steinige Flußbett unter einen Brückenpfeiler, zünden ein Feuer an, waschen ihre Kinder und Hunde, trocknen ihre Lumpen und besorgen ihre häuslichen Angelegenheiten unter dem Dach und dem Schutz der Brücke.

Auch an Markttagen (Samstagen) ist es der Mühe werth, auf die Brücke zu gehen. Man sieht die Typen der verschiedenen Thal- und Höhenbewohner. Der nordische Fremdling wird sich zunächst über die Saumrosse und Maulthiere, die ihre Last auf dem Rücken tragen und welche fast zahlreicher da vorüber gehen, als die vor dem Wagen eingeschirrten Thiere, verwundern. Diese gehören nach den hoch gelegenen Dörfern, welche theilweise viertausend Fuß über dem Meere, dreitausend über der Stadt Bozen liegen. Das eine trägt Weinfässer, das andere Brennholz, dieses Getreide, jenes gar junge schwarze lebendige Schweine in großen Körben. Im Herbste poltern dann unausgesetzt große Kufen mit zerquetschten Trauben (Praschglet), die in ihrem Moste schwimmen, von den weinreichen Gefilden jenseits der Etsch über die Brücke her nach

der Stadt. Zur selben Jahreszeit ist es auch räthlich, den ungeheueren Binsenladungen auszuweichen, welche aus den Flußsümpfen hereingeschleppt werden. Am Grieser Ende der Brücke treiben die Kastanienbrater, die Schweinehändler, die Aepfelverkäufer ihr Handwerk. Nonsberger, Sarner, Passeirer, Wälsche aus allen Thälern sind nicht nur an Markttagen da zu beobachten.

Nehmen wir nun an, auf der Brücke liege die gewöhnliche Sommerhitze und es sei keiner jener seltenen Tage, welche durch Wolken, die nach dem Regen der heiße Boden von sich dampft und die der Wind über die Stadt und zwischen den weißen Landhäusern hindurch jagt, für das Auge des Malers merkwürdig werden — nehmen wir vielmehr an, die herkömmliche Gluth locke den Blick immer wieder nach den Wassern, die aus dem kühlen Sarnthal rinnen, so wird uns das Haus am Ende der Brücke, dessen Eingang die erwähnte Buschenschenke bezeichnet, vielleicht als das anziehendste in der ganzen Bozener Gegend erscheinen. Es ist uns schon von der Brücke aus eine weiß und rothe Flagge aufgefallen, die mitten aus lichtgrünen Pflanzungen sich erhebt und träge flatternd den leisen Regungen des Windes folgt, der die zähe Schwüle nicht überwältigen kann.

Diese Flagge bezeichnet ein Becken, in welchem man das Wasser der Talfer zu ansehnlicher Tiefe gestaut hat. Zu diesem gelangt man durch mehrere Höfe und Gänge jenes Hauses und erreicht einen Weingarten, von kleineren Bächen durchrauscht, an dessen Mauern sich großblätterige Feigenbäume anlehnen, von der aufsteigenden Dunstkühle erquickt. In diesem geht man durch eines jener zahllosen, von Latten gebildeten, von Weinreben bedeckten Gewölbe, welche

hier überall den Boden beschatten, und gelangt zum Eingang der hölzernen Bogengänge, welche das Becken umzäunen. Dieses nennen die Bozener ihre Schwimmschule, ich nenne es für eine gewisse Zeit den einzigen Erholungsort der Stadt.

Die Wasser der Talfer rinnen weder aus Gletschern noch aus irgend welchen bemerkenswerthen Schneelagern zusammen und es ließe sich die niedrige Wärme des seichten Flüßchens, welche auch im Hochsommer sehr selten sechszehn Grade des Reaumur'schen Messers übersteigt, nicht leicht erklären, wenn man sich nicht vergegenwärtigte, daß es sich meist durch enge Schluchten fortbewegt, welche von der Sonne hier nur wenig, dort gar nicht beschienen werden.

Das Becken aber, über dessen Rand stellenweise schöne Bäume ihre Aeste vorstrecken, ist von kleinen Zimmern und Ankleidestuben umgeben und vielleicht schaut sich's nirgends so lustig in den tiefblauen Himmel über diesem Thal und auf die luftigen Bergspitzen, als wenn man entkleidet mit nackten Füßen auf der wohlthuenden Nässe der Ufer herum wandelt oder bis an den Hals in die Fluth getaucht, die an Farbe der Bucht eines Alpensees gleicht, der Staubjauche und der marternden Gluth vergessend, in die Tiefen hinaufblickt, die sich auf der Wasserfläche spiegeln. Dasselbe Wasser, das heißt Wasser aus dem nämlichen Bache, dient in vielen Häusern von Gries zum Trinken und man mag sich von seiner Kühle wohl einen Begriff machen, wenn man hört, daß Badewasser, dort zum Trinken verwendet, den Durstigen nicht zu lau dünkt.

Schwimmunkundigen werden Kürbise um die Lenden gebunden, nach Art jener, welche die Bauern des Etschlandes als Trinkgeschirr in der Hand tragen, wenn sie an heißen Tagen über Land gehen. Lustig ist in der Badeordnung

die Vorschrift, daß derjenige, welcher auf das große Sprungbrett steigt, ohne sich ins Wasser zu stürzen, dem Aufseher eine Maaß Wein zu zahlen hat. Dieser befindet sich nicht schlecht dabei, denn der Anblick einer Wasserfläche, in welche man hineinspringen soll, ist von einer Höhe von 24 Fuß aus betrachtet, ein ganz anderer, als an ihrem Rande. —

Kehren wir nach dieser Erfrischung in die Stadt zurück.

Die Bozener Deutschen haben von ihren wälschen Nachbarn vielfach die exotische — eine solche scheint sie wenigstens dem Süddeutschen — Sitte angenommen, gesellige Vergnügungsorte nicht aufzusuchen und sich wenig bei solchen Zusammenkünften in Gaststuben und dergleichen sehen zu lassen, bei welchen man in anderen Gegenden Deutschlands hervorragende und unbedeutende Menschen zu finden gewohnt ist. Sie ziehen sich in ihr Haus und ihre Familien zurück und diese leben gleichgiltig neben einander, ohne daß es ihnen in den Sinn käme, nach geselligen Freuden zu haschen. Die eine und andere Familie allerdings soll es zeitweilig mit Einladungen versucht haben, aber davon wieder zurückgekommen sein, weil sich die Klatschsucht derjenigen bemächtigte, welche ihre Thüren öffneten und der Anderen, welche zu ihnen herein traten.

Gute Kenner der Stadt versichern, Bozen sei eine Specialität im Klatsch und das will so vielen deutschen Concurrentinnen von gleicher Größe gegenüber nicht wenig sagen. Fremden mag das allerdings gleichgiltig sein, doch ist es immerhin gut zu wissen, daß sie bei einem Glase Bier in der Regel nur die Wahl zwischen Einsamkeit oder der Gesellschaft irgend eines zufällig anwesenden Bauern haben; denn die Honoratioren knöpfen sich zu und deuten meist schon durch die Wahl entlegener Winkel in der betreffenden Räumlichkeit an, daß sie keine Freude an fremden

Gesichtern haben. Gekneipt wird immerhin, aber nur im kleinen Comité und mit Scheu vor jeglicher Anregung, außer der alkoholischen. In solchen Kneipen verschmähen es auch die „Liberalen" (und deren Anzahl in Bozen ist keine geringe) nicht, gotteslästerlich zu schimpfen.

Doch würde man sich nicht wenig irren, wenn man aus den gewählten Kraftausdrücken auf einen gewissen Radicalismus der Gesinnung schließen wollte. Die Faust spaziert nicht aus dem Sack und die Macht der Kutte, der man in Bozen allerwegen begegnet, scheint den Herren genügend groß, um sich am hellen Tage niemals dessen zu erinnern, was am Abend der Wein sprach. Es ist schwer, eine genaue Vorstellung von dem scheuen, argwöhnischen, bald gedämpft vorlauten, bald spießbürgerlich beschränkten Wesen zu geben, welches die Elite der Bozener „Intelligenz" kennzeichnet, wenn sie in der Dämmerung einer ihrer Hinterstübchen die Redensarten zum Vorschein bringt, die jeder vom Anderen schon öfters gehört, als es Heilige im Kalender gibt.

Auch den jungen Herren aus guten Familien, welche mit Wissen beladen aus dem geistig bewegten Leben der Hochschulen und großen Städte kommen, wird nachgesagt, daß sie in diesem Tümpel verkümmern und in Bälde, einmal außer der Amtsstube oder Kanzlei, an nichts Ernstliches mehr denken. Wenn der Journalismus einer Gegend als bezeichnend für den Zustand der Gesittung in ihr betrachtet werden kann, so spricht auch das Ergebniß einer Prüfung der Zeitungen einigermaßen für diese pessimistische Behauptung. Es erscheinen in Bozen zwei Blätter, die „Bozener Zeitung" und das „Südtiroler Volksblatt." An beiden betheiligen sich wenige tüchtige Federn, an der ersteren einige erfahrene Männer aus der Rechtswelt, an der letzteren einige Grundbesitzer und gelehrte,

fromme Damen. Der größte Theil jenes Journals — soweit er nicht Plagiat ist — wird dagegen von phrasendreschenden Leisetretern und vorsichtigen Aufklärern, welche den herrschenden Wind mit bemerkenswerther Geschäftskenntniß zu beobachten pflegen, ausgefüllt. Im anderen schimpfen — von den erwähnten anständigeren Beiträgen abgesehen — verschiedenartige Dummköpfe; auch Verdrehungen der Wahrheit und lächerliche Wundergeschichten werden nicht gescheut.

Wenn es für die Bozener Zeitung allerdings die Entschuldigung gibt, daß man über solches Terrain nur auf den Zehen gehen kann und daß die schwüle, lügenschwangere Luft, in der man einmal da athmen muß, nicht günstig ist für die gerade rücksichtslose Wahrheit, so gibt es dagegen gar keine für Sudler, welche den größten Theil jenes „Volksblattes" zusammensetzen. Jeder Priester, wenn ihm das Bewußtsein seines würdevollen Wirkens nicht abhanden gekommen ist, sollte aller Orten laut dagegen eifern, daß solche Literaten den Beruf der Kirche vertreten. Traurig ist es auch, daß sich die anständigen Zeitungen Tirols immer und immer wieder auf Wortgefechte mit solchen Gegnern einlassen. Wäre es nicht um das Papier schade, ich würde Auszüge aus diesen Blättern mittheilen. Das langweiligste Capitel meines Buches würde nicht daraus entstehen.

Eine Regierung, welcher die Erhaltung des Deutschthums am Herzen liegt, würde sich bestreben, in diesen südlichen Marken eine Werkstätte für die vornehmste Kraft dieses Volkes, seine Thätigkeit in den Wissenschaften, einzurichten. Eine gut ausgestattete deutsche Hochschule würde auf die Wälschen einen empfindlicheren Druck ausüben, als die Soldaten in ihren Kasernen und Befestigungen und würde kaum theurer zu stehen kommen, als die vielfachen Bollwerke, mit denen man die Zugänge des Landes schützt

und noch schützen wird. Auch wäre es ohne Zweifel für die Erhaltung der Gebietseinheit besser gewesen, den Sitz der Landesregierung hieher zu verlegen, in die Stadt Bozen, welche, man mag die Karte Tirols von einer Himmelsrichtung nach der andern betrachten, in Wirklichkeit schon durch ihre centrale Lage als die Hauptstadt des Landes in seinem gegenwärtigen (und hoffentlich immerwährenden) Umfange sich darstellt, wäre sie es nicht durch ihre Betriebsamkeit und ihren Reichthum. Wer weiß, in wie vielen Dingen das Schriftenthum unseres Volkes Schöneres von den zahlreichen begabten Männern hätte erwarten dürfen, welche in dem Kreise der Innsbrucker Hochschule lebten, wenn diese ins sonnige Etschland verpflanzt und damit dem Bewußtsein des deutschen Volkes sein schönstes und am wenigsten bekanntes Land wieder erobert worden wäre! Man denke sich, welche Bedeutung die Hochschule Bonn für den Rhein und alle jene lobenswerthen Richtungen des Vaterlandsgefühles und der Dichtung, welche sich an jene Landschaften knüpfen, ohne Zweifel gehabt hat. Unsere Kinder im fernsten Norden wüßten von den Burgen im Eppau, von den Kaiserfahrten am weinbegränzten Ufer hinab, von den Gärten an den rothen Felsen zu erzählen, wie sie von Stolzenfels, Andernach, der Pfalz im Rheine und der Lorelei gehört haben. Die Unterlage der Rhein-Poesie ist nicht mächtiger oder edler, als der Geist, welcher die Sagen, Märchen und Begebenheiten unter den Gothen und Alemanen dieses Landes sich hat entwickeln lassen. Käme das Etschland einmal unter die Herrschaft des deutschen Staates, so könnten Hoffnungen und Träume wie diese zur Wirklichkeit werden, dem deutschen Volke in Tirol, dem ganzen Deutschland zu Ehren.

Ueber solche Dinge würde sich weitere Gelegenheit zu

Betrachtungen bieten, wenn es der Umfang dieses Buches erlaubte, wälsche Sitten und Meinungen darzustellen.

Mit Ausnahme der schon erwähnten Gassen und Plätze ist über die innere Stadt Bozen nicht viel anzuführen.

In der Bindergasse, an welcher der beliebte Gasthof zum Mondschein und das Postgebäude liegen, wird den ganzen Tag über mit Schlegeln auf die Fässer gehauen, diese ausgetheert, im Herbst das Praschglet umgegossen und gelärmt, daß es nicht begreiflich scheint, wie Leute für Wohnungen in dieser Gasse Geld zahlen mögen. Ihr Gegenstück ist der sonnige, einsame Johannisplatz mit dem grünen Virgler Berge im Hintergrund. Im Sommer wird dieser gemieden — denn ein Zündholz, welches auf die Steinplatten vor Mosers Buchhandlung fällt, fängt zu brennen an, wenn die Sonne noch hoch am Himmel steht Im Winter aber sieht man in den Nachmittagsstunden, in welchen die Sonne von den weißen Mauern am nördlichen Ende zurückgeworfen wird, sich die müßigen Einwohner der Stadt in der freundlichen Wärme ergehen, darunter auch die schwächlichen Gestalten mancher Curgäste. Der trüben Tage sind äußerst wenige und die Luftwärme unter dem heiteren Himmel, wenn sie nicht durch Wind beeinträchtigt wird, immer so hoch, daß zwei bis drei Stunden auch an den Tagen des eigentlichen Winters immerhin den Eindruck der Frühlingszeit machen, wie sie jenseits der Alpen verstanden wird.

Von genannter Bindergasse aus hat man nicht weit zu gehen, um zum Schlosse des Herrn von Goldegg und seinem Garten zu gelangen, welcher die Augen des Nordländers überrascht. Der genannte Adelige ist wohl der einzige Mann in Bozen, welcher sich mit Vorliebe des vaterländischen Schriftenthums annimmt. In seiner auch durch

äußeren Schmuck ausgezeichneten Büchersammlung werden mehr Schriften über tirolische Dinge gefunden, als in irgend einer anderen nicht öffentlichen Bibliothek vorhanden sind. Ich rede dabei gar nicht von dem Reichthum an Büchern aus vielen anderen Gebieten des Wissens und aus der Dichtung fremder Völker, sowie von dem Entgegenkommen des Besitzers. In seinem umfangreichen Garten stehen viele Bäume, deren Gedeihen eines südlichen Himmelsstriches bedarf und welche von Fremdlingen, die in der Pflanzenkunde unwissend sind, nicht erkannt werden.

Vom Johannisplatze aus dagegen gelangt man in wenigen Schritten zu einem Hause in der Gerbergasse, in welchem sich der Zugang zum Moser'schen Garten befindet. So reichlich die Anzahl der Blumengeschlechter im Frühling und Sommer dasteht und die vielen Farben des Blühenden die Augen reizen, so schien mir bei meinen Besuchen, die ein halbes Jahr hindurch fortgesetzt wurden, die Schönheit dieser Anlagen niemals mehr reich und bewundernswerth, als an einem heiteren Januartage. Die Orangenbäume waren durch eine Bretterverschalung gegen den Frost geschützt, der kleine eiserne Ofen aber, welcher irgendwo auf dem Boden steht, glich mehr einem zufällig hieher versetzten Geräthe, als einer Vorrichtung, welche dem Mangel an Sonnenwärme nachhelfen soll. Der Himmel, an welchem auch die Wintersonne selten durch Dünste verhüllt wird, bewies, daß dem Leben solcher Wesen das hohe Licht nicht minder förderlich ist, als milde Wärme. Die Thüren und andere Oeffnungen des Bretterkastens waren nicht verschlossen. Die Bäume aber zeigten eine Fülle der runden, vollsaftigen Früchte, welche sofort eine Vergleichung hervorrief gegen die spärlichen, blaßgelben Aepfel, welche in deut-

schen Treibhäusern das Grün des einen und anderen Baumes hie und da unterbrechen. Da es jedem Fremden frei steht, hier herum zu gehen oder sich vor die Bäume hinzusetzen, so gibt es kein Hinderniß, sich an schönen Winternachmittagen hieher zu flüchten und im Angesichte des tiefen Grüns, im Duft der schönen Früchte, die Bücher vom Ackerbau und die Lieder von südlichen Fluren zu lesen, welche Virgil und Theokrit gedichtet haben. Nicht mindere Verwunderung wird ein Orangenbaum erregen, welcher an einer der Bretterwände im Spalier gezogen ist — an ihm hängen eben so viele Früchte, als glänzende Blätter. Ich glaube, daß diese Ueppigkeit im Vergleich zu der Armuth in den Glashäusern unter dem deutschen Winterhimmel durch die Anregungen des Lichtes hervorgebracht worden ist.

Ein Schriftsteller, welcher vor mehr als zwanzig Jahren ein viel berühmtes Werk über Tirol schrieb, hat auch mit der ihm eigenthümlichen Laune des großen Krippenspieles erwähnt, welches der gute, alte Gerbermeister Moser in seinen Mußestunden zu eigener Belustigung zusammensetzte. Diese Darstellung, in welcher viele Hundert Männlein in schönem Gewande erscheinen, wird von seinem Sohne nun wieder aufgerichtet und man darf von dem Auge des Künstlers erwarten, daß der Beschauer durch naive Bilder erfreut wird. Vom Sommer des Jahres 1868 an wird die große Krippe wieder den Besuchern Bozens zugänglich sein. Der Fremde soll nicht an ihr vorbeigehen. Figurengruppen, deren Herstellung ein ansehnliches Vermögen verschlang, wären merkwürdig, auch wenn sie nicht Dinge darstellten, welche uns aus den Erinnerungen unsrer Kindheit lieb sind und nicht unter der kunstsinnigen Hand eines Malers entstanden wären. Vielleicht wird durch die Theilnahme, welche man der Arbeit

des Sohnes zuwendet, der Verdruß gesühnt, den der Vater durch das Mißverständniß erwähnter gut gemeinter Beschreibung, welche ihm eine Verhöhnung seiner Liebhabereien schien, bis an sein Ende mit sich herumtrug. —

Von hier ist es abermals nicht weit zu einem anderen Stück Landes, welches ebenfalls ein Garten sein könnte, wenn nicht die Willkür der Priester den Leuten geböte, den Grund in aufgewühlten, kahlen Schollen liegen zu lassen. Ich meine den Kirchhof.

Man wird zugeben, daß es auch außerhalb des südlichen Tirols gute Christen katholischen Bekenntnisses zu Millionen gibt. Diese nun halten es gar nicht für sündhafte Ueppigkeit, auf den Gräbern ihrer Dahingeschiedenen schönes Grün entstehen zu lassen, ja selbst blühende Gewächse und Ziersträucher auf dieselben zu pflanzen. Die Erinnerung weilt gern in einem Garten. Hier aber hat der asketische Geist, welcher die „Ackerkrume Gottes" begreift, die evangelische Lehre vom Saatkorn, welches zu verklärter Erscheinung aufkeimen wird, buchstäblich genommen und will nicht, daß die Lust der Farben, welche aus dem Boden entstehen, der trüben, weltverachtenden Auffassung widerspreche. Nach den Bestimmungen des mit Rom abgeschlossenen Vertrages wird dem Priester die Herrschaft über die Begräbnißstätten zuerkannt. Er läßt hier, wie in vielen Friedhöfen des Landes, jeden Grashalm sorgsam herausreißen und verleugnet gegenüber den Keimen im Friedhofe nicht das Bestreben, welches so Viele seines Standes auch zur Ausrottung natürlicher Keime auf anderen Gebieten antreibt. Dieses Aussehen des Leichenackers steht in wunderlichem Gegensatze zu dem Verfahren, welches auf viele Leichen angewendet wird. Nebenan steht das Haus, in welchem man

sie zur Beerdigung beisetzt. In diesem sieht man gar oft geschminkte Gesichter liegen, auf welchen die Verheerung des Todes von der Salbe verdeckt werden soll. Und diese rothwangigen Todten werden in das graue Feld gesenkt.

Zum letzten Male besuchte ich den Friedhof an einem Oktobertage. Es war eben der Probst, der erste Priester Bozens, ein alter Herr, aus einem Bade des Pusterthales angelangt, in welchem er Heilung von einem langwierigen Leiden gefunden hatte. Alt und Jung versammelte sich zum Empfange und Handkusse vor seinem Hause, welches in der Nähe des Zuganges zum Kirchhof liegt. Der Platz war weithin von Menschen bedeckt. An anderen Orten drängen sich nicht so viele Neugierige um den Einzug eines Gewalthabers, als hier zu der Ankunft des „Monsignore". Die Einen finden das patriarchalisch, den Anderen scheint das verwunderlich. Durch langen Aufenthalt im Lande gegen solche Auftritte abgestumpft, drängte ich mich gleichgiltig durch die Menge.

Von einem gewissen Standpunkte aus muß man die Aufschrift: „Resurrecturis" über dem Kirchhofportal für eine sinnvolle halten. Den ganzen Raum umgibt ein hoher und stattlicher Bogengang, nach Art der wälschen „Heiligen Felder", unter dessen Mauern sich die Grüfte der herrschenden Kasten befinden. An den Wänden sind viele Fresken zu sehen, auf welchen man Mönche, Heilige und bekannte Gestalten der evangelischen Geschichte wahrnimmt. Einiges Gras, welches während der warmen Herbsttage trotz der Wachsamkeit der Aufseher emporgesproßt war, wurde abgeschnitten, ausgerissen und in kleine Häufchen zusammengetragen, denn der Herr Propst hatte, wie mir der Todten-

gräber mittheilte, den Befehl gegeben, seinen Friedhof allmälig für das kommende Fest Allerseelen zu „reinigen". Ueber den stahlblauen Himmel zogen die Federwolken hin, welche hoch oben der Südwind vor sich her jagte, die Traueresche unten aber rührte kein Blatt. Aus dem Schlot der nahen Gas-Anstalt hob sich der Rauch unbehelligt in die krystallklare Luft und der Schrei der Lokomotive war das einzige Geräusch, das über den Friedhof hinging, in welchem nunmehr „Alles sauber" wurde. —

Im Stadtpark nebenan erkennt man den guten Willen einer aufgeklärten Behörde, aber es werden noch Jahrzehnte vergehen, bis die Höhe der Bäume und Sträucher jene Erholung gewähren kann, welche mit der Anlage beabsichtigt wurde. Mittlerweile haben die Gründer auch hier, wie allerwärts in der Welt, gegen die Rohheit zu wachen. Das Abschneiden junger Bäumchen und die absichtliche Beschädigung der Pflanzungen ist kein Privilegium großstädtischen Pöbels. In den von der Natur am schlechtesten angelegten Gehirnen steckt Feindseligkeit gegen solche Dinge, welche Andere erfreuen. Auch der Herr des Moser'schen Gartens erfuhr das zu wiederholten Malen, wenn er die Bretter, welche seinen Garten gegen diese Straße schützen, zeitweilig wegnehmen ließ.

Der nächste Spaziergang von hier aus führt nach dem Calvarienberge, aus dessen kleinen Kapellen am Abend die Lichter anmuthig bis zur Talferbrücke hinüberglänzen. Es wird die Eisak-, auch Lorretto-Brücke genannt, überschritten. Von dieser aus sieht man neben dem Flusse die dunkelbraunen Wände, welche in ihn abfallen, aber ein wenig oberhalb des Wasserspiegels von einem Wege

unterbrochen sind, welcher nach Deutschnofen oder auf die Höhen von Kollern führt. Dem Flusse entgegen aber starren hoch in den Lüften die Kegel der Roßzähne, welche nun neben dem Schlern zum Vorschein gekommen sind. Wer nicht Lust hat, weiter nach Osten in den Hintergrund von Gröden, Fassa, nach Ampezzo oder Buchenstein zu reisen, sondern die allgemeine Gestaltung der Dolomite, an einer einzigen, allerdings sehr bezeichnenden, Erscheinung kennen lernen will, der betrachte sich von hier diesen nördlichen Abfall des Schlernstockes und er wird sich, das Bild auf zahllose ähnliche Bergformen übertragend, eine hinlängliche Vorstellung von der Felswelt in den südöstlichen Winkeln Tirols machen.

Der kleine Calvarienberg selbst, rechts von der Brücke, dessen weiße Kirche man im ganzen Thalkessel nur an wenigen Stellen aus den Augen verliert, muß nicht nur wegen der angenehmen Rundschau über das blendend hingewürfelte Bozen, sondern auch wegen der seltsamen Figuren bestiegen werden, welche in den vierzehn Stationen des Kreuzweges aufgestellt sind. Ein unbekannter Künstler hat sie in Lebensgröße aus Holz geschnitzt und seine Gestalten, wie die ältesten Bildhauer Griechenlands, mit grellen Farben übermalt. In dem Brombeeren-Gestrüpp, welches sich zwischen diesen einzelnen gemauerten Nischen, in welchen die Gestalten stehen, an Felsen hinzieht, singt die Cicade. Manchmal begegnete mir dort ein Mann, welchen ein kleines seidenes Kissen, das nach Art eines Ordenskreuzes an der Brust hing, als wallenden Pilger irgend einer geistlichen Bruderschaft auswies. Im Uebrigen habe ich von der Kapelle auf dem Calvarienberg nie als von einem Gnadenort reden hören.

Wer, nachdem er von der Terrasse des Berges aus die weiße Stadt und die drei Flüsse des Thalbodens überschaut

hat, seinen Gang noch weiter fortsetzen will, gelangt auf der anderen Seite des Abhangs durch ein Wirrsal von niedrigem Ailanthus und anderen Sträuchern auf die einzige Wiese hinab, welche in der weiten Umgebung der Stadt zu finden ist. Ueberall sonst in der Ebene wird der Fremdling zwischen den bestaubten Gartenmauern sich umsonst bemühen, die ihm gepriesene schöne Natur zu genießen. Wenn er nicht auf einem der vielen Saumpfade in die Höhe steigt oder zufällig beim Durchgange durch einen Weingarten eine freiere Stelle erreicht, an welcher sein Blick nicht gegen alle Seiten hin von Latten und Rebenwerk abgegränzt wird, so bleibt ihm wenig Anderes übrig, als die Straße und ihr Staub. Hier ist die einzige Stelle, an welcher man neben einer Wiese zwischen Grün hingeht. Am Rande dieser Wiese beginnt ein Gehölz, in welchem edle Kastanien und Föhrenbäume unter einander stehen. In diesem herumzuwandeln ist an Nachmittagen verlockend. Die Sonne dringt in schmalen Strömen durch die spärlichen Zwischenräume der Aeste. Es ist der nächste und einzige Ort an der Stadt, an welchem hie und da Schatten und Duft des Waldes genossen werden kann. Das Schloß Kuebach, welches man nach einigem Ansteigen durch den Wald hin erreicht, steckt halb zerfallen im Dickicht, wie die Schlösser der Kinder-Märchen. Wenige Klafter von ihm entfernt erhebt sich ein Grabhügel, unter welchem ein Hauptmann ruht, der von dem Felsen herabstürzend zerschmettert wurde. Denn gleich hinter dem Walde fallen jähes Geröll und Wände ab. Nicht um diese zu sehen, sondern um uns weiter oben des Fernblickes ins Etschland zu freuen, gehen wir unter ihnen vorbei, einen theilweise jähen Steig hinan, dessen eine Seite gegen den Abgrund zu mit Stangen verwahrt ist, und erreichen endlich

eine kleine Kapelle. Von dieser aus betrachtet hat sich das Grün des Thales schon mit dem hier allgegenwärtigen Blau verwoben. Die Spitzen nördlich von Meran, das Muttjoch und der Ifinger dagegen scheinen gar nahe zu liegen. Die gleißende Etsch unten nimmt kein Ende und glitzert noch aus den cyanfarbigen Schatten, welche die Gegend um Salurn und Lavis verhüllen wollen. Da mag man sich des Landes preisen, in welchem solche weitschauende Höhe, die mancher gerühmten Alp nichts nachgibt, auch an allen Tagen des Winters erstiegen werden kann, wie während der langen Sommermonate. Hier ist es nicht nothwendig, einen Scheidestrich zu machen zwischen die zwei Zeiten des Jahres. Denn auf den Berglehnen, welche der Sonne zugewendet stets wieder nach wenigen Stunden der Flocken ledig sind, mit welchen sie selten eine Schneewolke überstreut, ist es immer möglich bis zu einer Höhe von viertausend Fuß vorzudringen, meist erwärmt von den Strahlen, welche die geneigte Fläche zurückwirft. Zur selben Zeit ist es in den Thälern der Nordalpen oft nicht thunlich, sich nur einen halben Fuß weit von den Spuren zu entfernen, welche ein Vorgänger in den Schnee getreten hat.

Darum muß dieses Thal nicht den eigentlich Kranken, sondern Jenen empfohlen werden, welche angegriffen und abgespannt statt in der Luft vaterländischer Stuben zu vergilben jene Spaziergänge und Märsche fortsetzen sollen, welche im Sommer ihre Stärkung waren. Was es mit Solchen auf sich hat, die nicht gehen können und von den Aerzten hieher geschickt werden, darüber steht mir eine Meinungsäußerung nicht zu. Wer aber im Stande ist, sich der stets heiteren trockenen Luft auf schneelosen Pfaden zu

freuen, der wird sein Ziel nicht verfehlt haben, wenn er einen Winter lang in den Weingärten und auf den grünen Bergen ober Gries herumsteigt.

Von näheren Spaziergängen auf dem Stadt-Ufer des Eisak empfiehlt sich zunächst der, welcher die „Wassermauer" entlang gegen die Veste Runkelstein und zum Eingange des Sarnthales führt.

Die Wassermauer ist ein steinerner Damm, welchen man der Talfer gesetzt hat, um zu verhindern, daß sie von ihrem allmälig erhöhten Flußbett aus verheerend in die tiefer gelegenen Weingärten und Pflanzungen einbreche. Das Pflaster auf diesem Damm ist freilich stellenweise etwas holperig ausgefallen, aber der Gang lohnt sich. Die Wassermauer beginnt beim Mauthhause und endigt kurz vor der Spinnerei von St. Anton.

Zur Linken fließt die Talfer, zur Rechten hebt sich zunächst das graue, unförmliche Schloß Maretsch aus den Weingärten, hinter ihm viele weiße Häuser und Thürmchen bis an den Abhang des Oberbozener Berges, der Pinien und Cypressen nicht zu gedenken, welche nicht minder hoch, aber in der allgemeinen Färbung des von Pflanzen überwucherten Thales nicht so in die Augen fallen, wie die glänzenden Siedelungen.

Man stelle sich hier, auf dieser Mauer, einen sonnigen Novembermorgen vor. Die beiden Kugelakazien des Mauthhauses stehen noch grün da wie im Juni, aber ein unbeschreiblicher Nebelduft, durch welchen die Sonnenstrahlen sich hindurchdrängen, wie durch Milliarden Poren, will den Sonnenglanz mit sanfter Gewalt aufsaugen oder vernichten. Die Fenster des nächsten Gewächshauses blenden, Glockentöne dringen von der Stadt her über die unabsehbaren Rebengänge, deren Blätter schon geröthet sind. Die nackten Pappeln

wiegen ihr schlankes Geripp vor dem sanftesten Wind und die Talfer, in welche seit vielen Wochen kein Tropfen Regen fiel, plätschert so hell dahin, als ob ihre Fluth durch ein Seebecken geläutert wäre.

Dann am Eingange des Sarnthales, wie wundersam hängen die Burgen über den röthlichen Schluchten und der grünen Wassertiefe! Im Brombeerengestrüpp am Felsufer weiden noch Ziegen, manchmal begegnet uns ein Knabe, der einen Sack mit Holzkohlen aus den Wäldern des hintersten Thales nach der Stadt schleppt, die an kühlen Abenden schon der Feuerung bedarf. Hier steckt ein Schloß im Felsrand oben, daß man nicht gewahr wird, wo die Gränzlinie zwischen dem natürlichen Mauerwerk der Felsen und dem künstlichen gedacht werden muß, dort hängt ein Regenbogen über dem Sturz des Wassers, das in geheimnißvoller Ruhe die gewaltige Wand hinab staubt. —

Nicht minder schön ist der kurze Weg am Garten des Erzherzogs Heinrich vorüber und über seine Mauern hinauf den Berg hinan.

Denken wir uns noch um einige Wochen weiter gegen den Winter zu. Dort oben befindet sich im Garten eine rothangestrichene Wand und eine große schwarze Glaskugel, in der sich die weite Gegend spiegelt. Noch immer wehen die Cypressen, die dort im Halbkreise stehen, noch immer fliegen blaue Schmetterlinge, noch läßt sich die Grille vernehmen, aber aus den Weingärten schauen nur mehr die grauen Hölzer herauf. Um mich herum flattern Vögel, große Galläpfel hängen an den Sträuchern und droben spannt sich der Himmel, so dunkelblau und tief, wie in den Tagen des Sommers.

Begeben wir uns an einem Februarmorgen zur nämlichen Stelle. Es hat sich wenig verändert, nur die Luft

ist unter der schon höher gestiegenen Sonne klarer und durchsichtiger geworden.

Auf diesem Berge und seinem Nachbar, dem Gunlschnaer-Hange ober Gries, bleibt nie Schnee liegen, denn beide sind gleich günstig gegen die niedrige Wintersonne geneigt. Darum bewegt sich jetzt auch mitten im Winter über den Boden und das dürre Laub der Zwergeichen hier lebendig die grüne Eidechse.

Auch die Heuschrecke hat sich an die Sonne gewagt. Alles flimmert und glänzt und selbst die Oberflächen der Eicheln, welche zwischen den Steinen verstreut sind werfen ein milchiges Licht zurück.

Bei Beda Weber und Anderen kann man Viel lesen über die Geschichten von Rungelstein, der alten Veste an der Einmündung des Sarnthales bei Bozen. Mit ihren Bildern und Schriftstücken hängen die Fahrten Tristans, so wie die Schicksale Siegfrieds mit Balmung, Dietliebs von Steyr mit Welsung zusammen.

Wir lassen sie bei Seite und steigen jene Hochfläche an, welche sich in einer mittleren Erhebung von dreitausend Fuß über Bozen gegen Norden hinzieht und auf der Breite des halben Weges etwa zwischen dieser Stadt und Brixen jäh abbricht. Sie wird auf allen Karten als „Ritten" bezeichnet, in den Büchern aber habe ich mit Ausnahme der Andeutungen über das Bozener Sommerfrisch-Leben wenig gefunden, was für das Aussehen der Dinge dort oben bezeichnend wäre. Ich will es versuchen, das Eine und Andere wieder zu geben, was mir in jenen Landschaften am meisten auffiel.

Der Etschländer ist vielleicht der einzige Mensch auf deutscher Erde, dem es gegeben ist, als Fußgänger sich binnen wenigen Stunden in einen anderen Himmelsstrich zu ver-

setzen. Ich spreche hier von einem bewohnten Himmelsstrich, denn auch der Insasse der Nordalpen kann aus seinem Sommer in den Frühling, Herbst oder Winter der Bergspitzen hinaufsteigen.

Hier aber handelt es sich darum, wenige Stunden von der heimatlichen Thalsohle entfernt, Ansiedelungen, Gasthäuser, Dörfer zu erreichen, welche ihrem Aussehen nach eben so gut an irgend einer Heerstraße stehen könnten, mit ihren Berglüften aber den vor dem südlichen Sommer Fliehenden mehr kühlen, als wenn er sich um fünf Breitegrade weiter in den Norden versetzt hätte. Wer also die niedrige Temperatur eines nordischen Sommers genießen, zugleich aber mit dem Fernrohr Alles beobachten will, was in seinem Hause vorgeht, der nimmt seine Behausung oben zu Sanct Isidor im Bade oder noch besser in Kollern bei klaren Quellen und Waldschatten. So gut hat er es nun freilich auf dem Porphyrrücken des Ritten nicht, denn für diesen wird Bozen durch Bergvorsprünge verdeckt. Dagegen bietet auch er mit seinen kühlen Nächten, Wolkenzügen und Landregen alle jene Sommer-Annehmlichkeiten, die man nur dann begreifen lernt, wenn man einen Julimonat an den Ufern der Etsch zugebracht hat. In weniger als drei Stunden gelangt man zu Fuß vom Boden, den Feigen und Granatbäume bedecken, zu den anheimelnden Regionen der Gerstenfelder und vaterländischen Erdäpfelstauden.

Der Genuß aber, den mancher Leser skeptisch auffassen wird, muß theuer erkauft werden. Man stelle sich einen steilen Weg vor, mit glatten Steinen gepflastert, der je nach einer Stunde Gehens um mindestens tausend Fuß höher geführt hat und von dessen Abhängen die Hitze des Etschlandes zurückgeworfen wird. Die Augenlider werden geröthet von dem Schweiß, der unablässig über sie hinunterrinnt und gar

mancher heiße Stein auf dem Wege erhält den Tribut der Qual, den Schweißtropfen, der auf ihn hinfällt. Auch sonst erscheint der erste Theil des Weges, derjenige, auf welchem man sich noch im Bereiche der brütenden Thalluft befindet, ein wenig erquicklicher.

Man steigt in Windungen fort und fort, aber die Stadt will nicht in die erwünschte Tiefe hinabsinken. Keine Stimme, kein Vogel in der unbewegten Luft — die unlöbliche Gourmandise dieses Landes vertilgt sämmtliche Singvögel. Nur das Hufgeklapper eines Maulthieres, welches keuchend seinen Sommerfrischler hinaufschleppt, macht sich bald mehr bald minder vernehmlich, je nachdem es auf dem gewundenen Wege über oder vor uns angelangt ist. Eben so eintönig verhält es sich mit der umgebenden Pflanzenwelt. Links und rechts bedeckt dürres Brombeeren-Gebüsch, mitunter auch Epheu die Mauern neben dem Weg. Ueber diese hinweg schaut man in die geradlinigen Rebengärten hinein, die nur in Verbindung mit Herbstgedanken angenehm auf das Auge wirken.

So arbeitet man sich durch die steinerne, trockene, schwüle Welt weiter. —

Keine Belohnung der Mühsal wird durch irgendwelche Anregung geboten, welche sonst durch Ortsveränderung hervorgebracht wird. Es ist bis nahe zum Rande des Ritten-Plateau's immer ein und dasselbe Bild, aus dessen Rahmen man mit aller Anstrengung nicht hinauskommt — die alte Geschichte von der Langweiligkeit einer Bewegung in Spiralen.

Weit reizvoller ist diese Reise im Winter, an dessen sonnigen Tagen man sich beim Heraufsteigen am stets schneefreien Hang in der warmen, lebensfrischen, glänzenden Luft mit allem Behagen eine Vorstellung vom Winterleben in den nördlichen Thälern machen kann, ein Vergnügen, welches

mit dem Anhören des Sturmes von der guten Stube aus einigermaßen verglichen werden mag. Die großen seidenen Gespinnste eines Spinners, welche an den Aesten der Föhren hängen, wird man da selten öffnen, ohne sie schon voll lustiger, lebendig zappelnder Raupen zu finden. Auch die Cypressen und die weißen Thürme heben sich vielmehr greifbar körperlich in der durchsichtigen Luft unter den Gegenständen des Thales hervor. Es gibt keinen Monat des Jahres, in welchem ich nicht diese Bergseite an- und abgestiegen wäre, doch gebe ich den glanzvollen Bildern des Winters vor allen den Vorzug, um so mehr, da ihre Wirkung nicht wie draußen durch die todte Einförmigkeit einer Schneedecke beeinträchtigt wird. Rascher verschwimmt das Thal in tiefem Blau und deutlicher zeigen sich die fernen Umrisse hoher Berge.

Im Sommer aber freut man sich in Wirklichkeit, wenn die einförmigen Mauern hie und da an Stellen, welche der Bepflanzung nicht günstig sind, auch nur von Gestrüpp unterbrochen werden. Die Brunnen, welche ihre kümmerlichen Strahlen vor manchem Bauernhaus in die Pfütze des Troges gießen, laben nicht mit ihrem lauen Wasser.

Nachdem solches Gestrüpp und die höchsten Rebengärten noch fünf bis sechs Mal mit einander abgewechselt haben, ist endlich der dürftige Boden eines mageren Föhrenwaldes erreicht und mit ihm kommen die ersten erwünschten Regungen des Höhenklimas. Die Zuversicht und Freudigkeit wächst mit dem Gesichtskreis, der sich erweitert und mit der abnehmenden Wärme. Die Klüftung des Eggenthales wird immer besser übersehen, Bozen aber und der Eisak und das ganze Thal bis Brixen hinauf verschwindet in einem blauschwarzen Abgrund.

Die Häusergruppen von Oberbozen, die jenseits des Waldes sichtbar werden, erstrecken sich weit hin über das hügelige Plateau.

Das Sommerfrischhaus des Grafen Sarntheim stellt einen Typus solcher Wohnungen des Vergnügens dar. Schöner Grasboden, ein den Bozener Landhäusern im Thale fast unbekannter Schmuck, umgibt es und eine wunderherrliche Linde steht davor, zwischen deren Zweigen die Dämmerung ferner Bergwände hereinschaut. In ihrem Schatten wohnt es sich freilich anders, als unten im Thalbecken, welches ich einen Luftsumpf nenne.

Nun aber, während wir auf die rothen Dächer von Maria Schnee, der mittleren Häusergruppe zugehen, ist es Zeit, unsere Blicke auf entferntere Gegenstände zu werfen.

Das Land um uns her bietet nichts Bemerkenswerthes. Es sieht aus wie irgend eine der Hügelgegenden am Nordabhang der Alpen, in Oberösterreich, Salzburg oder Baiern. Lichte Wälder stehen zwischen Getreidefeldern, um diesen oder jenen trüben Tümpel herum zittern nordische Birken, Hühner kratzen auf Düngerhaufen, Holzzäune frieden die Wiesen ein und eine Luft so rauh und frisch weht darüber hin, wie nur irgend eine, welche die Sehnen trutziger Baiern kräftigt. So könnte man sich also ohne Weiteres in ihre Gauen versetzt glauben, wenn nicht allerlei wunderliche Anzeichen aus der Ferne uns irre machten.

Wolken, welche da schweben, wo diese Fläche des Ritten mit dem grauen Schlern und anderen ungeheuerlichen Dolomiten zusammenzustoßen scheint, sehen hinwiederum doch nicht völlig so aus, als ob sie auf diesen Gründen auflägen. Ein eigenthümliches Licht, welches sie manchmal von unten her anblickt, bringt uns auch ohne Landkarte auf die Vermuthung, es möchte wohl da unten noch irgend ein großer leerer Raum unter den Wolken gähnen und wir wissen ja, daß wir nicht auf einer Aue, die mit der andern Erdenfläche gleichmäßig

zusammenhängt, wandeln, sondern viertausend Fuß über dem mittelländischen Meere, und daß dort unten das tiefe Eisakthal mit seinem schauerlichen Kuntersweg, seinen Städten, Schlössern und Marktflecken von der heißeren Sonne beschienen wird. Auch kommt ein durchdringender Schall unserem Verständniß zu Hilfe. Denn es ist unläugbar, daß jener Schrei nichts anderes war, als das Gellen einer Lokomotive und diese kann nur unten tief unter dem breiten, schwarzblauen Bande laufen, welches an manchen Stellen die Entfernung des Hochflächenrandes von den nächsten Gebirgswällen ahnen läßt.

Diese Gebirgswälle aber, wenn sie auch von unten herauf bis fast zur Hälfte ihrer Höhe von unserer Fläche verdeckt, so zu sagen ihres Piedestals beraubt sind, und von Wolken in der Luft schwebend erhalten werden, sehen doch noch mit ihrem überragenden Theile mächtig genug aus.

Am schönsten und bequemsten ist das Alles aus den Fenstern der großen Stube in der Herberge zum „Hofer“ zu betrachten, welche inmitten von Maria Schnee steht. Wenn dort hinauf an einem blauen Sonntag-Morgen die undeutlichen Stimmen zahlloser Glocken aus der Tiefe hallen, die Sonne sich voll in die Scheiben legt, der Wein im Glase und das Rund entlegener Zackengruppen blinken, alle Bewohner des Hauses zur heiligen Messe fortgegangen sind und sich nichts mehr zu regen scheint auf der weiten Fläche bis in die schneeigen wälschen Berge hinein: dann sänftigt sich Wünschen und Wollen und erst nachher, wenn uns irgend etwas aus diesem wachen Schlafe wieder aufgeschreckt hat, wird es uns klar, daß wir während jener Augenblicke geglaubt haben, es gäbe gar keine Welt mehr.

Doch will ich damit nicht gesagt haben, daß nur Solche

durch die Fenster beim Hofer auf den Ritten hinausschauen sollen, welche sich an den Gränzen der Beschaulichkeit leicht in das stille Land hinüber verirren.

Mit nichten. Auch Kindern von derberem Schlag gefällt es wohl in dem alten Tiroler Hause und bei denen, welche darin wohnen. Der Germanist kann vergleichende Untersuchungen anstellen über die Rabenjagd auf dem Ritten und andere Rabengeschichten in den Ueberlieferungen deutscher Sage. Der Freund volksthümlicher Meinungen soll sich vom Hause des alten Benzel von Lengstein erzählen lassen, welches bei St. Ottilia steht. Dort hausen die Geister so arg bis auf den heutigen Tag, daß Niemand darin wohnen will. Weniger auffallend wird ihm die Geschichte vom feuerigen Reiter sein, der wegen verübter Markstein-Verrückung sein Unwesen treiben muß; denn solcher Uebelthäter wird unter allen Bauern Erwähnung gethan. Ist der Wanderer literarisch gebildet, so mag er an Ort und Stelle nachforschen, in wie weit es dem wackeren Luterotti gelungen ist, Mundart und Aberglauben der Rittener Bauern darzustellen.

Seine höchst lobenswerthe Sammlung enthält die Uebergabe des Anwesens an den Sohn, ein Gedicht vom Ritten, in welchem mir namentlich die „Loostage", die ein Bauer aufzählt, alle gut hervorgehoben scheinen:

Wönns in an Suntig rögnt, schau,
Obs Mößgwond roath ist odar blau,
Hot ar a grüanas on,
Neun Suntig rögnts donn.

So können lehrreiche Stunden dort zugebracht werden. Indessen wird es Niemanden ununterbrochen gar lange zwischen den Mauern dulden, wenn er einmal auf dem Ritten ist. Man wird immer wieder auf die hügelige Fläche hinaus-

pilgern und sich nach dem Fortgange des Schaustückes umsehen. Da ist nun — mit Ausnahme der seligen, ungetrübten Bläue — nichts auffallender, als die Bewegung in der Luft, welche ich ein verunglücktes Gewitter nenne.

Man weiß, der mittlere Alpenwall*) ist nicht nur eine Wasser- sondern auch eine Wetterscheide. Nicht selten sieht man vom Ritten aus deutlich das Wolkenmeer, das von Norden her gegen das Vintschgauer Gebirg oder die Oetzthaler-Gruppe ober Meran anbrandet oder auch bis zur Zillerthaler Gruppe und den Tauern heranreicht, während das Etschland so ungestört im Sonnenlichte fortträumt, als tosten die Sturmwinde, durch welche jene Wolken aufgehäuft werden, in einem fremden Welttheil und nicht in der Entfernung weniger Meilen. Manchmal dringt aber doch ein Wehen, ein Nebelhaufe, ein Strom Ozonluft aus dem nördlichen Gewirr herüber auf die Hochflächen, wie ein aus der Schlacht versprengter Soldat in eine friedliche Hütte. Da rauschen die Fichten in ihren schopfigen Wipfeln, die Fruchtbäume schwanken, die Dolomite hauchen sich, von dem unsichtbar an uns vorüberziehenden Wassergas verfinstert, schwarz an und in wenigen Augenblicken glänzen nur mehr die tieferen Wolken über dem hesperischen Thal. Ein Aechzen und Klagen geht durch die Föhren wie durch die Bohnenstangen zwischen den Krautköpfen — aber nach einer Viertelstunde ist die ganze Beängstigung verweht und die höchsten Berge stehen wieder im Sonnenlicht da, wie die Niederung. Doch ist die Geisterspitze, die aus dem romanischen Thale Enneberg herüberschaut, und die Hochfläche der Seiser Alp urplötzlich weiß

*) Ich gebrauche diesen Ausdruck der Kürze wegen, obwohl er ungenau ist. Es gibt keine Alpenwälle oder Bergketten, sondern nur Gruppen.

geworden — nicht vom Schnee, sondern vom Hagel, der aus dem grauen Wetter darüber gestreut wurde. In der Stadt hatten sie während dieser Zeit keine Ahnung von der Unruhe der Luftgeister.

Mit freundlichem: „Gueten Heut!" gehen die Insassen oder Ing'häuser der Rittener Ansiedelungen an uns vorüber. Viele der Männer tragen grasgrüne Hüte mit mächtigen Krempen, von den Weibern aber die meisten große Kegel, etwa zwei Fuß lang, den Zuckerhüten nicht unähnlich, von schwarzblauer Wolle ohne Rand. Für diese sind städtische Sommerfrischler kein Anblick, der sie in Verwunderung setzt, wie die Bauern anderer, mehr entlegener Hochflächen.

Hier traf ich einmal mit einem Kraxenträger aus Palu (Plau) bei Pergine in Val Sugana zusammen. Dieser hatte Messer, Scheeren und Nadeln, welche er — es war mitten im Winter — über diese Plateaus und die „Jöcheln" fortschleppte, um sich seinen Unterhalt zu verdienen. Was dieser Mensch in verwirrter Weise vorbrachte, war hinlänglich, um zu sehen, daß es der Mühe nicht unwerth war, „questi buoni tedeschi" (wie die Trientiner Herren sagen) unserer Volksthümlichkeit zu erhalten. Es würde die Mühe belohnen, gelegentlich ausführlich auf die Meinungen dieser Leute, insbesondere aber auch auf die Bosheiten zurückzukommen, welche sich mancher Würdenträger aus Zorn darüber, daß mit ihnen jetzt deutsch verhandelt werden muß, erlaubt hat. Namentlich der Hohn, mit welchem die Bergbauern auf ihre eigenen Wünsche (ihr habt es nicht anders gewollt ꝛc.) hingewiesen wurden, als sie die ersten Zuschriften in hochdeutscher Schriftsprache nicht verstanden, müßte besprochen werden. Von diesem wußte sogar der arme Kraxenträger zu erzählen, sowie er mit Freude von den schönen Büchern berichtete, welche ihnen die Herren aus Wien

geschickt hätten. Auch ereiferte er sich über einen Beamten, der aus Innsbruck gekommen war, um vorerst nachzusehen, ob denn das wirklich auch die deutsche Sprache sei, die sie redeten, ehe man ihre Mundart der wälschen gleichstellte. Der Prätor sollte nämlich behauptet haben, die Sprache der „Mocheni" sei keineswegs die deutsche, sondern eine wunderliche Mundart, aus welcher Niemand klug werde und mit der die Leute von Plau gar nichts Gescheidteres anfangen könnten, als daß sie dieselbe ablegten und italienisch zu sprechen anfingen, wie die anderen Bewohner des Thales. Es wäre leicht, darzuthun, daß sich diese Dinge in Wirklichkeit nicht viel anders verhielten, als sie der unwissende Mensch in seiner Einfalt auffaßte.

Gefreut aber hätte es mich, wenn die Männer, welche sich seit einigen Jahren dieser Schmerzenskinder annehmen, dieses Gespräch gehört hätten, welches an einem sonnigen Februar-Mittag auf dem hohen Ritten geführt wurde, im Angesicht ferner, funkelnder Berge, der alten Marksteine unseres Volkes.

Von allen Orten auf dem Ritten liegt keiner schöner, als Klobenstein. Hieher sollte man um die Zeit der Lindenblüthe kommen. Die Einsenkung des Eisakthales verschwindet unter den Matten und Wiesen, welche sich zum Rosengarten am Schlern hinüber auszudehnen scheinen. Einer der herrlichsten Punkte der Erdoberfläche wäre Klobenstein, wenn man dieses tiefe Thal, in dessen Grunde die Eisenbahn geht, auf einem Viadukt überschreiten könnte, der freilich einige tausend Fuß hoch in den Lüften hinge und völlig jenen Brücken gliche, auf welchen die Indianer über die Abgründe der Anden hingehen. Dann würde man auf ebenem Boden zu der Burg Oswalds von Wolkenstein hinüberkommen, in den

Hauensteiner Wald, den „grünen Tann" Tirols und zu den Quellen von Razes und zu den Anstiegen zur Seiseralpe, vom lichten Ritten auf die weitschauenden Dolomite.

Doch wird es auch nach solcher Abschweifung in die Möglichkeit phantastischer Ausflüge immerhin nur einer geringen Entsagung bedürfen, um sich auch auf Stafflers Terrasse zu Klobenstein ohne Flügel und Hängebrücken der vor ihr ausgebreiteten Gebirgswelt gegenüber glücklich zu preisen. Nicht minder selbstverständlich scheint es dem Darsteller, hier auf weitere Ausmalung zu verzichten.

Ehe wir von Klobenstein aus unsern Wanderstab weitersetzen, muß ich vorausschicken, aus welchem Grunde vorzüglich Klobenstein und der Ritten überhaupt von den Bewohnern des Etschlandes besucht werden. Die Hochfläche, welche sich durchschnittlich in einer Erhebung von etwa viertausend Fuß über dem Meere hält, steigt in der Richtung gegen Norden mälig an und erreicht in einer sanften, auf eine ansehnliche Strecke ausgedehnten Steigung endlich eine Höhe von über siebentausend Fuß, von welcher aus sie geradlinig in eine bedeutende Tiefe abstürzt. Diesen Punkt nennt man das Rittener Horn, und von diesem Horn aus, dessen Erhebung eben so unbedeutend, als seine freie Lage unvergleichlich günstig ist, übersieht man ganz Tirol nach allen Weltgegenden.

Es ist sonach keine eigentliche Bergbesteigung, die der Besucher des Rittener Horns ausführt, sondern ein Gang in vorherrschend horizontaler Richtung, der ihn nach und nach durch Felder, Wälder und Weideplätze an eine Fernsicht-Stelle bringt, wie sie sich in solcher Weise zugänglich im ganzen Berglande nicht wiederfindet.

Wer diesen Spaziergang unternimmt, geräth auf einem kleinen Umwege in das Bad Süß, an welchem zwischen

Forsten versteckten Häuschen wir einen Augenblick verweilen wollen, weil es ein wahres Urbild jener Bauern-Badeorte ist, welche man nur im südlichen Tirol findet.

Hier zu Lande ist der Besuch der Bäder nicht eine ausschließliche Sitte der „Gesellschaft“ wie sonst wo. Die Bauern erlauben sich diesen Luxus eben so gut, als die Städter und der einzige Unterschied von den herrischen Bädern besteht darin, daß man sich hier keineswegs an diätetische Vorschriften hält, weder Wein noch Blentenknödel spart, von der Einrichtung nichts weiter erwartet, als eine kahle Mauer, ein Heiligenbild und einen Strohsack und unter allen Umständen einen für die Saison verschriebenen Kapuziner oder Franziskaner als geistlichen Rathgeber und ständigen Zechgenossen nicht missen will.

Als ich zum letzten Mal beim Süß war, hatte der gutmüthige Besitzer eben alle Anstalten zur Aufnahme des geistlichen Herrn vollendet und eine für die Andacht der Badegäste neu erbaute Kapelle harrte der Einweihung. Ich kann deßhalb nicht sagen, ob man nunmehr beim Süß denselben Gebrauch beobachtet, wie im „Badl“ zu St. Isidor auf dem Kollerner Berge drüben. Dort kniet jedesmal, wenn der Franziskaner die Wirthsstube betritt, Alles einen Augenblick lang nieder, was jedoch der weltlichen Lustbarkeit, die sofort wieder ihren Lauf nimmt, gar keinen Abbruch thut. Für die armen Mönche ist die schöne Sommerzeit, während welcher sie in den „Badln“ die Bauern segnen, auch eine fröhliche Zeit der Freiheit und des Wohlergehens. In leiblicher Beziehung befinden sie sich nicht schlecht dabei, und das Unerwünschte an der Sache ist nur, daß sie schon nach wenigen Wochen ihren Platz wieder einem anderen Bruder einräumen müssen, denn zu Hause trachtet man, daß ihrer so viele als möglich der Wohlthat theilhaftig werden. —

Es ist ein Anblick eigenthümlicher Art, sich den Kursalon eines solchen Bades zu betrachten. In diesem, einer gewöhnlichen Bauernstube, sitzt unter dem Kruzifix der ehrwürdige, graubärtige Pater und schlürft nachdenklich aus der Maß Wein, welche zu mancherlei Stunden des Tages vor ihm steht. Um ihn herum aber tummeln sich die Badegäste, sonderbare Patienten. Burschen mit Strohhüten und langen Federn tanzen beim Geschwirre der Mundharmonika mit braunen Dirnen. Andere spielen Karten, Einige streiten, wobei das Wort „rauschi," welches hie und da herausklingt, nicht als muthwillige Behauptung aufgefaßt werden kann. Zur Thüre herein dringt Geschrei und Lärm der Kegelspieler und alles Das bewegt sich in krystallklarer Luft, in welcher Himmel und Berge in unergründliches Blau zusammenfließen.

Da sieht man Bauerngesichter, welche draußen im Flachland vorgezeigt für die Lügen eines Malers gehalten würden. Die Männer aus Sarnthal und Passeier von hoher Gestalt, schönen Zügen und langem schwarzen Haupthaar, kühnen Blickes und rascher Geberden gemahnen wohl daran, daß auf diesen Bergen die Nachkömmlinge des edelsten deutschen Stammes wohnen. Zur Kennzeichnung ihrer Art will ich eine Aeußerung anführen, welche ich einmal hier in der Stube des Badls von einem sonnverbrannten, wild dreinblickenden Sarnthaler Burschen hörte. Ich fragte ihn, ob die Aussicht auf dem Horn wirklich so schön sei, wie die Leute behaupteten. Darauf antwortete er: „Stell Dir vor, Du bist selm (dort) mitten in einer Kronen drinnen, und die Zacken von der Krone, das sind die Schneeberg, die D' siehst." Ich kenne manchen Verfasser der einen und anderen ästhetischen Reisebeschreibung, dem niemals etwas Aehnliches in den Kopf gekommen ist.

Von Süß aus gegen das Horn zu bemerkt man mit

Genugthuung, daß es mit dem Boden der Wälder nicht mehr so kümmerlich bestellt ist, wie weiter unten. Dichtes Moos und Farrenkräuter bieten erfreuliche Hindernisse. Weiter oben hinauf steht sogar hie und da eine wetterharte Zirbe über den Blöcken.

Freilich sind es nur Ueberreste eines ansehnlichen Bestandes, wie sich an zahlreichen Stümpfen erkennen läßt. Neben den Zirben, deren Geschlecht man sich in den Nordalpen nur auf kahlen Schrofen angesiedelt denkt, zieht sich ein Rübenacker hin. Die Kühe, welche eben noch unter den Felstrümmern geweidet haben, werden nun herbeigeholt und angeschirrt, um auf dem Rübenfelde zu ackern. Hier fragt uns ein Mensch hastig, ob wir nicht den Schafen begegnet seien, die er sucht. Dort schreit uns der Geishirt von einem spitzigen Blocke zu. So bewegt sich auf den eigenthümlichen Höhen des südlichen Landes das Treiben des Pflügers hart neben dem des Hirten.

Da ganz oben, gerade am Anstieg des eigentlichen Horn ist ein großer Weideplatz für Pferde von verfallenem Mauerwerk umgeben und daneben steht eine Wohnhütte der Hirten aus rohen Steinen aufgebaut. Wälsche Maurer hatten dort oben irgend etwas auszubessern. Nicht weit davon, etwa einen Steinwurf entfernt, lag Schnee im Glanze des Juliabends. Die Finger der Maurer waren vor Kälte blau und auch die meinigen hatten es längst aufgegeben, den Bergstock zu halten. Dennoch sangen jene lustig in den Himmel hinein, der im Osten glühte, weil die sinkende Sonne auf dem Schlern lag.

In geringer Entfernung von diesem armseligen Wohnhaus bricht die Hochebene ab und man blickt in Abgründe. Hier auf diesem Boden, den verwittertes Gestein und Flechten bedecken, befinden wir uns auf der Spitze

des Horns. Der Bauer hat Recht gehabt: ein farbiger Reif umzieht den Gesichtskreis und wir stehen in der Mitte. Diese Spitzen stehen bleich in der Ferne, auf jenen haftet noch der Sonnenschein, der dem Horn für diesen Tag entschwunden ist.

Wer aber wissen will, wie sich die anbrechende Dämmerung ausnimmt, wenn die Ferner von Stubai und Zillerthal, die Cima d'Asta, der Ortler, die Oetzthalergletscher, die Berge von Gröden, Fassa und Primiero, die Bernina im Engadin, die Marmolata, die Spitzen am Gardasee und ober Vicenza, die Tauern und der Glockner in sie hineinragen, der reize seine Einbildungskraft zum Wunderlichsten an, was ihr gelingen mag. Zuversichtlicher wird er es inne werden, wenn er sich eines Abends hieher zwischen das zertrümmerte Gestein lagert und an der Unermeßlichkeit des Gesichtskreises sich vorbereitet auf die Augenblicke, während welcher Feuer und Nacht um die Höhen und Tiefen dieser Welt kämpfen. —

Von Klobenstein geht es abwärts nach Unterinn, welches Dorf inmitten von Gärten liegt, wie das Bad Süß zwischen Wäldern. Der Fernblick reicht nicht mehr so weit, wie der von Klobenstein, aber er umfaßt die schönen grünen Wälder um Razes drüben und die Gestalten und Farben des vielfältigeren Pflanzenwuchses der tieferen Hänge sind ihm näher. Aus den Baumgärten dieses Dorfes zieht sich ein steiler Weg über die „Knoten" (brüchigen Felsen), unter denen der Eisak fließt, nach Blumau hinab. Auf diesem gelangt man rascher, als man nach dem langwierigen Emporklimmen meinen mochte, wieder in das Bereich der Cicaden, die zwischen kümmerlichen Zweigen auf heißem Gestein singen und in der Tiefe unten neben dem Flusse, in welcher uns wieder die Staubsäulen überschütten und die Sonne peinigt, dünken

uns bald die kühlen Höhen dort oben und der Lindenduft des Ritten und die Zauber seines kalten Hornes stille, sänftigende Träume. — —

Auf der andern Seite des Eisak gibt es einen Ausflug, welcher zur selben Höhe führt, in der Oberbozen liegt. Ich meine Kollern auf seinem waldigen Berge. Dort hinauf ist schon der Gang weit anmuthiger, weil man sich fast vom Eisak an immerwährend im Wald oder am Waldrand hin bewegt, während drüben Stunden vergehen, bis man den Mauern der Pflanzungen entrinnt. Der Kollerner Berg ist eben „schattseitig", das heißt gegen Norden gerichtet und der Anbau des Weines würde sich auf einem Boden nicht lohnen, welcher gar wenig von der Sonne beschienen wird. Den Weg über Kuebach, an der kleinen Kapelle hinauf nach Seit, dem Bergdorfe, kennen wir schon. Dieses ist der weitere, aber schönere Anstieg nach Kollern für denjenigen, der sich an großen Gesichtskreisen erfreuen will.

Das Bauernhaus in Seit, vor welchem man zur Auffrischung einen Schluck Wein mitnimmt, ist durch das, was darum und daran bemerkt wird, auch eine Art Muster für Dorfbilder von den hohen Bergrücken. Man stelle sich dort einen Herbstabend vor.

Das Weib sitzt in der finsteren kühlen Stube und buttert, der Bauer macht für uns Wein an, das heißt er läßt von dem Fasse, welches vor wenigen Tagen mit Most gefüllt worden ist, von dem jungen Getränk ein Gefäß voll abfließen. Die Verwandlung des Traubensaftes in Wein wird durch das allgemein gebräuchliche Verfahren so beschleunigt, daß kurz nach der Bergung der breiigen Brühe schon gegohrener Saft getrunken werden kann. Einer von den Kübeln, in welchem die gequetschten Trauben herauf-

gebracht wurden, von welchen wir jetzt den Wein trinken, liegt, von ihrem Safte geröthet, noch umgestürzt neben dem Brunnen.

Dort unter dem grauen Strohdach der Scheune steht ein Knecht und gafft in das Abendroth hinaus und in die Lichtstrahlen zwischen dem gelben Laub der Aepfelbäume. Unter dem Heiland am Kreuzweg vor dem Hause rastet ein Weib, welches allerlei Bedürfnisse des Haushaltes aus der Stadt zu ihrem hochgelegenen Hofe hinaufschleppt, auf einem abgeschnittenen Stamme, der morgen von einem Zug Ochsen in die Stadt hinabgeschleift und an den wälschen Händler ausgeliefert wird.

Von Seit nach Kollern wird ein junger Wald auf schönem dichten Moos durchschritten. Durch seine Baumreihen glänzen bei Nacht aus der großen Tiefe die Lichter von Bozen herauf. Aus der Wildniß heraustretend erblicken wir Kollern und zwar Herrenkollern zum Unterschiede von der Häusergruppe auf dem andern Hügel, welche von Bauern besucht wird, so genannt.

Während des Sommers sind die meisten „Frischler" in einem großen Wirthshause untergebracht, welches mit Rücksicht auf diese Gäste erbaut wurde. Wir aber ziehen die kleinere Herberge vor, welche zu allen Jahreszeiten die Durstigen tränkt. Weniger gut ist es freilich mit dem Speisen der Hungerigen bestellt.

Indessen wird das durch die Eigenart der guten Leute ausgeglichen. Jetzt im Herbste läßt sich auch mit diesen leichter verkehren, als während der Sommerfrischzeit. Von der Geschäftigkeit, zu welcher sie in jenen Tagen verdammt sind, machen wir uns eine Vorstellung, wenn wir hören, daß nebst so und so vielen erwachsenen Gästen die gleichzeitige Anwesenheit von vierzig Kindern in

der Sommerfrische für nichts Ungewöhnliches gehalten wird. Und in der That empfiehlt sich der Aufenthalt hier vor dem in Oberbozen durch Mancherlei.

Kollern ist, obgleich eben so hoch gelegen, doch nicht so weit von der Stadt, als sein bevorzugter Nebenbuhler auf der jenseitigen Hochfläche. Ueber beide weht der nämliche kühle Luftstrom hin, aber die Leute in Kollern erquickt er mit den Harzdüften der Wälder, welche sich von allen Seiten her um die wenigen Häuser ziehen. Dieselben Wälder geben dem Pilger auf diesem Berg an gar vielen Stellen ihren Schatten, während der Weg nach dem Ritten zu allen Tagesstunden von den gerade auffallenden und von den zurückgeworfenen Wärmestrahlen zu einer Straße der Verwünschungen wird.

Dasjenige aber, was in Kollern am höchsten zu preisen ist, bleibt das Wasser. Ihm zu Liebe allein und um sich einmal durch einen frischen Trunk von dem Spülicht zu erholen, den man während des Sommers in der Stadt trinkt, steigen gar manche Bozener hinauf. Es perlt von den Blasen der Kohlensäure, welche entweichen will und auch von anderen heilsamen Beimischungen soll es eine Menge enthalten, wegen deren es in einer betriebsameren Gegend vielleicht zum Rang eines sogenannten Mineralwassers erhoben würde. Ein Gesundbrunnen in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ist sie sicherlich, die Quelle der Kollerner Wälder. Ich zweifle nicht, daß vor Jahren, als der Ritten noch so bewaldet war, wie dieser Berg, unter dem Schutze der Forste sich ebenso kühle Wasser ansammelten. Seitdem er aber bewohnt oder durch wälsche Praktiken seiner Bäume beraubt worden ist, sind die Adern in der spärlichen Humusschicht vertrocknet oder übermäßig durchwärmt.

Etwas anderes, was an ein Heilbad erinnert, besitzt der Wirth in seinem Hause. Es ist dieß ein dickes Buch, dem Ansehen nach um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gedruckt, worin von der „Kraft“ vieler Pflanzen ausführlich Kunde gegeben wird. Der erste Theil dieses Werkes und das Titelblatt fehlen. Die guten Holzschnitte, durch welche die Pflanzen dargestellt werden, sind von einem gleichzeitigen Künstler mit Wasserfarben bemalt. Dieses „Kräuter-Buch,“ welches für alle möglichen Uebel wirksame Arzneien verheißt, steht bei den Bauern der Umgegend in großem Ansehen und wird von ihnen mit Erlaubniß des Besitzers häufig zu Rath gezogen.

Wenn nun offenbar der Aufenthalt auf diesem hohen Bergrücken für die Gesundheit ein förderlicher ist, so muß man dagegen auch zugeben, daß es eines erfreulichen Schatzes von Gesundheit bedarf, um hier wohnen zu können. Das Auf- und Absteigen vom Berge zur Stadt, aus der Stadt auf die steile Höhe setzt Lungen und Muskeln tüchtigen Prüfungen aus. Der Kollerner Berg ist schattseitig, der Schnee verschwindet also auf ihm nicht, kaum nachdem er die Erde berührt hat, wie auf den Abhängen des Ritten. Ich habe hier manchmal tiefen Schnee durchwatet, während in Bozen alle Obstbäume in Blüthe standen und zu diesem Krebsgang vom Frühling in den Winter nicht mehr als zwei Stunden verwendet. Dennoch aber reicht die Milde dieses Himmelsstriches hin, um den Schnee da, wo er festgetreten ist, etwas thauen zu machen, worauf die nasse dünne Schicht von der Kühle der Nacht und durch die Ausstrahlung in die dünnere Luft oft in Glatteis verwandelt wird. Dann beginnen die Beschwerden der Höhenbewohner. Es ist kein geringes Stück Arbeit über die jähen Pfade, die manchmal hart an

steilen Hängen vorüber führen, hinabzukommen, wenn sie von solchem Glatteis bedeckt sind. Darum hat aber auch jede Person in den Häusern oben, sei es Mann, Weib oder Kind seine Steigeisen. Ohne diese würde ihnen das Herabkommen zum Gottesdienst nicht selten unmöglich

Was es mit diesen Steigeisen für eine Bewandtniß hat oder vielmehr wie es Einem ergehen kann, wenn man sie nicht anwendet, davon habe ich selbst eine Erinnerung.

Ich benützte einmal einen kalten Januar-Nachmittag um nachzusehen, was die Leute dort oben im Schnee trieben und auch um für einige Stunden der Plage des Staubes zu entrinnen, der unablässig durch die Wege von Gries hin und her gejagt wurde. Der übereiste Boden hinderte mich wenig am Hinaufsteigen, denn ich legte den Weg eben so rasch wie in der schneefreien Zeit zurück und genoß dabei der Vergünstigung, in der kalten Luft weniger vom Schweiß geplagt zu werden, als in den Tagen des langen Sommers. Ueber dem Geplauder mit den Wirthsleuten brach unversehens die Nacht herein. Ich tröstete mich, weil zu gleicher Zeit die volle Scheibe des Mondes über dem Ritten sichtbar wurde und die Bäume in seinem Licht schon Schatten warfen und die Schneehänge von der goldenen Fluth überrieselt waren, noch ehe das Abendroth über der Mendel verblaßte. Die Leute warnten mich und wollten mir die Steigeisen aufdrängen, indem sie behaupteten, ich würde ohne diese nicht zu Thal kommen.

Hinab gelangte ich nun allerdings, aber erst nach fünf Stunden, die ich tastend, rutschend und mit Verwünschungen gegen meine eigene Thorheit zugebracht hatte und wobei mir der Glanz des Mondes durchaus nicht behülflich war, geraden Fußes über die schiefen Eisflächen hinweg zu kommen.

Auch die Hufe sämmtlicher Thiere werden hier mit Steigeisen versehen. Einige wollen dieselben freilich nicht dulden und ehe der Kollerner Bauer daran denken kann, ein Thier zu behalten, muß er vorher wissen, ob es auch geneigt ist, sich mit dieser Stütze seines Wandelns versehen zu lassen. Das Einzige, was mich beim Herabrutschen in jener Nacht ergötzte, war die vergleichende Zusammenstellung meines Eigensinnes mit dem eines mächtigen Zugochsen, welcher, wie mir vorhin der Wirth erzählt hatte, eben so wenig Lust zum Anlegen von Steigeisen zeigte als ich.

Die Steilheit der Abhänge ist noch an einem anderen Brauche ersichtlich, welcher allerdings aus Welschland her eingeschleppt wurde. Diejenigen, welche oben kleines Holzwerk, Prügel, Wellen, Astbündel zu Thal befördern wollen, bedienen sich einer Vorrichtung, durch welche ihnen die Mühe erspart wird, diese Lasten über die Hänge hinab, welche dicht mit Bäumen bepflanzt sind, auf dem Rücken oder auf irgend eine andere Weise zu schleppen. Diese Vorrichtung besteht in Folgendem.

Oben, wo die Holzbündel aufgeschichtet liegen, um nach der Tiefe befördert zu werden, wird um den nächsten besten Stamm ein Drahtseil geschlungen, dessen anderes Ende die Holzarbeiter eben so in der Tiefe befestigen. Man nimmt einen Stab, bindet an seine beiden Enden wohl verwahrt je einen Holzbündel und legt diesen Stab auf den steil geneigten Draht, worauf er mit seiner Last schwirrend hinabgleitet. Wer im Bergwald geht, erblickt hoch über sich und den Wipfeln den schwarzen Streifen.

Solche, die von dem Brauche nichts wissen, erstaunen, dann mitten im Walde manchmal ein sonderbares Klagen und

Aechzen in den Lüften zu vernehmen, dem Gesange einer Telegraphenleitung im Wind ähnlich. Selbst Speisen für die Arbeiter werden manchmal auf solche Weise hinabbefördert. Daß es hiebei nicht ohne Unglücksfälle abgeht, lehrte mich eines Tages ein Kreis murrender Knechte, welche, als sie den Korb öffneten, nur mehr einen einzigen Knödel vorfanden. Die anderen waren durch die Raschheit der Bewegungen aus dem schlechtverwahrten Korbe herausgefallen. Derjenige, welcher sich im entsprechenden Augenblick an der fraglichen Stelle befunden hätte, würde ohne Zweifel Wunder geschrieen haben über die schönen Knödel, welche zwischen den hohen Fichten aus dem blauen Himmel herab ihm vor die Füsse fielen, und die Chronik der Naturwunder in den Zeitungen hätte nebst einem Frosch-, Blut- und Schwefel- auch einen Knödelregen zu verzeichnen. — Die Kosten eines solchen Drahtes, welche sich unter Umständen auf mehrere hundert Gulden belaufen, werden durch die Ersparung an Arbeit mehr als ausgeglichen.

Wie es auf solcher Höhe und in der Bozener Umgebung mit der Fernsicht bestellt sein mag, das läßt sich ohne besondere Erwähnung denken. Sie ist zwar keineswegs so umfassend als die von Klobenstein aus, aber doch immerhin von wunderbarer Herrlichkeit. Man lagere sich an einem schönen Herbstmorgen auf den Hügel vor dem Wirthshause, den ein Landesvermessungs-Signal bezeichnet, in die dichten Rhododendren und schaue über die Baumwipfel, die namenlos ruhig in der blauen Luft dastehen, hinaus in die entlegene Welt. Wie ein dreieckig zugeschliffener Diamant liegt die Spitze des Ortler auf dem Rand der Mendel. So oft ich mir das Fernrohr des Wirthes entlehnte, um diesen näher zu betrachten, lachte er mich aus. Man weiß wohl,

daß manchem armen Bauer die Freude der Herrischen an solchen nackten, verschneiten Kofeln närrisch vorkommt.

Gerade vor uns erhebt sich die Sarner Scharte, mit Schnee bestreut, aus dem Hintergrund des gleichnamigen langen Thales, welches ein unbedeutender Graben zu sein scheint, der von ihr sich in das Eisakthal hinabzieht. Von anderen Gebirgen ist es vorzüglich die Geisterspitze, welche hier eben so schön gesehen wird, als vom Ritten aus.

Die Häuser auf diesem selbst, Klobenstein und andere nördlichere Dörfer ausgenommen, stehen alle deutlich und greifbar vor uns auf dem grünen Plan; die Entfernung in der Luftlinie über das schmale Thal hinüber ist ja eine so geringe. Auch pflegen die Sommerfrisch-Gäste in Kollern und auf dem Ritten sich durch Signale zu verständigen und mittelst Zeichen sinnreiche Unterhaltungen zu führen. Etwas Aehnliches thun manchmal die Eltern solcher Kinder, welche zur Beförderung von Wachsthum und Gesundheit die qualvollen Monate des Sommers in der Bergkühle von Kollern zubringen und die sich alle Tage vom Wohlbefinden der Kleinen überzeugen wollen, ohne daß Briefe geschrieben oder Botengänge gemacht werden müssen. Von der Stadt aus sieht man nicht überall auf die nächsten Umgebungen des Sommerfrischhauses selbst hin; dagegen brauchen die in Kollern nirgends weit zu gehen, um eine Stelle auf den Wiesen oder eine Rodung im Walde zu erreichen, an welcher man sich wechselseitig sehen kann. Es wird eine Stunde festgesetzt, zu welcher die Magd an einem bestimmten Orte mit dem Kinde erscheint. Von unten aus sehen die Angehörigen mit dem Fernrohr hinauf und nehmen vielleicht auch zugleich von allerlei verabredeten Zeichen Kenntniß, durch welche ihnen die Magd Mittheilungen über weniger wichtige Angelegenheiten zuschickt.

Nicht minder prachtvoll sind die Abende, in deren Glanz sich vor allem die Geisterspitze hervorthut, mit deren Röthe in Wirklichkeit Rubine, glühende Kohlen und andere bei Dichtern zu solchen Vergleichungen beliebte Körper nicht zusammen gestellt werden können. In dieser Beziehung ist der Beschreiber der Erscheinungen dieses Landes auf die einfache Erwähnung beschränkt.

Auch müssen die sonderbaren Wolken angemerkt werden, welche man auf solcher Höhe durch die südlich klare Luft am Abendhimmel bemerkt. Diese Wolken treiben oft ballen- oder walzenförmig, körperlich gerundet daher und verhalten sich zu den Dunstzügen, welche man draußen im Norden sieht, wie Stereoskopen zu einfachen Bildern. Auch könnte ihr Aussehen durch den Unterschied gekennzeichnet werden, in welchem der Vollmond einem starken und einem schwachen Auge sich zeigt. Dieses sieht ihn als Scheibe, jenes als Kugel. Ebenso schwimmen rundliche Wolken an den Abenden hier durch die Luft, welche so aussehen, daß man sie mit ungeheuerlichen Baumstämmen vergleichen möchte, welche auf einmal durch irgend einen Vorgang in den Zustand des Glühens gerathen sind.

Vom Kollerner Berge führen viele Wege in die Stadt zurück. Man kann über das Badl St. Isidor und Campenn, über Virgl, man kann auch aufs Gerathewohl ohne bestimmten Steig hinabkommen. In zwei Stunden gelangt Jeder von den Waldgründen weg, auf deren trockenem Moos rothe Haidekräuter blühen, auf deren Rodungen junges Gestrüpp über dürre Blätterhaufen sich hinzieht, endlich hinab an den Fluß, dessen Geräusch von den untersten Wänden verstärkt wird, in die Weinberge und zwischen die Mauern.

Ich kann die Darstellung dieser Ausflüge in das Sommerfrisch-Leben nicht beschließen, ohne beizufügen, daß diese ursprüngliche Sitte, einige Monate auf der Höhe der Gebirge zuzubringen, nicht mehr so allmächtig ist, als vor einigen Jahrzehnten. Die meiste Schuld daran mögen Bedenken hinsichtlich des Geldaufwandes tragen, der allerdings bei mancher Familie in den drei Monaten der Frische mit ihren Vergnügungen und Gastereien sich so hoch belief, als der Betrag der Bedürfnisse während der ganzen übrigen Zeit des Jahres. — —

In Gries, dem großen Dorfe, welches jenseits der Talferbrücke beginnt, ist Eisensteckens „Badl" (nicht zu verwechseln mit dem auf dem Kollerner Berge) das größte und beliebteste Gasthaus. Seine gut eingerichteten Zimmer, von welchen die schönsten das Licht der südlichen Sonne und die Aussicht nach den duftigen Geländen der Etsch und dem blauen Mendelgebirge haben, eignen sich vornehmlich zum Winteraufenthalt für solche Kreise, welchen das Leben an einem eigentlichen Krankenorte zuwider ist, welche in angenehmer Abgeschiedenheit bleiben, aber dennoch die Hülfsmittel einer größeren Stadt unmittelbar zu Handen haben wollen. Die Vorzüge oder Nachtheile, welche Gries — das Badl selbstverständlich als den besten Wohnort angenommen — gegenüber Meran kennzeichnen, lassen sich außer dem bereits Gesagten durch folgende Bemerkungen zusammenfassen.

Während derjenigen Zeit des Jahres, welche aller Orten als die angenehme gilt, kann Gries mit Meran nicht wetteifern. Die schönen Fluren, die schattigen Wandelgänge des letzteren Ortes werden an den Ufern der Talfer vermißt. Der Staub, welchem man in Meran so leicht entgehen kann, verfolgt hier Jeden, der nicht auf die Berge steigt. Daß die

Linien der Berge gewaltigere und die Färbung der Landschaft eine buntere ist, vermag Spaziergänger im kleinen Stile über diese Widerwärtigkeit nicht zu trösten. Während des tiefen Winters aber, in der Zeit, die zwischen November und März liegt, verdient Gries auch von Solchen bewohnt zu werden, welche sich in den Meraner Anlagen weder von bleichen Gesichtern, noch vom Husten der Kurgäste stören ließen. Der empfehlende Grund liegt in der höheren Wärme und dem Schutz gegen Nordwinde, welchen der Guntschnaer Berg bietet. Es gibt keinen einzigen sonnigen Tag (und trübe lassen sich an den Fingern herzählen) im ganzen Winter, an welchem es nicht eine Lust wäre, etwa drei Stunden lang im Freien auf der Bank zu sitzen, welche Eisenstecken vor seinem Hause angebracht hat. Es ist auch im Januar sehr häufig nothwendig, das Schutzdach über dieselbe herabzulassen, wenn man nicht Kopfweh bekommen will in den warmen Strahlen. Das trockene ziffermäßige Ergebniß meteorologischer Forschungen, aus welchen hervorgeht, daß die Durchschnittswärme des Winters am Guntschnaer Berg sich um zwei Grade höher stellt als die des Meraner Winters, erläutert diese Erscheinungen zur Genüge. In dieser Winterszeit wird auch der Meraner Kurgast in seiner schönen Ebene nur Ausflüge machen wollen, welche sich nicht auf weitere Entfernungen erstrecken, als diejenigen, welche zwischen den Grieser Weingeländen möglich sind. Dagegen bietet ihm aber Gries die höhere Wärme.

Es kann also nicht zweifelhaft sein, daß derjenige, welchem der Genuß südlicher Natur die Hauptsache bleibt, sich für Gries entscheiden würde, nachdem er die beiden Orte kennen gelernt hat. Wer eine gewisse Art von Zusammenkünften und geselligen Vergnügungen der Kranken liebt, wie sie Meran

veranstaltet, welche manchmal einige Aehnlichkeit mit Todtentänzen haben, der wird freilich besser thun, sich in der nördlicheren und kälteren Stadt einzuquartiren. Wenn es in Gries noch zudem möglich wäre, von den Grundbesitzern, die mit Affenliebe an der Scholle ihrer Weingüter hängen, einige Zugeständnisse zu Gunsten von Wegen und Anlagen zu erwirken, so wäre hinsichtlich der Wahl eines Winteraufenthaltes zwischen Meran und Gries kein Bedenken mehr möglich. Indessen nehme man getrost den Abhang des Guntschnaer Berges auch in seinem gegenwärtigen Zustande hin und schlage seine Wohnung im Badl auf, in welchem überdieß allen Wünschen der Gäste einsichtsvolle Bereitwilligkeit entgegengetragen wird.

Was meine eigenen Erfahrungen in diesem Hause anbelangt, so muß ich behaupten, daß mir auf allen Kreuz- und Querzügen durch Tirol kein Wirth vorgekommen ist, an den seine Gäste öfter und lieber zurückdenken werden, als an Herrn Peter Eisenstecken.

Der Enkel jenes berühmten Kämpen im Befreiungskriege von Tirol hat eine Bildung genossen, welche vielleicht bei den Männern seines Geschäftes im ganzen Land nicht mehr gefunden wird. Wenn ein Wirth beispielsweise lateinisch versteht und die alten Klassiker gelesen hat, so ist man zunächst versucht zu glauben, daß solche Wissenschaft wie bei diesem oder jenem Schweizer Hotelier einen Firniß darstellt, dessen hauptsächlichste Eigenschaft es ist, daß die Geldstücke der Gäste in übermäßiger Anzahl daran kleben bleiben. Beim „Badler" aber zeigt sich die Wahrheit des Gegentheiles. Man kann wochenlang mit ihm verkehren, ohne Weiteres wahrzunehmen, als das Gebahren eines zwar verständigen aber durch keine hervorragende sonstige Mitgift ausgezeichneten Tirolers. Mancher hat vielleicht

ein halbes Jahr lang bei ihm gewohnt, ohne einen Augenblick daran zu denken, daß es sich damit anders verhalten möge. Die Schlichtheit des Wesens, welche den Mann abhält, sein Licht unter dem Schäffel hervorzuheben, wird auch in seinem ganzen Haushalt bemerkt. In seine Dienstboten reißen, wie in irgend eine Familie nur Heirath oder Tod Lücken und so schwer es halten mag, in die Zahl derselben aufgenommen zu werden, so sehr haben die Aufgenommenen Aussicht, ihren Dienst als eine Anstellung mit pragmatischen Rechten zu betrachten. Diese Art der Geschäftsbetreibung ist ein Erbstück im Hause Badl. Ohne die angeführten Eingriffe äußerer Verhältnisse würde man ein Menschenalter hindurch von der letzten Magd bis zum Hausknecht immer den nämlichen Gesichtern begegnen. Gegen alle und unter allen herrscht das gleiche Vertrauen. Geld wird eingenommen und abgeliefert ohne weitere Erörterung und eher geht das evangelische Schiffstau durch das bekannte Nadelöhr, als daß von den Dienern Gäste oder Wirth um den Betrag einer Kupfermünze verkürzt würden. Unter diesen befinden sich freilich lebendige Familienerbstücke, welche die Geburt ihres eigenen Herrn im Hause sahen, und ihren Geschäften mit der Bedachtsamkeit eines Invaliden obliegen; aber das wird durch die überwiegend gemüthliche Seite der Sache zu allseitiger Befriedigung ausgeglichen. Die Einrichtung des Hauses und die Naivetät solcher Sitten stehen in wohlthätigem Gegensatz. Denn von den Marmorwannen seiner Badestuben bis zu den stattlichen Geräthen seiner Salons hat das Eisensteckische Haus nichts aufzuweisen, was dem erfahrenen Reisenden eine Ahnung von solchen Hausüberlieferungen beibrächte, von welchen man insgemein annimmt, sie gehörten zu den verschollenen Dingen, einer guten aber bis ins Ungeheuerliche

anspruchslosen Zeit im Lande Tirol. So sehr ich das Alles von Herzen für Andere lobe, so verwünsche ich manchmal im Stillen diese friedliche Oase meines Wanderlebens. Denn ich habe immer und immer wieder, wenn ich des Weges kam, viel zu lange auf ihr gerastet, als es die Pflichten eines Darstellers von Tirol erlaubten und als ich es gethan hätte, wenn das Badl ein Wirthshaus von jenem landläufigen Schlag wäre, wie sie allerwärts an den Heerstraßen, in den Dörfern und Städten stehen.

Außer der Persönlichkeit des Herrn ist in diesem Hause das gelungene Bildniß seines tapferen Großvaters merkwürdig in der Uniform der Freiwilligen von 1809. Der Sieg vom Berge Isel, der schönste Sieg jener Kämpfer, war weit mehr sein Werk, als das Hofers. Ehren und Gewinn brachte ihm seine Hingebung an das vaterländische Herrscherhaus wenig ein. Eine große goldene Denkmünze dürfte das Hauptsächlichste sein, was ihn belohnte. Auch einige merkwürdige Schriftstücke hochgestellter Würdenträger, welche auf die Wirren jener Tage sich beziehen, werden sorgsam aufbewahrt. Unter den Erinnerungen an dieselben mag auch der Umstand nicht vergessen bleiben, daß Hofer, aus seinem Thale Passeier von französischen Soldaten herausgeschleppt, auf seinem Leidenswege nach Mantua hier vor dem Thore des Badls durch einen Trunk Wein gelabt wurde. Freilich war das Badl damals noch kein stattlicher Gasthof wie heute, sondern ein kleines Bauernhaus und blieb es so ziemlich in seinem Ansehen bis zu den fünfziger Jahren.

Bemerkenswerth ist auch die Terrasse, hinter dem Hause auf der ersten Flur gegen Norden gelegen, welche an Sommerabenden gern von den Bozenern aufgesucht wird, welche sich nach Kühlung sehnen. Im Hochsommer läßt sich um etwa

acht oder neun Uhr, in der Dämmerung, ein leises Lüftchen verspüren, welches aus dem Sarnthal heraus weht. Da es keinen anderen Vergnügungsort gibt, welcher der wohlthätigen Strömung so günstig entgegen läge, so wird diese Liebhaberei auch von solchen verstanden, welche dabei nicht an die guten Weine denken, die von den Kellern des Badls gespendet werden. Abende auf dieser Terrasse — vor uns die grünen Höhen des Oberbozener- und Guntschnaer-Berges mit ihren weißen Punkten, die schwärzliche Schlucht des Sarnthales, an ihrem oberen Ende auch den rothen und bleichen Schlern, gehören zu den Spezialitäten Bozens. Nach den Tagen voll Gewitterwolken, die sich niemals entladen, voll wandelnder Staubsäulen, grellen Lichtern und Schweißtropfen wird vielleicht der erste tiefe Athemzug seit den letzten zwanzig Stunden in dem Augenblicke geholt, in welchem die erste Wellenbewegung der Luft von Norden her den erhöhten Ruheplatz erreicht. Dabei vergesse der Fremdling nicht, sich einen Krug „Rabbi-Wasser" geben zu lassen, einen Säuerling, der im Val di Rabbi, einer Abzweigung des Sulzberges quillt. In Ermanglung eines gewöhnlichen Trinkwassers, welches kühl genug wäre, um den Durst angenehm zu befriedigen, wird dieser Born mit seiner Kohlensäure und seinem Eisen gar labend auf den wirken, der einen Bozener Sommertag hinter sich hat.

Von solchen Erinnerungen flüchte ich mich immer gern in den Winter von Gries.

Man stelle sich einen Dezembertag vor, sonnig, wie die gewöhnliche Witterung des Christmonats in diesem Thale ist. Keine Hand, kein Strohbusch, kein Hüter wehrt uns den Eingang in die entblätterten Rebengewölbe und Fruchtgärten. Wir gehen einige Schritte vom Badl weg und suchen an

irgend einer der weißen Gartenmauern im Labyrinth der Grieser Pfade eine Bank auf.

Die ruhige warme Luft gestattet uns eben so wohl zu sitzen als zu gehen. Da glitzern die Bäche im Lichte der niedrig stehenden Sonne durch die weiten Pflanzungen. Die orangefarbenen Weidenzweige, die trägen, grauen Aeste der Feigen, der graugrüne Guntschna, der schwarzblaue Rosengarten — alles das zittert in einem unbeschreiblichen funkelnden Nebel voll Rückstrahlungen und unbeweglichen Lichtfäden. Die schwachen Eisdecken, welche sich hie und da während des Frostes der Nacht über die stillen Ausbuchtungen der Bäche gelegt haben, knistern, je mehr sich diese Erde dem Mittag nähert, immer mehr und mehr unter den Schwingungen der feindlichen Wärme. Dieses Knistern und das lautere Rauschen der freien Wasser sind die einzigen Töne in dem goldenen Traum, in welchem keine Sommerqual die Freude am Quell des Lichtes verdirbt.

Am wärmsten ist es, wie ich schon andeutete, an den Abhängen hin, wo der „gescheibte" Thurm steht oder dort, wo sich der Steig nach Glaning hinaufzieht. Wie klar und durchsichtig ist die Luft! Jener runde Thurm steht in ihr, daß das Auge meint, die ganze Rundung zu überschauen und uns die Täuschung entsteht, als ob wir in solcher Helle einen neuen, stereometrischen Sinn empfangen hätten, einen Sinn, welcher es bewirkt, daß die ganze Wucht und der ganze Inhalt der Körperwelt, nicht mehr nur Linien und Flächen, plump in unsere Wahrnehmung fällt. Was ich in Kollern oben von Wolken erzählte, das gilt an solchen Tagen von der ganzen Landschaft. Doch ist es sehr schwer, demjenigen, der noch nie in solcher Luft gelebt hat, einen deutlichen Begriff beizubringen von dem, was diese Erscheinung und nach ihr ich sagen will.

Aus dem Sonnennebel, der sich an anderen Tagen über die Thalsohle hinlegt, ragt nichts Dunkeles auf, als hie und da eine Cypresse aus den Gärten. An den Mauern dort oben, durch welche Menschenhand den rothen Berg abgestuft hat, werden freilich an jedem Wintertage auch frische Crassulaceen, Ranunkel-Arten, und fröstelnde Astern wahrgenommen — das Leben der Pflanzen dämmert so fort und wenn wir den Winter im Norden Schlaf nennen, so mag es an diesen Abhängen Ermüdung heißen. Vom Hinwelken der letzten offenen Blüthen bis zu dem Tage, an welchem sich Schneeglöcklein und Veilchen erschließen, trennt nicht eine Woche dahin gegangener Zeit.

Die merkwürdigste — aber auch von den Lobrednern der Stadt am meisten in alle Welt hinausposaunte — Stelle befindet sich an den Abhängen hinter Gries, dort wo der Weg nach dem „Sauschloß" sich an einem kümmerlichen Wasserfall hinwindet, dessen Bett öfter trocken, als von Wasser befeuchtet ist.

Diese Stelle ist es hauptsächlich, deren närrische Schilderung so vielen Fremdlingen den Gedanken beigebracht hat, sie beträten mit dem Bozener Becken subtropische Haine. Dort hat sich über das zertrümmerte Porphyrgestein leberartiger Cactus hingebreitet, dessen braune, trockene, fest auf dem Schutt aufklebende Blätter mit nichts mehr Aehnlichkeit haben, als mit ungeheuren Wanzenleibern, die ausgetrocknet irgendwo im Getäfel stecken. Die Pflanzenwelt wird wenige Schaustücke bieten, die so gering anmuthen, als dieses. Am frischesten erscheint noch jene Felspartie, wenn die hochrothen Blatt- und Fruchtansätze sich bemerklich vom Rand der braunen Stengelblätter (man verzeihe bei den wunderlichen Pflanzen diesen Ausdruck) abheben. Diese erscheinen am auffallendsten in der Zeit um Weihnachten.

Sonst aber mag es wohl oft geschehen, daß der Südengierige, der Fremdling, dem man von dem Cactuspflanzungen an jenem Berge gesagt hat, daran vorübergeht, ohne das kriechende Pflanzenungeziefer zu bemerken.

Wer an Wintertagen an den Mauern dort herumgeklettert ist, um den Geheimnissen des Sonnennebels näher zu rücken, der um die Halden fluthet, sich am Grün des Epheus zu erfreuen, der in ungeheurer Kraftfülle sich breit macht, der wird sich bald vergewissert haben, um wie viel milder der Strahl am Abhang liegt, als in der Tiefe. Während dort unten — in der grauen Oede zahlloser Hölzer, um welche lose die entblätterte Rebe anliegt — gar viele Furchen des aufgelockerten Bodens mit Reif- auch Schneeflocken ausgefüllt daliegen, wird hier nirgends, außer in beschatteten Rinnsalen, eine Spur des Frostes bemerkt. Gestern Nachts schien ihm der über den Ritten emportauchende Mond in die gefrorenen Fensterscheiben, daß sich ein weingelber Wald von Eispalmen in verwunderlichem Aether sehen ließ — vielleicht jenen nie geschauten Dämmerungen vergleichbar, welche einst die Sonne über den Riesenblättern unserer Steinkohlenwälder verjagte — und hier glänzt die rothe Judenkirsche am unentblätterten Zweig in der warmen Sonne und Niemand will mehr begreifen, wie die Gosse unten in Gries gefroren war und Eissplitter um den Brunnen lagen. Die silberne Mendel in ihrem seltsamen Schmuck, die weißen Häupter aus Gröden sehen von diesem lauen wohligen Hang aus betrachtet her, als ob sie am Fasching sich betheiligten, den die Leute drunten feiern, und als ob das ein ganz fremdes und phantastisches Gewand wäre, das sie eben tragen.

Ich schließe meine Bozener Wanderungen mit der Erzählung eines kleinen Spazierganges, welchen ich an einem

sonnigen Tage in der Mitte des Märzmonates auf dem nämlichen Berge unternahm.

An den nämlichen Mauern, in welche der Berg abgestuft worden ist, lag damals Sommerhitze. Die Hecken waren mit frischen Blättern bedeckt und die Kirschbäume standen weiß da, wie einige Wochen zuvor die Stirne der Mendel. Beryllgrün schienen die spärlichen Rasenflecke zwischen dem Gemäuer des steinigen Hanges. Dichtes Sonnengewölk trieb sich um die Firste der Berge, die Straßen in der Tiefe machten sich durch Staubwolken bemerklich. Der Kreuzweger Schuster am Guntschnaer Berg hackte einen Eichenstamm zu einem Trog für den spärlich rinnenden Brunnen aus und manchmal begegnete mir auf der engen Wegen eine Heerde zottiger Schafe, die zur Frühlingsweide auf die Höhen von Mölten oder Campidell getrieben wurden. Am Berge machte sich der nachdrängende grüne Wuchs erfreulich bemerkbar gegen den braunen, staubigen Quarzporphyr. —

An den Weidenständen, die meist von Epheu dicht umrankt sind, waren mächtig die gelben neuen Aeste hervorgetreten; unter den Schlehdornen, an deren Zweigen die weißen Blüthenknospen ungeduldig drängten, hatte die gelbe Euphorbia ihre Blüthen entfaltet. Ueber den zahlreichen Blumen in den Rasen flogen Bienen, über dem Lungenkraut, der Polygala und anderen bunten Kelchen, welche im Norden erst nach sechs weiteren Wochen zweifelhafter Stürme sich erschließen.

Das Dorf Glaning, eine anmuthige Einsamkeit, liegt gerade über der Ecke, mit welcher bei Morizing der Eisak-Grund sich zum Etschland umbiegt. Das Eppan jenseits des Flusses mit seinem hellen und seinem dunkeln Grün

liegt tief unter der Höhe des Dorfes und wird bequem überschaut bis zu den Hügeln, zwischen welchen die Sümpfe und Gewässer von Kaltern versteckt sind. So hoch aber die Kirche ragt, wird der Grund um sie herum noch immer von der edlen Kastanie beschattet. Auf dem gerade gegen die Meraner Straße vorspringenden Bühel steht ein ansehnlicher Hain der mächtigen Bäume. Zu Tausenden liegen deren Früchte in den schwärzlichen verwitterten Schalen, oft verschrumpft und während der langen Zeit, die seit dem Herbste verflossen ist, halb vertrocknet zwischen den kurzen Gräsern umher.

Beim „Werner" dort und seinem dichten Strohdach ist so eine ächte südtirolische Höhenlandschaft — drüben das beschneite Joch Grimm, unten die weißen Würfel, welche Bozen darstellen, der Missianer Weg in den blauschwarzen Dämmerungen des Thales an der Gantkofel-Wand, oben die vergilbten Maisstengel auf dem trockenen Acker, der schwarze Backofen und die wüsten Mauern der Bauernhäuser — weiter unten ein Kreuzbild zwischen immergrünen Thuja-Stämmen. Da sollte Jeder hinaufgehen, der etwas lernen will über das eigenthümliche Gepräge der Natur.

Ich habe oft von nordischen Fremdlingen, insbesondere Malern, sagen hören, daß sie von der Bozener Landschaft wie vom mittäglichen Tirol überhaupt enttäuscht worden seien. Es läßt sich freilich, wenn man diese Thäler mit dem kräftigen, grünen Norden vergleicht, mancherlei sagen, was Mißstimmung anregt. Unreinliche Häuser, kahle Berge, Verschwinden des freiwilligen Wachsthums hinter ängstlicher Ausbeutung des Bodens, gedrücktes Volk, wälsche Unwirthlichkeit — diese Dinge finden sich in den tannenfrischen, kühlen Gründen nicht, zwischen welchen die dunkeln Seen der nor-ischen Alpen wallen und ihre glänzenden Häuser stehen, ihr

liederfreudiges Volk wohnt. Doch zieht sich über dieses Gestein und die Pflanzungen der Menschen ein Geist gar seltsamer Art hin — ein Geist, ein Hauch, eine Farbe, eine Ahnung — wie das immer genannt werden mag. Viele Gänge lernen ihn erst begreifen. Wer die Lichter der Gestirne am Rosengarten und der kalkigen Mendel gesehen und das purpurne Rebenland durchwandert hat, wird jenem Gedanken immer näher und näher rücken. Das Gegentheil der Schönheit in einer ihrer Entfaltungen ist nicht minder eine Verwirklichung der ewigen Idee.

Siebentes Capitel.

An der Etsch.

Unter den Wegen, welche von Bozen nach Meran führen, kann sich keiner mit jenem vergleichen, welcher hoch oben über die Saatfelder und durch die Föhrenwälder der Bergrücken von Mölten und Hafling sich in rauheren Windungen hinzieht. Dieses ist der schönste und deshalb der am wenigsten von Touristen begangene Pfad.

Von den beiden anderen, deren einer die bekannte, befahrene Poststraße ist, die andere dagegen am rechten Ufer der Etsch das Mittelgebirge an- und absteigt, zeigt der letztere eine unvergleichlich anregendere Abwechslung der Landschaft. Selbst aber, wenn man auf ihm dahinschreitend nicht Tisens erreichte, das prächtigste Gefilde im südlichen Tirol, müßte er von allen denjenigen einge-

schlagen werden, welche die Hitze und den Staub der großen, weißen Straße scheuen und denen Wiesen und Haine zur Seite des Weges ein mehr erfreulicher Anblick sind, als die überstaubten Dornhecken drüben.

Indem ich mir die Darstellung der beiden ersterwähnten Wege für eine andere Gelegenheit vorbehalte, führe ich heute meine Leser über das Mittelgebirg am jenseitigen Ufer des Flusses.

Es ist Anfangs April. Das grüne Weinlaub versteckt noch nicht die grauen Latten, deren Gewirr von oben herab betrachtet sich wie ein Flechtenwerk über den ebenen Boden hinzieht. Doch wird das Auge solcher Holzdürre der Weindächer kaum gewahr. Denn überall erhebt sich über ihr unabsehbar die Blüthe der schlanken Pfirsichbäume, die an Farbe der Mendel gleicht, wenn ihre Stirn glüht in den ersten Strahlen der Morgensonne, die über das Gezack der Schlern-Welt heraufrückt. Und auch ohne den purpurnen Schimmer würden wir die zahllosen trockenen Stäbe übersehen, denn unter ihnen grünt der Rasen in den Weingängen, versteckt die Block-Mauern der weiße Schlehdorn und umwebt das Nahe wie das Ferne jener blaue Duft, jener allumfassende Glanz, welcher in den Thälern des Nordens erst die Tage des Spätsommers oder Herbstes uns in unvergeßliche Reise-Erinnerungen verwandelt.

Die Trockenheit der Luft, durch welche diese natürliche Zauberei bewirkt wird, entsteht dort erst nach jener Zeit, welche von ihnen die heiße genannt wird. In diesem milden, trockenen Lande dagegen macht sie sich an allen Tagen geltend, an welchen Sonnenschein durch die Wolken dringt und andere gibt es ja fast nicht. Weiß sind die Kirchthürme, die Wolken, die Kirschbäume, die hohen Berggipfel, grün die

Wiesen und Getreidefelder, die von den Kollerner Höhen herabschauen oder vom Glaninger Berge, grün auch die Föhren, die unter dem alten Greifenstein einen spärlichen Schatten über das rothe Geröll werfen.

Unser Weg verfolgt die Landstraße bis zu den Ziegelhütten außerhalb Siebeneich, wo uns der schiefe Thurm von Terlan schon ganz nahe vor den Augen steht. Weder der Naturfreund, der unsere Steige und Aussichten als das Vorzüglichste erachtet, noch auch derjenige, welcher überhaupt seine gute und gesunde Laune werth schätzt, lasse sich vom Rufe des „Adler“ in Terlan verlocken, dort hinüber zu gehen und den gerühmten Terlaner zu verkosten. Ich und viele Andere rathen aus Erfahrung davon ab.

Was sehen wir da für Menschen auf unserem Wege?

Von der rothen Berghalde, über welcher das uns jetzt unsichtbare Dorf Glaning von seinen Kastanien beschattet wird, poltern Steine herab. Der Eigenthümer versucht es, seinen Grund vom Bergschutt zu entlasten, eine Arbeit, die sich ohne Zwang mit der des mythischen Königs im Orkus vergleichen läßt. Die wälschen Arbeiter, welche ihm das thun, singen mit schallender Stimme, daß es gar schön herabhallt von den brüchigen Wänden.

Ein armer Dörcher wühlt, an seinen Karren gespannt, mit den Füßen und Rädern den tiefen Staub der qualvoll heißen Straße auf, während sein Weib nebenan in den Gräben nach Cichorien sucht, um durch Verkauf von Salat einige Kreuzer zu verdienen. Ein Italiener in abgeschossener Sammtjacke wischt sich den Schweiß von der Stirne, nachdem er seine Last einen Augenblick auf die Mauer des Weingartens gestellt hat, auf deren Böschung Glasscherben im festen Mörtel stecken, um unberechtigten

Traubenliebhabern im Herbste das Eindringen in die reichen Weingelände zu erschweren. Auf dem Brette, welches er vom schwarzen Kopfe herabgenommen hat, stehen Papagaien von gelbem, glasirten Thon und knieen Engel von Gyps.

Alle Welt ist jetzt entweder im Weidengestrüpp der Etsch Auen oder in den Weingärten beschäftigt. Dort schneiden sie die gelben neuen Aeste von den knorrigen Stämmen ab, mit welchen man im Frühling die Reben wieder fest an ihre Latten bindet. Mit diesem Binden haben sie hier vollauf zu thun, auch damit, daß sie morsche Prügel und Stangen, an welchen sich der Weinstock hinanranken soll, durch neue ersetzen. So erblickt man von Ferne mitten unter dem einförmigen Grau der Holzpfähle die fahle gelbe Färbung frischer Latten.

Auf dem Rasen blühen schon Baldrian, Wasserschierling, Schöllkraut und Wucherblume. Zwischen den aufgeworfenen Schollen der Rebenpflanzungen trampelt irgend eine Bauerndirne herum, um das Gras auszujäten und die frischen Halme in ihrer Butte heim zu tragen, wo sie den Kühen unter das alte Heu gemengt werden, dessen Vorräthe zu Ende gehen.

Hemdärmelige Knechte kommen daher, hinter ihnen hochbeladene Wagen mit dürren Binsen, welche sie in den Sümpfen der Etsch geholt haben und welche allenthalben in diesem Lande von den Bauern als Streu geschätzt werden. Hie und da ruht ein Trupp Wälscher unter einem noch schattenlosen Baume von seiner Arbeit des Rebenbindens aus, eine Flamme lodert vor ihnen — einer von ihnen kratzt gierig die Kruste aus der Pfanne, deren Inhalt, der Polentabrei, bereits verschwunden ist.

Wenn wir von der Straße abseits gehen, um dieser oder jener undurchdringlichen Wolke um einem herannahenden

Fuhrwerk auszuweichen, so erheben sich, wenn wir mit dem Fuße stampfen, auch aus dem Grasboden Staubsäulen.

So kann uns nichts erwünschter scheinen, als der Fußsteig, der endlich abgeht, um uns nach dem anderen Ufer hinüber zu führen, dessen Berghalden in schwarzblauem Duft vor uns liegen. Blicken wir rückwärts, so fällt uns noch die kleine Kirche des heiligen Kosmas an der Umbiegung des Guntschnaer Berges auf, noch höher aber auf einer fast unzugänglichen Klippe die Mauern des Greifenstein, auch das Sauschloß genannt. Von hier aus betrachtet, mag es fast unbegreiflich scheinen, wie es den Maurern möglich war, ihr Gebäude auf diesem spitzen Kegel festzusetzen. Mag es eine „rhätische" Burg sein oder von irgend einem späteren einbildungsreichen Kopfe herrühren — gleichviel ob wir sie auf dem schwindlichen Steig oben besuchen und aus dem Mauerwerk in die Tiefe schauen oder aus dem moorigen Gestrüpp um uns hinauf — wir werden zugeben müssen, daß solch kühner Bau nirgends mehr steht in Tirol oder in deutschen Landen überhaupt, vielleicht ist ihr nur der „Kofel" bei Primolano zu vergleichen. Wer dieses wunderliche Castell von Bozen aus besuchen will, der muß auf dem Steige hinter Gries, wo die zahllosen Cactus-Haufen hinter dem Hepperger'schen Hause das Geröll bedecken, hinaufgehen an dem vertrockneten Wasserfall vorüber nach Glaning und von dort noch eine halbe Stunde weiter bis zum Castell, auf welchem Wege ihm ein großer Theil des deutschen und wälschen Etschlandes — den glitzernden Strom mitten inne — in dämmeriger Bläue unter den Füßen liegt. Beim Schlosse aber findet er einen sanften, guten Priester, welcher sich des Besuches freut, und ihm mancherlei Dinge erzählen wird, die mit dem unbegreiflichen Gemäuer zusammenhängen. —

Bei vielen Schriftstellern steht geschrieben, daß sie in den südlichen Thälern nicht jener Freudigkeit des Volkes begegnet sind, welche sich auf den Matten und Bergen der nördlichen durch Jauchzen und ähnliche Rufe äußert. In dieser Beziehung bin ich etwas glücklicher. Ich habe jodeln und jauchzen gehört unter den Kirschlorbeerbäumen der Mendel, in den Weingärten um Tramin, in den Föhrenwäldern des Eppan, ja in den Schluchten des Apennin und höre es hier auf den lehmigen Wegen und auf dem gerötheten Boden um die ruinenhaften Ziegelhütten. Freilich kam es nicht von jenem Knaben her, der mit einem Bündel biegsamer Weidenzweige dort von einem hervorragenden Grasbüschel zum andern dahin hüpft — per ligare le uva, wie er sagt — sondern gewiß von den deutschen Knechten, die dort in den Gräben arbeiten. Und wenn sie draußen jauchzen in den naßkalten, wilden Wäldern und auf dem windigen Geschröfe, warum sollten sie sich hier nicht ihrer Stunde freuen im Sonnenglanze, durch welchen Trauermantel und Citronenfalter lustig dahinflattern?

An der gebrechlichen Brücke, welche hier nach Andrian hinüber führt, etwas aufwärts schreitend, gelingt es uns, das Wesen der Etsch-Auen kennen zu lernen. Es unterscheidet sich wenig von dem allgemeinen Anblick der buschigen Ufer irgend eines Alpenstromes, wenn er eine bequeme Niederung erreicht hat, die ihm Raum zu behäbiger Ausbreitung bietet. An den sandigen Pfaden werfen Erlen und Lorbeerweiden ungenügenden Schatten, zögernd wallt der tiefgrüne Fluß, dem man die Mitgift aus den hohen Fernern und das Ungestüm der unbetretenen Welt seiner Eisbäche nicht mehr ansieht, hier an Wiesen, dort an Maisfeldern vorüber.

Hier gibt der Thongrund einer der Buchten und Sackgassen, in welche er sich so gerne verliert, der völlig

stätigen Fluth türkisblaue Färbung, blau wie die Mendel, die dort durch die Wipfel seiner Uferbäume herabschaut. Hier sitzt auf dem Abschnitt eines Astes der stahlgrüne Weidenkäfer, dort huscht es seltsam in der Luft hin vom Fittigschlag der Enten — ganz wie an den nördlichen Strömen, die ich dem Freund solcher Bilder in meinem „Baierischen Seebuch" gezeigt habe.

Hier sitzt ein Junge an einer Buchtung zwischen dem Wurzelwerk des Ufers. Er soll die Schafe hüten, welche in ansehnlicher Entfernung von ihm auf dem brachen Acker herum grasen. Es gefällt ihm aber besser, eine alte Büchse in der Hand zu halten und auf das Wassergeflügel zu lauern, welches vorsichtig nach unbesonnenen Fischchen späht. Dort rollen schwere Steine über den Flußrand hinab. Sie werden hineingeschüttet, um die Ufer fester zu machen, daß sie dem Andrang der Wellen widerstehen, welche an den Vorsprüngen nagen und in den weichen Boden der Fruchtfelder hineinlecken möchten.

Je mehr wir uns den Bergabhängen drüben nähern, desto mehr zerrinnt der verklärende Duft und wir sehen kahle Halden vor uns, an welchen weder Baum noch Strauch verschont worden und so von den Menschen späteren Abschwemmungen und Erdbrüchen mit allem Fleiße vorgearbeitet worden ist. Wo noch dünne Stämmchen, seien es auch nur Berberizen-, Crataegus-, Weißdorn- oder Brombeerbuschwerk, auf den versengten Steinen stehen, da knistert und kracht es in Einem fort unter den Messern und Beilen der Zerstörer. Die großen Eidechsen, welche in den Spalten des Gesteins herumkriechen, mögen ihre Freude daran haben. Sie können Tagereisen machen, ohne dem Schatten zu begegnen, der sie belästigt. —

Andrian und Nals gleichen völlig wälschen, verrotteten Nestern. Das letztere aber ist doch weit schöner und größer. Hoch oben hängt eine Ruine am Berg. Cypressen wiegen sich über der Pfirsichblüthe hin und her und die „Sonne" bietet eine kühle, schöne Zuflucht mit der Anrede geneigter Menschen.

Am schönsten ist es zu Nals am Bach beim Brückensteg.

Rechts rauscht der Nalser Bach, über ihm sieht man die Weinberge umackern oder von Steinen entblößen. Die dicken Hölzer, welche bald statt der grauen Stangen dort eingesetzt werden, stehen noch, unten verkohlt, da vor uns an die Mauer eines Hauses gelehnt, das einem Trümmerhaufen gleicht. Am Ufer liegen Bretter und Stangen, noch harzduftig, frisch aus der Sägmühle, bestaubte Körbe, in welchen Erdreich nach irgend einem Acker getragen worden ist. An den alten Mauern jenes Hauses hängen außen die steinerne Treppe und dichte grüne Schlinggewächse, von dem weit vorspringenden Dache geschützt. Hier läßt man aus einem Weinfaß auf der Straße den rothen Inhalt in ein anderes Gefäß laufen, dort geht Einer hinter seinem Ochsengespann her, um mit dem Wagen, der vorne auf Rädern läuft, hinten sich durch einen länglich abgeschnittenen Balken auf den Boden stützt, oben auf der Prissianer Sägemühle die Baumstämme, welche er vor wenigen Tagen hinaufgeschleppt hat, in Form von Rebenstangen herab zu holen.

Wir gehen am „Löwen" vorüber und betrachten uns den Schild, auf welchem eine Kellnerin ihre Tiroler mit Wein bewirthet und ein stattlicher Löwe uns eine Weinflasche entgegenhält. Dann aber beginnen solche Stellen, an welchen die Natur des südlichen Mittelgebirges durchschaut wird. Beim „Knappenloch" gleich außerhalb Nals, welches

mir ein Bauer wies, um mir etwas „Neugieriges“ zu zeigen -- es ist die Mündung eines Stollens, in welchem vor Jahrhunderten auf allerlei Metalle gebaut wurde — sieht man hoch oben auf dem Bergrücken links den Kastanienwald des Dörfchens Sirmian — über der tieferen Schlucht, welche braun aussieht, weil man ihren Baumwuchs vernichtet hat, glänzt bis tief herab der Schnee der Mendel — vor einer Kapelle hängt das Abbild vom Schweißtuche der Veronica, in ihr glimmen Lichter und knieen Andächtige — hie und dort steigt Rauch auf von den Flammen, an welchen man die Spitzen der Rebenhölzer ankohlen läßt — schwarze langhaarige Schafe wirbeln Staub auf — bald scheint es uns, als ob wir in einer südlichen, bald als ob wir in einer nördlichen Landschaft stünden.

Meine Gewohnheit, oft aufs Gerathewohl irgend einen Begegnenden zu fragen, ob er in der nächsten Umgebung nichts Merkwürdiges wisse, bringt mir gar häufig verwundertes Kopfschütteln, manchmal aber auch die Kenntniß von irgend einer anziehenden Kleinigkeit ein, von welcher die Bücher nichts wissen. So führte mich da Einer zu einem seltsamen Schacht, der auf dem Acker des Raschbacher Bauers zu Tage tritt. Eine elliptische Höhle, von der ich nicht unterscheiden kann, ob sie das Werk von Menschenhand sei, setzt sich nach Angabe der Leute gar weit, bis zur alten Veste Zwingenberg, in das Gestein fort. Ihre Mündung ist von Dornen, ihr Boden von schlammigem Wasser bedeckt. In ihrer Nähe aber weiß man kaum, wo man das Aug hinwenden soll, ob zu den weißen Dolomiten, die nun über den Kollerner Berg bei Bozen herschauen, ob auf Casatsch, die alte, braune Helfenburg — auf Katzenzung, die weithin sichtbare Veste, in das schon tief hinab gesunkene Stromthal.

Versetzen wir uns einen Augenblick in das letztere hinab.

Gerade dort unten liegt Vilpian. Die braune Linie, welche über ihm am Bergabhang sich bald zur Rechten bald zur Linken aufwärts windet, ist der Steig nach Mölten. Dort oben auf dem Bergrücken grünen die Felder, welche Zingerle in wenig Worten so anschaulich beschreibt. Weiße Streife, die nach dem Thale gezogen sind, erkennen wir als Wasserfälle. Dort ist auch der Aschler Bach, in diesem Jahrhundert einmal Grenzmarke der Königreiche Baiern und Italien! Ueber der grünen Froschlacke neben der Straße weiter rechts stehen die Trümmer der Burg Margarethens, der Maultasche. Wir sehen, daß sich das Aussehen der Stromufer bis hieher nicht geändert hat. Es ist noch immer dieselbe Mischung von Roth und Grün, von wehenden Staubsäulen auf den Heerstraßen und heimlichen Sackgassen des Wassers im Gestrüpp — abgemähte Sümpfe, Kiefern und breite Anschwemmsel von Kieshaufen an den bedrohten Ufern.

Was wir aber von da oben aus nicht erblicken können, ist die Anhäufung der Wälschen im deutschen Thal. Bis Burgstall (Ort, wo eine Burg stand) bis in das Delta von Siegmundskron hinab, hausen in Ueberzahl die Eindringlinge — ein unerfreulicher Gegensatz zu den Leuten, die auf diesem Gebirge um mich hin und her gehen.

Was ich auch nicht mehr sehe, was aber um so deutlicher in meiner Erinnerung auftaucht, sind die Strecken der Aue, die ich dort unten vor Jahren mit dem Froschfänger von Lana durchmaß und durchsuchte.

Meiner Neigung, ohne Weg und Steg zu gehen, dem Schatten eines Waldes, den Windungen eines Flußufers zu folgen, verdanke ich die Kenntniß eines eigenthümlichen Stückes

Leben, welches man an den Tümpeln und Sackgassen dieses Stroms während der wärmeren Jahreszeit findet.

Dieses Leben wird durch eine Verknüpfung von Dingen, die in Wirklichkeit wunderlich weit auseinander liegen, durch Vorstellungen der Menschen jedoch und Zufall einander genähert worden sind, hervorgerufen. In welcher Verbindung mag der aufleuchtende Frühling mit dem Treiben jener Burschen gedacht werden können, welche Tag und Nacht im Röhricht dort herumwaten und mit den zahllosen Spuren nackter Füße im Thonschlamm des Ufers?

Selbst wenn man ihnen auf die Hände sieht und wahrnimmt, nach welchen Gegenständen sie im Wasser haschen, wenn man die Frösche bemerkt, welche zwischen ihren Fingern zappeln — dann bleibt uns immer noch die Verwunderung übrig, warum sich uns dieß Schauspiel gerade in der Zeit zwischen der Frühlings-Nachtgleiche und dem Ende des Aprilmonates immerwährend wiederholt, so oft wir unserer Laune nachgegeben haben, im Gewirre dieser Tümpel umherzuschlendern. Die Jungen, welche Frösche fangen, um sie zu essen, oder an andere Liebhaber des Lurchen-Fleisches zu verkaufen, werden hier nur selten mehr in Sommertagen gesehen, zu welcher Zeit doch ihre Opfer beleibter und wohlgenährter sich befinden müssen, als zur knappen Zeit des Frühlings, in welcher den Fröschen der Tisch noch kärglich gedeckt ist.

Die Beantwortung einer solchen Frage hängt genau mit jener zusammen, warum in den nämlichen Wochen die Märkte weit mehr mit Fischen versehen sind, als zu irgend einer anderen Zeit des Jahres. Das Fastengebot der kathoschen Kirche verlangt an vielen Tagen der österlichen Zeit die Enthaltung von Fleischspeisen, gestattet dagegen den Genuß

des Fleisches von Thieren, welche im Wasser leben, namentlich der Fische. Logisch ist die Erlaubniß auf das Fleisch solcher Vögel, ja Säugethiere ausgedehnt, welche ihrerseits von Fischen leben. Wasserhuhn, Fischotter, auch das Fleisch des Bibers sind erlaubte Fastenspeisen.

Es ist einleuchtend, daß nicht jeder Gläubige die Mittel besitzt, sich Fische kaufen zu können, welche im Binnenlande unter die theuersten aller Nahrungsmittel gehören. So griff man denn zum Fleisch der Frösche, das heißt zu demjenigen ihrer Hinterschenkel, und dieser Nothwendigkeit entspringt das Gebahren der Froschfänger in lauen Frühlingsnächten. Man gestatte mir, eine kurze Bemerkung aus der Naturgeschichte dieser Schreihälse vorauszuschicken.

Von den bei uns mit Vorliebe im Wasser lebenden Fröschen werden zwei Arten unterschieden. Die einen, vom Volke dieser Berge „Märzner," Lanksfrösche,*) auch Schwaben oder Storche genannt, zeichnen sich im Allgemeinen durch eine mehr graue oder bläuliche Färbung aus. Diese laichen im März und zwar am liebsten in windstillen, schwülen Nächten, während welcher ein leiser Frühlingsregen die seichte Fluth erwärmt.

Von diesen will ich zuerst reden, weil ihr Fang am lustigsten ist.

An vielen Stellen der Sümpfe sieht der nächtliche Wanderer rothe Lichter auf- und abhüpfen. Es sind weder die abgeschiedenen Geister unseliger Verstorbener, weder Feuermänner noch Irrwische. Schon aus der Ferne vernimmt man menschliche Stimmen und dem Nähertretenden zeigen sich Bursche oder Männer, welche Holzfackeln oder Becken

---

*) Lanks, Lenz, heißt der Frühling.

mit glühenden Kohlen in der Hand tragen und emsig ins Wasser schauen. Die Fackeln bestehen aus langgeschnittenen Spähnen von harzigem Fichtenholz, die unten entweder durch ein biegsames Baststück oder auch durch die Umklammerung der Hand allein zusammengehalten werden.

Das Kohlenbecken ist eine alte Pfanne, mit der sie nichts mehr anzufangen wußten und in welche sie Löcher hineingeschlagen haben. Mag nun aber das Licht von der Fackel oder vom Kohlenbecken herrühren, so sehen wir, wie es immer so gehalten wird, daß der Bursche fortwährend seinen Schatten in den Tümpel vorauswirft, bis zu dem Augenblicke, in welchem er auf seinen Rand hingebückt, hineingreifen will, um irgend einen der armen Frösche zu überraschen. Denn diese letzteren gleichen keineswegs den thörichten Mücken, welche im Schimmer einer verderblichen Kerze tanzen, wie sie es in der rothen Fluth des Abendstrahles thun. So lustig sie schreien und ihren kalten Leib entgegenhalten dem Licht des brütenden Mittags, so argwöhnisch sind sie gegen den Schein der Fackeln und Kohlenpfannen. Diesen gegenüber gehören sie zu den Lichtscheuen. Mancher, der vom Fangen der Fische bei Fackelschein oder gar elektrischem Licht gehört hat und dabei unterrichtet worden ist, wie diese Thiere aus ihrer Nacht schaarenweis sich gegen die flammende Lockung hindrängen, meint vielleicht, es verhalte sich ebenso mit den kaltblütigen Lurchen und der Fackelschein der Fänger sei eine Verführung.

Dem ist aber nicht so. Die Nacht überhaupt wird gewählt, weil der „Märzner“ in ihren Stunden am liebsten sich gegen die seichteren und zugänglicheren Stellen seiner Behausung hin aufmacht und an schwimmenden Halmen und geknicktem Röhricht die glasige, durchscheinende Gallert-

kugel absetzt von dem Umfange eines Zweithalerstückes, worin schwarze Punkte schwimmen, die Keime geschwänzter Kaulquappen.

Nehmen wir nun an, der vorausgeworfene Schatten habe seine Schuldigkeit gethan und der Märzner sitze behaglich unten auf dem weichen Pfühl des Thonschlammes, auf dem „Letten,“ der Bursche kniet sich auf einen Wulst, der inselartig aus dem Wasser hervorragt: „Ja, ja, ich seh Dich schon.“ Dem angeredeten Märzner aber, der solche Frühlingsabenteuer vielleicht aus langjähriger Erfahrung kennt, kommt das urplötzliche Einfallen eines so verspäteten Lichtes verdächtig vor, und er verfügt sich in ein ihm wohlbekanntes Seitenkabinet seiner vielverschlungenen Wohnung.

„Aha, fährt der Jäger in seinem Gespräche fort, der Kamerad ist unter die Wurzel!“ damit greift er unter die Ueberreste einer Sumpfweide, welche seit Jahren vermodert ist. Der Fackelträger streckt seinen Hals neugierig vor, der Lichtkegel schwankt, er vermag sich im Geflecht der Binsen und der Wurzelstöcke nicht zurecht zu finden. „Gib den ganzen Glanz her!“ ruft er nun, womit er sagen will, daß er des vollen Fackelscheines bedürfe, um bis auf den Grund zu sehen. Aber alles Tasten der Hand hilft nichts. Der Bursche steigt nun in den Tümpel selbst hinein, um mit seinen Fingern noch tiefer in die Höhlungen vordringen zu können. „Der Kerl ist in den Letten geschloffen, aber ich krieg ihn doch!“

Ueber die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung vermag sich der Zuschauer keine feste Meinung zu bilden; dagegen sieht er, wie der Eindringling selbst bis über die Knie in den mehr erwähnten „Letten“ einsinkt. Der Arm steckt nun fast völlig in der Wurzelhöhlung, aber er zieht sich noch

immer nicht zurück, um einen Frosch zum Vorschein zu bringen. Aergerlich sagt er: „So viel ist einmal gewiß, je mehr die Fasttag' kommen, desto weniger fangst einen Frosch."

Der Zuschauer freilich glaubt nicht an die Wahrheit dieser verdrießlichen Auffassung vom umgekehrten Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung.

Spürt er doch selbst die Unwahrheit der gleich darauf folgenden Ausrufung: „Ja, bald halt nur ein bißel ein Wind geht, nachher laßt sich gleich keiner sehen auch!" Denn die Nachtluft ist ruhig wie eine schlafende Eule und nicht eine Binse raschelt im weiten Sumpf.

„Das Ringel im Wasser ist von gar keinem Märzner hergekommen," sagt nun der Fackelträger. „Recht hast," erwiedert ihm der Andere, der mittlerweile bis an die Hüsten in den Schlamm eingesunken ist, „wenn der Wind über das Wasser hingeht, zappelt so Alles." Schon will sich der Gebückte in der Meinung, nur den Schatten einer Beute verfolgt zu haben, wieder aufrichten. „Wenn ich Dich gesehen hab, so bist Du wieder ausmarschirt," sagt er kleinlaut. Doch plötzlich schnellt der Arm mit einem Ruf der Ueberraschung empor und ein zappelnder Gegenstand fliegt auf den feuchten Rasen.

Dießmal war es kein Märzner, sondern ein grüngelber Fisch, eine Schleie, welche in ihrer Nachtruhe gestört wurde. Aber das Handwerk des Froschfangers ist ja kein ausschließliches. Der Kopf des Fisches wird gegen den Stumpf der Weide geschlagen und das todte Thier in den Sack gesteckt; freilich nicht in den Rucksack, den Einer trägt, sondern in die Seitentasche seiner Joppe.

In diesem Rucksack aber erheben die bereits gefangenen Frösche ein dumpfes, klägliches Geheul, wie wenn sie ihre

Kameraden in der Freiheit vor dem Fackelträger und seinem Genossen warnen wollten.

Die Gesellschaft setzt sich wieder in Bewegung. Der Fänger, welcher nun doch schon einmal im Graben steht, watet durch Wasser und Schlamm fort.

Horch! dießmal war es keine Täuschung. Das Aufplatschen eines Frosches, der aus dem Röhricht ins Wasser sprang, war von dort her deutlich zu vernehmen und wirklich zeigte auch das Licht der vorgestreckten Fackel Kreise in der ruhigen Fluth. Nun wirft einer der Gesellen seinen Haselstock, auf den er sich beim Gehen in den schlüpfrigen Gräben stützt, dorthin, wo die flüchtigen Kreise zu erspähen waren. Der schwimmende Stab soll ihm ein Zeichen der Stelle sein, an welcher der Märzner untertauchte, denn nicht nur die Sumpfjäger, sondern auch wir anderen Laien in der Froschkunde wissen, daß sich das verscheuchte Thier nie sonderlich weit von dem Punkte des Ufers entfernt, an welchem es seine Zuflucht gesucht hat. „Dießmal greif ich gewiß nicht zu wenig (d. h. ungeschickt oder unsicher),“ sagt der Froschfänger, der sich nun, mühsam den klaftertiefen Schlamm aufwühlend, bis daher geschleppt hat. Und wirklich glitzert etwas im nächsten Augenblick dem Fackellicht entgegen.

„Ah, ruft der Fänger erfreut, der ist seine zwei Kreuzer werth.“ Ehe er aber noch Zeit gefunden hat, dem mit dem Rucksack seine Beute zur Verwahrung hinzuhalten, hat er einen anderen Märzner erspäht, der mit hurtigen Schwimmstößen nach einem Dickicht wilder Kresse eilt. Nach diesem tappt er mit der linken Hand, während die Rechte die erstere Errungenschaft zusammenpreßt, daß die schwarzen Augen erbsengroß hervortreten. —

Dieser zweite Fang ist aber kein glücklicher. Denn

nachdem das Thier aus dem glitzernden Wasserbecken, dessen Strahlenbrechung allen Inhalt vergrößert, herauf geholt ist, erkennen sie, daß sie einen einjährigen Frosch erbeutet haben. Diese Jünglinge aber sind so schmächtigen Leibes, daß es gerathener erscheint, sie bis auf Wiedersehen im nächsten Jahr ins Wasser zurückzuwerfen, in der Hoffnung, daß bis dahin ihre Schenkel an schmackhafter Rundung zunehmen werden. Die Froschfänger befleißen sich bei dieser Gelegenheit einer Rücksicht, welche von solchen nachgeahmt zu werden verdient, welche den Vögeln die Nester ausnehmen und den Fischen zur Laichzeit nachstellen.

Bald zeigt sich auf dem von der Fackel erleuchteten Thongrunde wieder ein Märzner. Es gelingt ihn heraufzuholen. Aber auch er wird von den Jägern wieder seinem Elemente übergeben, obwohl er kein spindeldürrer Knabe mehr, sondern ein wohlbeleibter, erfahrener Frosch ist. Denn es fehlt ihm der ganze rechte Hinterschenkel, welchen ihm ohne Zweifel im vergangenen Herbste eine Sichel wegnahm, als die Binsen im Sumpfe, um Streu zu gewinnen, abgemäht wurden. Lustig ist anzusehen, wie der Frosch die Haut, welche sein dunkles Auge wie ein Futteral überzieht, so lange er im Wasser ist, augenblicklich zurückschiebt, wenn er sich in der klaren Luft fühlt. Ebenso aber läßt er sie urplötzlich wieder herabfallen, wenn er sich zum Sprunge nach dem feuchten Element anschickt.

So geht es fort und fort durch die Tümpel hin, eine weggeworfene Fackel erlischt zischend im Wasser, die andere wirft prasselnd ihre rothen Funken.

Die Göttin aller Jäger ist das Glück, sie ist launisch, auch bei den Froschfängern. Denn während heute mehr als hundert Gefangene im Rucksack jammern, bringt man deren

morgen kaum zwanzig nach Haus. In dieser oder jener Wasserlacke zeigt sich keine Spur, während wir mit den Fackeln darin herumspähen und bald den einen bald den anderen Schatten eines Halmes, der von uns bewegt wurde, im Verdacht hatten. Kaum aber haben wir sie zwanzig Schritte im Rücken gelassen, so erhebt sich aus ihren schmutzigen Gründen ein vielstimmiges Freudengeschrei über die vorübergezogene Gefahr Als solches wenigstens bezeichnet es mein Genosse, der Froschjäger von der Lana, der einst zu Rom um eilf Paoli geheirathet hat.

Man weiß, daß die Anlage der Naturmenschen zu jener Anschauung der Dinge geneigt ist, welche die Philosophen Anthropomorphismus nennen, das heißt, zu dem Glauben, daß Alles, was sich im Himmel und auf Erden bewegt, von ähnlichen Antrieben geleitet werde, wie die Menschen selbst. Mag dem sein wie immer, so muß zugegeben werden, daß diese Frösche allen Anlaß zu Freudenbezeugungen haben. Denn diejenigen Gefangenen, deren Hintertheil abgeschnitten wird, um von Menschen verzehrt zu werden, während man ihren Vorderleib den Schweinen vorwirft, befinden sich verhältnißmäßig noch in einer beneidenswerthen Lage. Wie angenehm ist ihr Loos gegen das anderer Genossen, welche in die Hände von Männern der Wissenschaft gerathen! So und so viel physiologische Institute bitten jährlich in den Zeitungen um Zuschickung ganzer Kisten voll Frösche. Unter ihren Messern, Giften, Injektionen und Ernährungsexperimenten aber gibt es keine denkbare Marter, deren sie nicht gewärtig sein müssen. Wenn diese Versuche, von scharfsinnigen Gelehrten angestellt, etwas zur Erweiterung des Wissens von den Lebensvorgängen beitragen, so läßt sich kein tadelndes Wort sagen. Dilettanten aber, aus deren Arbeit kein Erfolg zu gewärtigen steht, sollten sich der Grausamkeit schämen.

Sind unsere Jäger im Dienste solcher Liebhaber thätig, so verschonen sie bei ihrem Geschäfte die Kröte und den Salamander ebenso wenig als den Frosch. Die weit zahlreicheren aber, welche nur für den Markt arbeiten, verschmähen die garstigen Verwandten des Märzners.

Unsere Begleiter „trauen" sich nicht einmal, sie anzugreifen. Auch würde es ihnen schwer fallen, ihre Kunden zu täuschen. Denn jene wissen eben so gut, als sie selbst, daß der abgezogene Schenkel des Frosches weiß röthlich, das Fleisch der Kröte dagegen blau-grau aussieht. Ferner wird die Kröte an den vier Krallen oder Zehen ihres Fußes erkannt, deren der Märzner fünf zählt. Sie können also auf die launige Frage des Käufers: „Habt's epper Morakeln (d. h. „schwärzliche")?" gewissenhaft mit „Nein" antworten.

Indessen schleudern sie mir mit dem Ende ihres Stockes auf mein Verlangen doch manchmal eine der klebrigen dickbäuchigen Bewohnerinnen mit den kurzen Füßen aus dem Sumpfe zwischen die Gräser heraus.

Da ist es merkwürdig zu sehen, wie schnell sich die Kröte von ihrer Ueberraschung erholt und sich über ihr Befinden orientirt. Denn kaum ist sie auf den Boden herausgeflogen gekommen, so hüpft sie mit einer Schnelle, welche man von ihrer dickbäuchigen Gestalt nicht erwarten kann, in kurzen Sätzen davon und zwar stets dem bergenden Elemente des Wassers zu, niemals nach der Landseite. Auch ihren Laich reicht uns einer der Jäger auf seinem Stocke hin: es ist eine glashelle lange Schnur, durchsichtig wie Krystall, in ihr stecken, kleinen Schrotkörnern vergleichbar, rundliche schwarze Körper — die Kröten-Jugend. Die Schnur hängt wie eine Guirlande, ein Feston, von einem Binsenhalm zum andern hin ausgespannt.

Auch am Rufe erkennt derjenige, welcher die Sümpfe durchschreitet, den einen Lurch von dem anderen. Die Kröten, „hetschen*)“, wie die Bauern sagen, in hoher Alt-Stimme Ku, Ku! während ihre Verwandten sich in tieferen Tönen äußern.

Die Fackeln erlöschen allmälig und es werden immer mehr der todten Kohlen im Becken. Die Jagd wird um so eher abgebrochen, als sie von anständigem Erfolge begleitet war Die mehr als hundert Frösche stellen einen Werth von über zwei Gulden dar. Während nun so die Jäger heimziehen, die Gefangenen im Rucksack lärmen und die Schuhe derjenigen, welche damit bekleidet sind, vor eingedrungener Nässe quatschen, erhalten wir zugleich genügende Auskunft, was nun demnächst mit der Beute vorgenommen wird.

Nehmen wir an, es sei heute Dienstag. Die Frösche werden bis zum Donnerstag in eine Kiste, Truhe eingesperrt, welche man in den Keller stellt. In ein Gefäß mit Wasser gebracht würden sie sterben. Heute oder morgen können sie noch nicht geschlachtet werden, da ihr Fleisch bis zum Freitag, dem Fasttage, an welchem es den Käufern angeboten wird, verderben würde.

So bleibt denn nichts übrig, als die Gefangenschaft. Ihre dermalige im Rucksack hindert sie keineswegs, ihren Gefühlen durch Schreien freien Lauf zu lassen. Im Keller dagegen verstummen sie alle miteinander. Die Kühle der Luft dort unten mag ihnen die Meinung beibringen, es sei abermals Winter geworden. Auch bezeigen sie sämmtlich ihren Aerger über die Gefangenschaft dadurch, daß sie nicht

---

*) Bei den Deutschen (baierischer Abkunft) der „Sieben Gemeinden“ um Vicenza heißt die Kröte: Hotze.

nur keinerlei Speise zu sich nehmen, sondern auch ohne Ausnahme das letzte Mahl ihrer Freiheit erbrechen.

Bis zum verhängnißvollen Tage gehen unter hundert wohl zehn und noch mehr, oft aber auch gar keiner zu Grund. Von den Leichnamen dieser nimmt dann der Froschfänger die Leber aus und bratet sie für sich

Jeder, der Thiere erlegt oder Kräuter sucht, hat eine vorgefaßte Meinung über eine fast wunderthätige Heilsamkeit von Theilen dieser oder jener seiner Beute. Solchen Aberglauben theilt der Froschler mit Jägern und Wurzlern. Der allerkränkste Mensch, sagte mir einmal ein solcher, kann und darf wenigstens noch von einem Frosch essen. Das Wirksamste bei diesem aber ist die Leber, welche indessen wohl von der Galle gereinigt werden muß. Ein Mensch, der im Fieber lag und dem Tode nahe war, hörte ich von den Froschjägern sagen, aß einige solcher Lebern. Sogleich rief er: „Jetzt bin ich wie neugeboren!“ stand auf und war gesund.

Kehren wir zu den Gefangenen im Keller zurück.

Am Tage vor dem Markt wird einer nach dem anderen aus der Truhe hervorgeholt und ihm der Leib unmittelbar über den Hinterschenkeln, so daß diese gerade noch durch ein Stück des Unterleibes zusammenhängen, mit einer Scheere entzwei geschnitten. Eßbar wäre ohne Zweifel auch der Vordertheil. Es wird indessen als zu mühsam und zu wenig lohnend betrachtet, von diesem sauber alle Eingeweide auszulösen und die Bauch- und Brusthöhle zu reinigen. Die Eingeweide müßten natürlich beseitigt werden, denn in denselben stecken Ueberreste von Käfern, Grillen, Heuschrecken und dergleichen. Freilich so gut die Eingeweide der Schnepfe wegen der Eingeweide-Würmer verzehrt werden, könnte auch das Gedärm der Frösche ein Artikel modischer Gourmandise werden. Denn,

wo's der Brauch ist, legt man die Kuh ins Bett, sagen unsere Bauern und auch in solchen Dingen ist die Sitte allmächtig. Item, man verspeist nur die Hinterschenkel. Diese aber werden, in Baiern je zwölf, in Tirol je fünfundzwanzig Schenkel an ein Hölzchen angesteckt, welches man hier Widl, dort Staberl heißt und auf dem Markte verkauft. Die für ständige Kunden bestimmten verdeckt oder versteckt der kluge Froschhändler mit einem Tuche, bis sie abgeholt werden. Denn es sind die fettesten und schönsten und würden die Anfragen und Ablehnungen zu vielen unnützen Worten Veranlassung geben. Unter diese ständigen Kunden gehören vor Allem die Klöster. Es erscheint der ehrwürdige Laienbruder in brauner Kutte mit seinem Korbe — die verborgensten Schätze werden enthüllt, denn die frommen Väter sind ihm Abnehmer seit vielen Jahren.

Als im Etschlande die Cholera wüthete, zogen die Bauern das Fleisch der Frösche aller anderen Nahrung vor und in jenen Tagen blühte das Geschäft so, daß sich ein geübter Froschler dreißig Gulden in der Woche verdienen konnte. Jetzt ist der Genuß dieser Waare ausschließlich auf die Fasttage, namentlich die vor Ostern, beschränkt. Da werden nun die Schenkel in Schmalz und geriebenen Brodkrumen gebacken, nach Art der Fische. Wer ein solches Gericht zum ersten Mal erblickt, ohne je von der Sitte Frösche zu verspeisen gehört zu haben, der wird schwerlich sich enträthseln können, was es mit diesen braunen, dünnen Knöchlein, die verwirrt übereinander liegen, für eine Bewandtniß haben mag. Das sieht aus wie Blattstiele oder wie die Füße von Bachstelzen. Aber auch in einer saueren Brühe, zu welcher Mehlnudeln gegessen werden, sind besagte Schenkel ein beliebtes Essen.

Dieses ist das Ende der Gefangenen.

Bis jetzt sprach ich von jenen Fröschen, welche mit Vorliebe bei Nachtzeit laichen und deßhalb mit Fackeln verfolgt werden und deren Namen schon auf die Zeit aller dieser Vorgänge, auf jenen Monat hinweisen, in welchem die himmelblaue Anemone und die rosige Daphne unter den noch entblätterten Bäumen blühen.

Diese Art der Amphibienjagd bleibt freilich nicht nur durch die Reize des Frühlingsanfanges, sondern auch durch die Fackeln und das nächtliche Getreibe von allen anderen die merkwürdigste. Indessen hören die Fasttage im Sommer gerade nicht auf und auch nach der Zeit, in welcher die ersten Blumen und die ersten „Würm" (Schlangen) gesehen werden, bleibt die Liebhaberei für Froschschenkel.

Nachdem diejenigen Märzner, welche den Fängern und ihren Fackeln entkommen sind, ihren Laich völlig abgesetzt haben — es geschieht dieß nur im stillen, niemals im fließenden Wasser — verkriechen sie sich dauernd unter den mehrmals angeführten Letten, in welchem sie früher zeitweilig vor den Händen ihrer Nachsteller eine willkommene Zuflucht gefunden haben. Es scheint in den Gewohnheiten der Frösche überhaupt mit einer gewissen Ordnung vorgegangen zu werden. Denn wie sie der Sitte treu bleiben, welche das Bauern-Sprichwort schildert: so lange nach Georgi (24 April) ruhig zu sein, als sie vorher geschrieen haben, eben so halten sie es überhaupt damit, daß sie sich sichtbar und unsichtbar machen. Man sagt ihnen nach, sie blieben so lange in ihrer Zurückgezogenheit sitzen, bis das Gras auf den Wiesen zu ansehnlicher Höhe gewachsen sei. Die Wahrheit ist, daß sie um jene Zeit zahlreich auf das Land kommen und sich überhaupt mit größerer Vorliebe zwischen den Gräsern als in den Tümpeln herumtreiben. In jenen Tagen des späteren Lenzes

und sonniger Lustigkeit taucht aber den Armen ein neuer und nicht minder gefährlicher Feind auf, als es die Hand der Menschen war, welche für die Ergänzung frugaler und nicht frugaler Fastendiners arbeiten. Im Grase ringeln sich die Ottern hin, die Ottern, welche den Flüchtling noch weit besser auch bis in seine Tümpel hinein verfolgen können, als es der Mensch vermag.

Während in diesen schon die Brut der Kaulquappen unbehelligt herumschwimmt, werden die Aeltern in den Irrgängen des blumigen Rasens von gefleckten Schlangen gehetzt. Der Froschjäger, welcher um diese Zeit seinem Handwerk bei Tag obliegt, hört dann nicht selten einen Hilferuf, welcher aus den langgezogenen Silben Kniuk! Kniuk! besteht.

Er eilt hinzu und sieht, wie sich ein Hinterfuß bereits im Schlunde der Otter befindet. Läßt er das Reptil gewähren, so wird allmälich auch der andere Fuß, sodann nach und nach der ganze Leib langsam in die Speiseröhre der gefräßigen Otter hinabgedrückt werden. Dieses geschieht aber, wie ich von Froschlern oft zu hören bekam, in solchem Falle fast niemals. Sie verscheuchen die Schlange mit demselben Stock, mit welchem sie sich derselben erwehren, wenn sie in den Tümpeln herumwaten. Der gerettete Frosch aber würde von ihnen verschont bleiben, auch wenn er sich nicht durch seine Freudensprünge mit außerordentlicher Schnelligkeit in ein sicheres Dickicht flüchtete. Denn dem Froschler graust es vor den Ottern, und er will von dem fettesten Frosch nichts mehr wissen, der einmal theilweise in ihrem Rachen gesteckt hat.

Unter der anderen Gattung Frösche, welche nach den Märznern verfolgt wird, sind keineswegs die auch städtischen Lesern bekannten grünen Laubfrösche zu verstehen, welche, als Wetterpropheten in Gläsern aufbewahrt, größere Achtung

genießen, als selbst der hundertjährige Kalender. Nicht diese werden verfolgt, denn sie sind zu klein, und die Ausbeute an Fleisch wird von den Froschlern so gering geschätzt, daß keiner daran denkt, sie im Schatten ihrer Gebüsche zu verfolgen.

Es sind vielmehr die sogenannten Mai'ner (Mai-Frösche), welchen man in der fraglichen Zeit nachjagt. Sie unterscheiden sich von den Märznern dadurch, daß die Weibchen fast völlig grün, die Männchen dagegen gelblich und schwarz gefleckt sind. In manchen Gegenden nennt sie das Volk auch kurzweg grüne Frösche. Ihre Anzahl ist eine weit größere, als die ihrer Vorfahren im März, und ich vermuthe, daß die meisten meiner Leser, wenn sie sich aus ihren Erinnerungen einen Frosch vorstellen, an diesen denken werden.

Die Art und Weise, welche man zur Erbeutung der Mai'ner anwendet, ist ganz die nämliche wie die oben beschriebene, wenn die umgebende Nacht in hellen Tag und das Fackellicht in Sonnenschein sich verwandelt denkt. In Pfützen, welche sehr seicht sind, wird wohl manchmal ein gewöhnlicher Rechen angewendet, mit welchem die Mai'ner auf das Gras herausgezerrt werden. Diejenigen, welche das thun, schneiden den Thieren gewöhnlich an Ort und Stelle die Hinterschenkel ab und werfen sie in das Wasser zurück, wo sie qualvoll verenden. Doch ist das immerhin eine Ausnahme. Die meisten Froschler tappen auf gut Glück in den Wassern herum, geben auf die Stellen Obacht, an welchen die Männchen „rusken" (schreien) und auf die Bewegung im Wasser, welche ihr Hineinspringen bezeichnet. Nur eine einzige Veränderung unterscheidet manchmal den Fang in jener Zeit von der Jagd nach den Märznern. Da sieht man am Ufer des Tümpels einen Froschler stehen, der eine Schnur ins Wasser hält, an deren Ende ein Heuschreck festgebunden

ist. Ein Frosch, der eben so mächtig geschrien hat, daß ihm erbsengroße Blasen zu Seiten seines Schlundes hervorgetreten sind, schnappt darnach. In seiner Gefräßigkeit merkt er nicht, wie die geübte Hand des Fängers ganz gemach und langsam zieht. Er läßt den Brocken nicht mehr aus seinem Schlund und urplötzlich merkt er vielleicht zu seinem Schrecken, daß er auf dem Trockenen sitzt. Dann wird er gepackt und wandert in den Rucksack. Die Angel wenden die Froschler bei dieser Jagd deßhalb nicht an, weil die Thiere, die bis zum nächsten Fasttage lebendig bleiben sollen, in der Regel an der Verwundung, welche ihnen durch das krumme Eisen zugefügt wurde, vorzeitig zu Grunde gehen. — —

Versetzen wir uns aus der sumpfigen Niederung wieder auf diese Höhe, so ist zuvörderst zu bemerken, daß die Nalser gern ihren eigenen Weg zu den Wasserfällen gehen, auf dem ihnen freilich nicht Jeder folgt. Sie steigen in die Schlucht hinein, um sich in der glasklaren Fluth zu baden oder den spärlichen Fischen aufzulauern, welche sich zwischen den Felsblöcken im seichten Wasser herumtreiben.

Prisian selbst kann nicht deutlicher gekennzeichnet werden, als wenn man es ein wälsch aussehendes Dorf nennt, welches in eine Gegend der Nordalpen versetzt, vertragen worden ist.

Wie dort rauschen von waldigen Höhen herab die Wasser, um die zischende Sägmühle perlt und braust es — Mühlstürze, Harzgeruch duftiger Bretter, Waldhauch — lauter Dinge, von welchen man sonst in den kahleren Thälern des wälschen Berglandes wenig verspürt. Doch kann selbst an der Thätigkeit der Säge im wasserdurchrauschten Dorf wahrgenommen werden, daß nicht weit von ihr entfernt die Rebe in warmer Luft reift. Denn es sind meist die dünnen

Latten der „Pergeln," welche der Knecht, mit Sägmehl gepudert, sorglich am Rande des quirlenden Baches aufschichtet. Am nächsten Tage vielleicht stehen diese schon am Abhange über dem Etschfluß, fest in den gelockerten Boden gerammt, und bilden mit ihren frisch durchsägten, schwefelgelben Fasern, an deren rauhe Oberfläche der Weinstock fest gebunden wird, einen grellen Gegensatz zu der rothen Mandelblüthe, deren lose Blätter vom leichten Winde auf sie hingeweht worden sind.

Zwischen Prisian und Tisens wird man die Wahrheit der im südlichen Lande verbreiteten Sage inne, daß hier das Paradies von Südtirol gelegen sei. In der That dünkt uns die frische Luft der Höhe und ihr allgegenwärtiges Grün, über welchem der Himmel so blau sich ausdehnt, wie über der heißen Niederung, alle Segnungen dieses Landes zu verheißen, in welche keine einzige der Beschwernisse störend dazwischen tritt, welche den Bewohnern des Etschlandes als die Schattenseite ihrer Heimath erscheinen. Die Sonne drückt nicht und der Blick ist frei. Der Schlern ragt wieder empor und die Fassaner Dolomite hinter den Föhren des Kollerner Berges, der rothe Absturz von Glaning und der Quarzporphyr über Terlan, das lange Passeier aber scheint erfüllt mit blauer Fluth des Duftes.

Nur noch das Dorf Tisens trennt uns von der schönsten Bergleite und dem für die Natur des Landes am meisten bemerkenswerthen Absteig die ganze Etsch entlang. Man verabsäume nicht, hier zum Adlerwirth hinzugehen, einem alten Hause, welches sein Wappenthier auf allen Stubenthüren zeigt, dessen Wände schön roth getäfelt sind und in welchem den Fremdlingen bessere Pflege zu Theil wird, als in anderen Herbergen des ganzen Höhenzuges.

Der Absteig gegen Lana genügt, um ein vollständig klares und typisches Bild vom Wesen der Berghalden im Etschlande zu geben.

Da scheint oft durch Rebendächer, unter welchen wir zwischen Zäunen dahingehen, das tiefe Thal herauf und das weiße Schönna vom Fuße des Jfinger — das Rinnsal des Flußes wird breiter, er verflacht sich in den Auen. Zwischen ungeheueren Kalkblöcken, durch welche ärmliche Wasseradern hinsickern, stehen Kastanien am steilen Pfad, der sich jäh zum Flusse hinabzieht. An der trockenen Halde selbst heben sich manchmal Stümpfe längst gefällter Bäume aus dem Geröll und zwischen diesen springen Ziegen umher, während weiter hinab zierliche Dirnen auf den Mauern stehen und den Rebstock an den neuen Pfählen befestigen. Oberhalb Lana hat sich wieder über der Dürre ein wenig jungen Waldes angesiedelt, an anderen Stellen aber ist nach wälscher Art alles niedergeschlagen und verödet und selbst das wenige Gestrüpp, welches hartnäckig seit dem letzten Sommer wieder zum Vorschein gekommen ist, wird vom Boden des einstigen Waldes fortgeschleppt, von einer Staubsäule begleitet.

Auch in Unter-Lana, wohin dieser ächt etschländische Steig hinabführt, ist der Friedhof ein „Gottes-Acker," im Sinne jener öden Verwüstung, die uns in der Todtenstätte von Bozen auffiel. Dagegen verlohnt sich ein Blick in die Kirche, deren Thurm getrennt als Campanile neben ihr steht. Von innen nehmen uns die vielfältigen Schnitzwerke, Glasmalereien, die glänzende Orgel in Anspruch, während draußen die viereckigen Löcher im Mauerwerk bemerkt werden, Spuren des eingesetzten Gebälkes, als man ein Gerüst aufschlug, dem Gebäude seine Festigkeit und die Linien jenes Kunstgeschmackes wieder zu geben, in welchem es vor vielen Jahrhunderten erbaut worden war.

Von hier bis Mitter-Lana rauscht der Bach zwischen Baumgängen und Wiesen, welche jetzt durch alle Herrlichkeiten des mächtigen Lebens geziert sind. Schon tauchen auch, südliche Zeichen, die breiten gemauerten Bildstöckeln auf, statt der bescheidenen nordischen Holztafeln.

Bald ist die stille Stätte des Kapuzinerklosters erreicht, an welcher Cypressen nach dem blauen Himmel weisen. Das hohe Kreuz mit den Marterwerkzeugen, welches über die Mauer emporragt, will von der Freudigkeit des irdischen Lenzes abmahnen, welcher Berg und Thal mit lebendigen Farben bedeckt.

Die merkwürdigste Stelle dieser endlosen Ortschaft Lana ist aber diejenige, wo man den Falschauer Bach durch seine Klamm aus Ulten hervorbrechen sieht. Man sieht die Wirksamkeit dieses Wildwassers am besten von der Brücke aus. Das weiße Geröllbett im Alluvialboden des Etschthales, die mächtigen Holzstützen, die Wasserleitung, die aus der Schlucht hervortritt, die über das „Gries" hin zerstreuten Häuser, die seltsame Verwirrung, in welcher die Gebäude zwischen den Wellen und dem Felshang stehen, das ist ein würdiger Schluß zu der Bilderreihe der Bergleite von Tisens nach Mitter- und Unter-Lana herab.

Das so gestaltete Aussehen der Landschaft setzt sich aber noch bis Tscherms fort, bis wohin noch manche Ansiedelungen zwischen den Trümmern des Granites stehen, der hier dem Porphyr des östlichen Etschufers gegenüber aufgethürmt worden ist.

Dort erhebt sich Lebenberg, die am meisten wohnliche von den großen Burgen des Meraner Bodens. Der behagliche Witz des Münchenerthums, welcher sich vornehmlich gern in mittelalterlichen Spielereien gefällt, hat dort oben überall seine Spuren zurückgelassen. Ueberall stehen Sprüche, denen man anmerkt, der Dichter habe sie in der Meinung verfaßt,

etwas im Geiste unserer mittelhochdeutschen Meister zu Weg zu bringen. Selbst der polirte Tisch des Rittersaales wird von solchen Reimlein umrankt. Dazu kommt ein Aufwand an Pokalen, Humpen und Wappen; auch ein mächtiger Stammbaum, welcher die ganze Wand einnimmt, kann nicht übersehen werden. Der Burghof, die Kapelle und dergleichen werden von Vielen angestaunt. Doch ist es weit schöner draußen im kleinen Gärtchen, hinter welchem sich ein grüner Anger und über ihm dunkler Wald hinziehen, zwischen den Rosmarinsträuchern und der großblumigen Paulowina. Dort erscheint, über dem zerstreuten Lana hin, das sonnige Eppan mit vielen weißen Punkten besäet und noch weit über ihm die grauen Kalkberge am obersten Laufe des Avisio, nicht minder glänzend von weißen Flächen.

Die Sonne, welche durch das Vintschgau herein ihren Abendschein auf die Stadt am Küchelberg geworfen hat, ist hinabgesunken. Hinter den großen Steindämmen, welche vor Marling den Lauf der Etsch bezeichnen, rauscht es lauter. Bis wir, vom Geplätscher der Wiesenwasser begleitet, den andern dunkeln Wall, die Baumkronen der Meraner Wassermauer, erreichen, schwimmt schon der Wiederschein zahlreicher Lichter auf der Passer, die aus den Fenstern der Frühlingsgäste jene lange Straße entlang leuchten. —

Wie überall von einem Berge aus der beste Ueberblick über die allgemeinen und einzelnen Züge einer Landschaft gewonnen wird, so verhält es sich auch mit dem Standpunkte, den man auf irgend einer der Spitzen, welche Meran umgeben, einnehmen mag.

Ich wählte zu diesem Behufe vorerst die Mutspitze, nicht als ob sie überhaupt die am leichtesten zu ersteigende oder auch die vergleichsweise lohnendste wäre, sondern

weil in jenen Apriltagen die Schneelinie an keiner anderen der hervorragenden Höhen schon so hoch hinaufgerückt war. Wenn man die Lage dieses sonnigen Gipfels, der über dem Schlosse Tirol emporragt, ins Auge faßt, so wird man es begreifen, daß hier die Wärme mächtiger war, als auf seinen Nachbarn, dem granitenen Ifinger oder der Porphyrkuppe des Laugenspitz. Diese stecken noch tief im Schnee und wenn die Mittagstrahlen an den Hängen über Tirol schon von lebensgrünen Matten aufgesaugt werden, wirft sie dort die weiße Kruste durch bläuliche Dunstdämmerung zurück.

Aus meinem Büchlein, der „Frühling von Meran", in welchem das Weitere über mancherlei Erscheinungen dieses Thales nachzulesen ist, nehme ich den Anblick der Brunnenburg heraus, an welcher unser Weg vorbei führt.

Unter der Brunnenburg sind es Schätze eigenthümlicher Art, welche der Maler entdeckt. In den Gegensätzen von Geröll, Fruchtbäumen und wasserüberrieseltem Rasen liegen die Vorbilder einer umfangreichen Gemäldesammlung.

Da erhebt sich, um ein Beispiel aus diesem Wirrsal heraus zu greifen, über zwei mächtigen Felsblöcken ein Kastanienbaum. Die Blöcke sind mit Farrenkräutern bedeckt, von welchen die lebendigen grün und kräftig aufragen, die todten braun herabhängen, die Wurzeln des Baumes aber haben sich in den Zwischenraum der Blöcke eingekeilt. Rings herum breiten sich die hohen Halme des Frühlingsgrases und schwankes Vergißmeinnicht aus, mitten unter den Aepfelbäumen hat sich eine dunkle Fichte angesiedelt und außer der schrillen Glockenstimme vom Dorfe Tirol herab wird nur das leise Sickern des trüben Wassers vernommen, welches launenhaft seinen trägen Weg unter den Blöcken hindurch zu Thal sucht.

Noch seltsamer freilich sieht es in den Trümmern der Brunnenburg selbst aus.

Wenn man die Felsen überklettert hat, von welchen hier die angeschmiegten Reben das Zurückwerfen der warmen Strahlen erwarten, so erblickt man die blühenden Kellergewölbe. In den Tiefen einstiger Verließe waltet der unsterbliche Frühling und Citronenfalter flattern über neu entfalteten Knospen, wo vor Jahrhunderten die Fledermaus durch die Nacht huschte. Der weit gespannte Bogen eines Fensters, von welchem aus sonst die Bewegungen der Feinde erspäht wurden, erscheint uns jetzt wie ein absichtlich hier aufgestellter Rahmen, der das Bild des maigrünen Etschlandes einfaßt. In einem der viereckigen Löcher, in welches sonst die Balken der Sitzbänke eingerammt waren, hüpft eine gelbe Grasmücke hin und her, um eine Beute aufzupicken, welche die Laune des Windes heraufgetragen hat. Der Thurm, an der einzigen zugänglichen Stelle als Abwehr gebaut, hindert den kletternden Eindringling nicht mehr und an der Stelle, an welcher vielleicht Wurfgeschoße aufgeschichtet lagen, hängt — vom spöttischen Zufall hineingepflanzt — die kugelige Blüthe des wolligen Schneeballes.

Wir steigen am Schloße Tirol vorbei, uns einen besonderen Besuch für bequemere Tage versparend. Für jetzt genügt uns der sonderbare Anblick, welchen das hölzerne Dach an seinem Fuße bietet, das die Aufgabe hat, den brüchigen Berg, eine völlige Erdpyramide, vor dem Verwittern zu schützen, dessen Fortgang die Grundmauern des volksthümlichen Castelles gefährden könnte.

Von da muß man über steile Ackerwege, an Waldsäumen und an Wiesen hin, stets jäh ansteigend, das einsame Haus

beim „Unterlipp" zu erreichen trachten, von wo aus der Weg nach der steilen Spitze nicht mehr verfehlt werden kann. Es sind ganz andere Wege nach dem Höhenrücken hier im Süden, als die Pfade, welche auf die Scheitel der nördlichen Alpen führen.

Hier ist zum Beispiel, wie wir es auf den Bozener Saumwegen gesehen haben, der Weg bis nahe unter die Spitze in einem Zustand, welcher das Aussehen einer engen, verkümmerten Fahrstraße hat. Auf diesem Wege, dessen Boden überall flache, glatte, große Steine bedecken, holen die Bauern während des Winters ihr Holz von den höheren Hängen auf Schlitten herab. Wenn auf diese Weise Verirrungen nicht leicht möglich sind, so haben diese Wege gegen die schattigen, von leichtem Geröll, Tannenwurzeln, Kuhtritten, vermoderten Prügeln gekennzeichneten Steige auf den unteren Abhängen der Nordalpen den schweren Nachtheil der Glätte voraus, welche im Frühling noch ungemein durch die vertrockneten Nadeln der Lärchen vermehrt wird, die von den Winden auf die flachen Steine hingetrieben worden sind.

Auf diesem Steige geht es so über schlüpferige Steine hinan meist durch stark gelichteten Wald, der mit seinem Mangel an ergiebiger Humusschicht, seinem dürren Moos, der Oede des Bodens, auf welchem nicht Farrenkräuter, nicht Gestrüpp und Blüthen den dichten Boden bedecken, wie im schatten- und quellenreichen Norden, keineswegs dem Eindruck entspricht, den der Fremdling erwartet. Erhebt sich ein starker Wind, so staubt es mitten in einem solchen Forste und die Qual des Steinpflasters, wie es der Bergsteig bietet, läßt uns manchmal vielleicht ganz vergessen, daß wir uns unter dem ausgedehnten Himmel einer Berglandschaft und auf dem Wege nach einem weit schauenden Gipfel befinden.

Auf diesem Wege kommt man nahe am Mittermut-Hofe vorüber, der mit seinen Nachbar-Gehöften eine Art von Ansiedelungen darstellt, wie sie nur an den steilen Grashängen des Etschlandes gefunden wird. Die Leute haben rings um sich herab eine abschüssige Ebene, auf welcher ihr Haus den einzigen Raum darstellt, in welchem ein Mensch horizontal liegen kann. Gegen das Abstürzen über die Halden hinab schützen hier Zäune, noch mehr aber das wunderliche Walten des Zufalls, welcher meist die Kinder beschützt, die rings um die Schwelle überall auf eine schiefe Ebene treten, deren Neigung erst mit dem tiefen Tobel endigt, in welchen sie abstürzt. Es ist ein einsames Leben da oben in der winterlichen Luft an der grasigen Wand, an welcher die Hütte hängt, wie ein Wespennest am Felsblock und hinter den Gittern der winzigen Fenster, aus welchen jetzt ein neugieriger Kinderkopf auf den Fremden und in das tiefe, blaue in Blüthen prangende Meraner Thal hinabschaut.

Auf den Bergen wohnt Freiheit. Während dort aus der Tiefe der Meraner Pfarrthurm, um den sich jetzt unten geschäftiges Leben des Marktes herumtreibt, als Zeichen bürgerlicher Gesittung emporstrebt, sitzt da oben ein Knabe des Mittermut-Hofes ohne Hemd und ohne jegliche andere Umhüllung, als die seiner Haut, auf einem Lärchenstamm in der Sonne, die hier warm vom Gemäuer zurückgeworfen wird.

Eben diese Haut zeigt, daß es kein seltenes Vergnügen ist, dem er sich da hingibt, weil sie auf ihrer ganzen Oberfläche die nämliche braune Farbe zeigt, welche dem Gesicht ein gesundes Ansehen gibt.

Obwohl die Knospen auf dieser Höhe sich noch nicht erschlossen haben und der weiche Boden davon Kunde gibt,

daß nicht gar lange Zeit seit dem Verschwinden des Schnees dahin gegangen ist, so macht sich die Wärme wohl fühlbar und mancher Schweißtropfen fällt auf die Steine, über welche der Fuß, von trockenen, glatten Fichtennadeln zum Gleiten gebracht, nur mit Anstrengung weiter schreitet.

Es ist ein so steiler und mühseliger Weg in dem ärmlichen Walde, daß Niemand, welcher von unten die Erhebung der Glimmerschiefer-Rücken überschaut, den Winkel zu schätzen im Stande ist, in welchem sie gegen das Tiroler Schloß abfallen.

Endlich hört der Baumwuchs auf und der Blick fällt nach jenseits in die Schlucht des Spronser Thales, von dessen ziemlich kahlen, hie und da von büschelähnlichen Baumgruppen, Steinrissen und Schneeflecken unterbrochenen Abhängen ein ansehnlicher Wasserfall sich weißlich, wie die Ueberreste der Lawinen, in die Tiefe zieht, welche nicht von allen Stellen unseres Bergrückens aus gesehen werden kann. Die meisten Bäume an jenem Gehäng stehen nur mehr auf vorstehenden Felsstücken, auf welchen man sie gelassen hat, weil sie hier am besten das feindliche Geröll abhalten und die der Deckung würdigen Oertlichkeiten stärker befestigen.

Gegen Sprons hinab ziehen sich vom Rücken des Mut-Berges, wo sich jenes Thal zum ersten Male zeigt, Legföhrenstände und anderes Nadelholzgestrüpp, durch welches man sich eine ziemliche Strecke vorwärts arbeiten müßte, wenn man vorgeneigt die Sohle des Thales erspähen wollte.

Von unten aus sah man über den Rücken unseres Berges einen langen Schneestreifen sich gegen die Spitze hinaufziehen und konnte deßhalb vermuthen, man müsse dieselbe, in der weichen Masse watend, erklimmen. Hier aber erkennt man den Irrthum und sieht, daß der weiße Streif nichts

ist, als der äußerste Saum eines Schneelagers, welches auf der Nordseite der Berghalde bis zu der Linie hin aufliegt, auf welcher es von der diesseitigen, südlichen Sonne erreicht wird und sich also wegen der Krümmung des Rückens denen im Meraner Thale nur als weißer Streifen zeigt.

An diesem etwa eine halbe Klafter hohen Schneelager geht man aber vorbei, dem Gipfel entgegen und die Füße treten nur auf das trockene, verfilzte, glatte Gras, von welchem der Schnee erst seit wenigen Tagen weggeschmolzen ist. Dieser Grasboden, auf dessen von der Schneelast des Winters zu einer gleichförmigen, glasblanken Masse zusammengedrückten Oberfläche man vorsichtig gegen die Spitze ansteigt, ist jetzt fast gefährlich zu begehen. Denn Demjenigen, welcher auf ihm ausgleitet, bietet sich, wenn er über die jähen Anger hinabrollt, kein Halt, an welchem er sich im Sturz erhalten könnte, wie etwa vier Wochen später, wenn aus der grauen Fläche schon die neuen Halme emporragen.

So gehen wir am Schnee hin, von dumpfer Hitze gequält, die uns veranlaßt, manchmal von den kühlen Krystallen zu naschen oder das Taschentuch mit Schnee zu bestreuen und uns damit die glühenden Wangen zu netzen. Erst auf dem Gipfel kommen wir in das Bereich der kalten Luftfluth, die vom Alplatscher Ferner und den Zinken des Oetzthales herüber fließt. Das Kreuz steht auf dem scheinbar niedrigeren Kofel und von hier ist es, daß wir den Aufbau der Meraner Höhen und die Lagerung der Thäler betrachten wollen — von hier, den verwitterten Felsen aus, die erst ganz oben aus dem Rasen hervorbrechen, den Zinnen mancher der Burgen des Thales gleich, deren Mauern bis oben an unter Epheu und anderem unsterblichen Grün verschwunden sind.

Zur Rechten sind die höheren Nachbarn unseres Gebirges, Tschigat und Zielspitze, tief verschneit und jenseits des grünen Vintschgau die Giebel von Laas und Martell. Näher überschauen wir die Kuppe des „geisterhaftigen" Vigili-Joches, wie es Beda Weber nennt, das kleine Kirchlein auf seinem Gipfel, hinter welchem der „Jochner" seinen saueren Wein kredenzt.

Dann kommt die Etsch und ihr Thal. Der Schotter ist von Wiesengras, Obstbäumen und Weingeländen bedeckt. Im Süden steht die himmelblaue Reihe der Porphyrberge am oberen Laufe des Avisio und links der Schlern, welcher die Möltener Hochflächen überragt. Hinter Hafling erheben sich die Kalkansammlungen, welche wie eine Kuppe auf jene Flächen aufgesetzt erscheinen und vor Hafling, dort, wo die Porphyrhöhen jäh gegen Meran abstürzen, der heiligen Katharina Kapelle. Zur äußersten Linken steht vereinzelt der helle Ifinger da und noch heller glänzt über seinem lichten Granit der späte Schnee.

So beschaffen erscheint das Becken, in welchem die Ziele unserer nächsten Wanderungen liegen. —

So wie wir dieselben vom Berge herab vor uns ausgedehnt haben liegen sehen, wollen wir sie auch unten auf den schon von Blüthen bestreuten Wegen heimsuchen.

Wir gehen auf dem Forster Wiesensteige gegen die gleichnamige Burg hinaus, die westlichste im Meraner Becken.

Ich schicke voraus, daß man jeden der künstlichen Gräben, welche durch die Wiesen gezogen sind, um den Gräsern des warmen Thales Wasser zuzuführen, „Wall" nennt. Der bedeutendste aller Wälle des Meraner Bodens ist der

Haarwallbach, welcher aus Wassern zusammenfließt, die von den Gratscher Höhen herabkommen.

Es ist ein Apriltag, aber schon schlagen zwischen den hohen Getreidehalmen um den Haarwall die Wachteln; das gelbe Geäst der Weiden ist hinter frischen Blättern fast versteckt, Grasmücken zwitschern, der weiße Schneeball wiegt sich an kurzen Zweigen und das milchige Wasser des Baches führt den Schnee seiner Höhen der lauten Etsch zu, die dort unwillig um die Biegung des Marlinger Berges herumlärmt.

Im Bache stehen ein Knabe und ein Mann. Der erstere geht der Strömung entgegen und schlägt mit einem Stabe ins Wasser, der andere steht gebückt weiter oben und hält ein Netz quer durch den Bach, in welchem sich die Forellen fangen sollen, welche die Schläge des Jungen verscheuchen. Draußen aber am Ufer zwischen den Vergißmeinnicht und Ranunkelblüthen hat ein Gefäß das hohe Gras niedergedrückt, in welchem die eingefangenen Fische unbekümmert aufschnalzen.

Wir gehen auf denselben Fußstapfen, die unseren Weg durch die grüne, sommerliche Weise bezeichnen, zurück und setzen unseren Weg nach der Burg fort.

Der weiße Mond hängt hoch am Himmel, an Glanz der dämmernden Mendel ähnlich, deren Schnee in den Streiflichtern des Frühlingsnachmittages silberhaltigem Gold gleicht, — die Cima di Lagorei, zu der wir einst vom Felsenkeller bei Predazzo vergnügt emporgesehen haben, schaut hier in den auflebenden Frühling, der nach jenem Herbste erschien und von den Pappeln, deren Blätter dort gelb zur Erde fielen, fliegen hier die weißen Flocken auf die breiten Feigenblätter herab, deren Stamm sich gekrümmt an dieses Gemäuer geflüchtet.

Bärtige, bleiche, hüstelnde Männer, welche uns entgegenkommen, tragen den Sonnenschirm, außen gelb, inwendig grün, welcher zu Meran seinen Inhaber als einen lungenkranken Fremdling kennzeichnet; die thörichte Nachahmungssucht wehrt ihm die Sonnenstrahlen vom Antlitz, die sich ihm gern wohlthätig anschmiegen möchten. Wenn man die Scala menschlichen Unverstandes überschaut und etwa den Sonnenschirm im Meraner Frühling als das Hitzeextrem, die Fernerkuren der Vintschgauer Bauern, die sich in Gletscherklüften aufhalten, als das der Kälte feststellt, so erhält man eine Abstufung widersinniger Handlungen, bei welcher die hunderttheilige Leiter nicht mehr reicht, sondern zu deren Darstellung man zu höheren Ziffernreihen greifen müßte, um zu erfahren, wie viele sonderbare Dinge die Menschen von ihren „Kurorten" erwarten.

Die Burg Forst steht rundlich auf einem Felsen und stellt schon von außen ein Gebäude dar, welches jeden Zoll des vorhandenen Bodens benützt, um ein durchweg selbstständiges und einziges Gepräge zu zeigen. Völlig unbeschreibbar ist aber das Wirrsal des Innern, in welchem sich Menschen verschiedener Berufsart, Werkstätten, eine Schule und auch Thurmfalken innerhalb des Hofes angesiedelt haben, der von schwarzen, gelben und grauen Mauern umgeben, durch seltsam gebrochene und verzerrte Sonnenstrahlen beleuchtet wird. Es fehlt nur noch, daß man den Fremdling in die Stube führt, an deren Decke zwei blaue Kreuze nach der Aussage der Inwohner die Ermordung eines „Grafen" bezeichnen, und in die rußigen Rumpelkammern, deren schwarze Oeffnungen wie die Zellen eines Gefängnisses ringförmig dem Lauf der offenen Geländer entlang an den Stockwerken gähnen, um sich mehr und mehr zu verwundern.

Mir zeigte das Alles ein armer Schmied, der seine Wohnstätte hier aufschlagen mußte, weil die Meraner sein lärmendes Gewerbe in ihrer Stadt nicht dulden. Die guten Bürger thuen das nicht aus eigener Weichlichkeit, wie weiland die Sybariten, welche in ihrer Verdauung nicht gestört sein wollten, sondern aus Mitgefühl für den Morgenschlaf der Fremdlinge, die in ihren Mauern beherbergt werden.

Mehr noch als die Burg wird das Bräuhaus besucht, welches sich in geringer Entfernung davon in den Felsen eingenistet hat. Durch die lichten Zweige der Trauerweide schaut dort in den kühlen Schatten der Ifinger herein, der von allen Meraner Bergen am längsten in der abendlichen Sonne leuchtet. Auch alle die weißen Ansiedelungen auf den Hängen zwischen Algund und Tirol treten hier schön vor das Auge und der Schatten der Bergwand wird geschätzt, wenn man in das Zittern der sommerlichen Schwüle hinausschaut und etwa einen glühenden Tisch anfühlt, der jenseits seines Randes unbedeckt im freien Lichte steht.

Von hier ist es nicht weit nach Marling, zu welchem man schließlich von der Etsch aus, die sich hart an den Berg andrängt, auf Staffeln hinansteigt, die in das morsche Glimmerschiefer-Gestein gehauen sind. Rückwärts gewendet ergötzte ich mich da vornehmlich in jenen Frühlingstagen am Anblick des weißen Jaufen, der Passeier wie eine leinene Wand im Theater abzuschließen scheint und mit seiner Schneehülle in jenen Wochen noch durch die ferne Aehnlichkeit mit mächtigen Gletscherwällen dem Thale einen seltsamen Zug von Wildheit gibt.

In der Nähe freilich auf dem Geröll des verwitterten Glimmerschiefers sonnen sich zahllose Eidechsen, haben sich

aus dem unscheinbaren Gehölz der Rebe die schimmernden Blätter hervorgedrängt und liegen die abgefallenen rothen Blüthen des Pfirsichbaumes auf den neuen Latten — so daß man immer mit Verwunderung nach dem Jaufen und seiner weißen, bis zum Fuß herabgezogenen Decke schaut, die solcher Wärme zu widerstehen vermag.

Marling ist wie manche Dörfer der Umgegend eine Ansiedlung, welche nicht durch die Vorderstirnen der Häuser und ihre der Gasse zugewendeten Seiten, sondern durch die dunkleren und mehr versteckten Gegenden derselben unsere Aufmerksamkeit erregt. In diesem Gewirr von rußigen Mauern, schlechten, freien Treppen, Düngerhaufen, über den Hof hingespannten Mauerbogen, Schweineställen, Kindern, die sich wälzen, Müttern, die den Sprößling auf dem Rücken tragen, Feigenbäumen und Bettlern findet der Maler geeignete Stoffe, aus welchen er ein Bild von allgemeiner Bedeutung für die Eigenthümlichkeiten etschländischer Dörfer zusammensetzen kann.

So oft ich nach Marling kam, kehrte ich in der Rose ein, welche freilich keine der oben genannten Eigenthümlichkeiten aufweist, dagegen von so sanften und gutmüthigen Menschen bewohnt wird, wie sie selbst unter den Bauern des Etschlandes auffallen. Nicht selten betheiligte ich mich bei ihrer gemeinsamen Mahlzeit, der großen Schüssel mit Blentenknödeln, woran sie stets ihre Freude hatten oder warf mit dem Ring, der an einer Schnur von der Decke herabhängt, nach dem Haken, der im braunen Getäfel des Zimmers angebracht ist. Leider hatte ich zu Unterredungen mit den Ehehalten gar nicht die richtige Zeit des Jahres gewählt, denn sie waren fast immer draußen beim „Türkbauen“ und

oft, wenn ich bei Tage zusprach, konnte ich meine Wißbegier nur mit der Betrachtung des „Ingeräusches“ im Hause stillen, wie man im Etschlande mit einer derben, aber in Wirklichkeit dichterischen, Bezeichnung diejenigen Dinge nennt, welche bei der gebildeten Welt „Meubles“ heißen.

Weiter Etsch abwärts wird Tscherms erreicht, welches zu schildern ich nur die Worte zu wiederholen hätte, die ich oben den wenig verborgenen Schönheiten Marlings gewidmet habe. Freilich nimmt sich das Alles im Frühjahr am merkwürdigsten aus, denn zu keiner Zeit ist der Gegensatz zwischen dem hinfälligen Mauerwerk, den trümmerartigen Häusern und dem allmächtigen Leben größer, als zu der, in welcher die Hänge in neuen Farben glühen und die Erde von Saft und Grün, von Duft und Wärme überfließt.

Auch in Tscherms fand ich bald meine Stätte, an welcher ich von den Wanderungen in den Erlensümpfen, den Verzweigungen des Mühlbaches und den Altwassern der Etsch, die gerade hier zwischen dem Abhang und dem Flusse eine große Strecke des Grundes einnehmen, auszurasten pflegte. Es war eine Schenke, durch dürres Laubwerk über der Thüre gekennzeichnet. Neben dieser setzte ich mich gern auf einen Holzstamm, der auf dem Rasen lag und weidete die Augen in dem Meergrün der mächtigen Halme, die nebenan schon in den Tagen des Ostermonates mit ihren Spitzen die „Pataunen“ erreicht hatten, auf welchen die Reben liegen. Ueber mich beugte sich nebenan der Feigenbaum, an welchem zu jener Zeit schon die Früchte in Gestalt nußgroßer Wülste zu sehen waren. Die gute Wirthin aber stand dabei und betrachtete mit Behagen unsere Freude an der Ueppigkeit ihrer Aehren und Reben.

Am meisten fallen hier drüben auf dem östlichen Porphyrgebirge die beiden Burgen Katzenstein und Fragsburg in die Augen.

Wir gehen über die Lanaer Etschbrücke.

In dem fast langsamen, tiefen, ringelfluthigen Gewässer, das sich träg unter ihr hindurchdrängt, erkennt Niemand den Fluß wieder, welcher eine Stunde weiter oben, bei Forst, sich hoch aufbäumend in immerwährenden Stürzen durch die Felsblöcke seines Bettes zwängt.

Auf der nach Bozen führenden Straße angelangt wenden wir uns nordwärts, bis uns der Wegweiser nach Trautmannsdorf und Katzenstein winkt.

Auf dem Wege dahin haben wir allerlei Bekanntschaften gemacht. Der Eine trägt eingefangene junge Wildtauben in die Stadt, der andere ist ein Gaisbube, welcher im Walde Becher aus Birkenrinden angefertigt hat und mit ihnen sein Heil auf dem Markte versuchen will. Merkwürdiger aber als diese ist der Galtviehhirt von Reschen im Vintschgau. Dieser, ein zerlumpter Kerl, ist von besagter Gemeinde für den anbrechenden Sommer in der angeführten Eigenschaft angenommen worden, was ein Zeugniß besagt, welches er den Vorübergehenden vorzeigt. Wenn man die Mühseligkeiten eines vier- bis fünfmonatlichen Hirtenlebens im dortigen kalten Gebirge bedenkt, so kann man sich nicht wundern, daß er sich vorerst die noch freie Zeit durch tägliche Räusche zu erheitern trachtet, deren Zustandekommen er den milden Gaben derjenigen verdankt, welche sein Zeugniß lesen. Das Merkwürdigste, was er mir aus seinem Hirtenleben erzählte, schien mir, daß er auf seiner Alpe den Lämmern rothe Lappen anheften muß, um die Geier zu erschrecken.

Hie und da ruht Einer von seiner „Wasser"-Arbeit in den Weingütern oder Wiesen aus. Er hat den ganzen Vormittag die Brettchen, welche die rinnende Fluth aufhalten und dieselbe zwingen, sich über diesen oder jenen Grund zu verbreiten, in verschiedene Rinnsale gesteckt, jetzt aber knieet er unter einem schneeweißen Kirschbaume vor der blechernen Schüssel, welche die mächtigen Knödel enthält.

Von solcher Staffage angeregt erreichen wir ansteigend endlich die kleine Bergterrasse, auf welcher Burg Katzenstein liegt, von außen durch seinen Ziegelbalkon und seine halb moreske Façade nicht ohne feudalen Anstrich, innen aber eine wüste Bauernwirthschaft, wie es deren hier so viele in alten und neuen Gemäuern gibt, die ein schloßähnliches Ansehen haben. Die Verblendung des Ritters von der Mancha, dem die Bauern in seinen Castellen oft so übel mitspielten, wäre hier eine gar begreifliche gewesen. Auch auf dem Katzenstein haben die Inwohner mehr Sinn für Polenta und Weizen, als für die Ueberlieferungen aus den Zeiten der mächtigen Dienstmannen von Tirol, Rudolf und Diepold von Katzenstein, welche vor vierhundert Jahren in diesem Gemäuer hausten. Auch ist ein Weinschank in einer der verlotterten Stuben eingerichtet, wodurch die Aehnlichkeit mit mancher anderen herabgekommenen Burg auf dieser Seite der Etsch vervollständigt wird.

Was man vom Katzenstein aufwärts gegen die Fragsburg hin sieht, ist so eigenthümlich und für das Wesen der Landschaft des Etschthales bezeichnend, daß wir gern bei jeder Einzelnheit verweilen.

Man kann, um nach der Ansiedelung des Hallbauern und von dieser zur Fragsburg zu gelangen, den steinigen

Saumpfad einschlagen, welcher in weiter Abschweifung gegen Süden hinauf führt, oder auch quer durch die Wiesen ansteigen, einer braunen Mühle zu, die am grasigen, steilen Abhang hängt. Die Räder derselben werden von einem trüben, kärglichen, lauen Wasser getrieben, einem jener zweifelhaften Schlammbäche, welche eine besondere Eigenthümlichkeit des Porphyrgebirges sind Es ist schwer, in solchen verlassenen Hütten — das Räderwerk klappert im Innern desselben — um die Fortsetzung des Weges zu fragen, denn nicht selten übertönt das Gebell der verborgenen Wächter die Antwort des Bewohners, der scheu seinen Kopf hinter irgend einem winzigen Fensterrahmen hält. Indessen mag man hier die Mühle rechts oder links umgehen, man wird immer dem prächtigen Baumanger zusteigen, in dessen Mitte das Gehöfte des „Hallbauern" liegt.

Es ist, wie gesagt, zu Anfang des Aprilmonates, aber schon sind die Rosen im Garten übergequollen und die Flammen aus dem grünen Kerker befreit. Der Bux verbreitet in der heißen Sonne den eigenthümlichen Duft, wegen dessen er von Vielen gemieden wird und die blonden Haare der schönen Anna, welche die schönste Zier des Gartens ist, glänzen wie das Gold des Pfeiles, womit sie deren Wellen zusammenhält.

An einem solchen Orte sollte es nicht nothwendig sein, daß sich der Fremdling gegen die neugierigen Fragen derjenigen zu vertheidigen hat, welche nicht begreifen wollen, warum er nicht lieber in der „schönen Kammer" oben raste, als da herunten und daß er vielleicht durch sein Verlangen nach einer Bank oder einem Tisch, welche in den Garten gestellt werden sollen, die guten Leute in Verlegenheit setzt. Dort

unten ist das blühende Etschland und hinter ihm die weißen Coulissen von Ulten, die gegen Süden immer näher aneinander rückend, sicherlich den Blick auf wunderbare Weise anziehen. Fast will es den nordischen Fremdling schon wieder aus der Schwüle der dichten Luft hinüberziehen in das Hochthal, von dessen schneeigen Wänden kühle Winde und schäumende Stürze sich in die engen Klüfte senken und auf dessen südlichsten Gefilden in diesem Augenblicke der Wanderer im Schnee die Fußstapfen seines Vorgängers sucht. Ist er gesund, so bin ich gar nicht im Zweifel, daß er den nervenstärkenden Winternebel und den aufregenden Hauch, der aus dem bereiften Lärchenwalde dort drüben weht, für eine Weile wohl gegen die Strahlung an den dünnen Fichtenständen und dem rothen Gestein da herüben vertauschen möchte. Ist er krank, so wird er sich glücklich preisen, daß ihm hier die sonnenliebende Rose entgegenlacht und sich, bei einem Blicke in die Fernen von Ulten, mit jenem vergleichen, der vom behaglichen Herde auf die frierenden Reisenden schaut, die im eisigen Gestöber vorüberfahren.

Immerhin aber wird das weiße Thal und seine duftigen Verschiebungen auf jeden Menschen einen mächtigen Eindruck hervorbringen, wenn er um sich herum selbst keine andere weiße Farbe gewahrt als die der Kirschbäume, um welche die Bienenvölker lärmen, wie ein ferner Wasserfall.

Der Hallbauer ist eines jener Bauernhäuser, wie man sie häufig in der Nähe von Orten findet, welche vielfach von Fremden besucht werden — ein Mittelding zwischen einem mäßig bestellten Wirthshaus und einem Bauernhof, Versammlungsort von einheimischen und fremden Vergnüglingen und ein beliebter Platz für Gelage, welche in die Nacht verlängert werden, für Tänze und Citherspiel. Es ist dieß in

Wirklichkeit der einzige Ort der Umgegend, wohin sich manchmal die Fröhlichkeit flüchtet. Freilich wird derjenige, welcher das Treiben der Jugend und die Sitten am Rhein kennt, hierin nichts finden, was ihm zu Bemerkungen Veranlassung gibt, wie ich sie von Anwesenden hörte: denn solchen erscheint ohnehin das blühende Thal wie ein weiter Klostergarten.

Es ist jetzt Frühjahr und die Bäche schäumen mit ganz anderer Kraft unter dem Schatten des jungen Laubes hin, als später, wenn einmal die Cicaden ihren Gesang begonnen haben. Es scheint mir möglich, daß derjenige, welcher im Sommer diesen Berg ansteigt, wohl noch den Schatten, nicht mehr aber die weißen Wasser wahrnimmt, die jetzt durch die Baumanger um das Gehöfte rauschen.

Vom Hallbauern kann man abermals, wie vom Katzenstein herauf, den Zickzackweg der Reiter umgehen. Aber die Steilheit dieses kürzeren Pfades hat sich mit der höheren Lage gesteigert und wir schreiten im Geklipp eines Gießbaches hin, der so jäh und mächtig in einem nicht unbeträchtlichen Einschnitt thalwärts rauscht, daß er uns in diesem trockenen Gebirge, dessen Wasser sonst so zahm ist, vielleicht in Verwunderung setzt. Doch muß ein großer Theil des Eindruckes dem Frühling und seiner Frische zugeschrieben werden. Denn oben auf den Haflinger Höhen, dem „Oberhauser Knoten" und den Kuppen über Flas hin liegt noch Schnee, welcher den Reichbach speist und die anderen Wasseradern der rothen Wände.

Der Bach in diesem Felsentobel kann aber auch ganz verschwinden, je nachdem die Klause im kleinen Weiher oben nach dieser oder jener Richtung gestellt wird.

Neben diesem steht eine alte stumme Säge im Föhren-

wald und rings herum dehnt sich eine ebene Fläche, eine Terrasse, unter den höheren Bergstufen hin, wie unten um den Katzenstein. Von diesem Boden, auf welchem der trübe Weiher liegt, hebt sich gegen das Etschland vortretend ein von dichten Bäumen bedeckter Bühel ab und auf diesem steht das Gemäuer der Fragsburg, von den Nadelzweigen fast versteckt, die Wipfel aber überragend.

Ich habe mich des Meraner Thales nie so gefreut, als wenn ich es von diesem Föhrenwald aus betrachtete. Da lag es unten in seiner Schwüle, in welcher die edlen Säfte heranreifen und hier oben ging ein ganz anderer, kühlend wohliger Hauch durch die harzigen Wölbungen. Fast kein Laut wird da vernommen, denn aus dem Thale dringt in solche Höhe und Entfernung nichts mehr herauf und selbst das Geräusch unserer Schritte wird durch die Lagen erstorbener Nadeln auf dem ebenen Boden gedämpft.

Hie und da gehen weite Gänge durch das Gehölz, links und rechts die grünen Wände der Zweige, im Norden die blaue Dämmerung der Mutspitze und hinter dem Rücken das graue Gemäuer der einsamsten Burg des Etschlandes. Wer Stille und Oede liebt und aus ihr den Fernblick in die lebende, ringende und verlangende Welt, der komme da herauf. Keine Vogelstimme — diese ist überhaupt mit Ausnahme des waldreichen Ulten ein seltener Klang auf den Höhen und in den Thälern des Landes, weil die Bewohner allen Fittigträgern nachstellen, um sie zu verzehren und selbst die Tage der Thurmfalken auf Forst gezählt sind — kein Laut menschlichen Treibens unterbricht die wunderbare Ruhe dieses Waldes und gewiß ist das einzige Menschenwerk, das durch die Fichtenstämme hindurch erscheint, das Mauerwerk

der Burg, eher geeignet, an die Nichtigkeit als an die rührsame Macht unseres Geschlechts zu erinnern.

Ich bin nicht der Meinung Beda Webers, daß sich „das Alles im gediegenen Bilde lieblichst ausnimmt", sondern glaube vielmehr, daß sich hier eine Laune der Natur körperlich ausgeprägt hat, welche der Stylist des „Land Tirol" zu begreifen außer Stande ist.

Die Ache, der Bach, welcher wohl vom Geräusch der Fichten im Wehen zu unterscheiden ist, wird von Zeit zu Zeit vernommen, nicht minder eine Hinweisung auf Gedanken, die uns von den gewöhnlichen Empfindungskreisen weit wegtragen. So hoch der kühle Wald mit dem Ueberrest entschwundener Geschlechter über den glänzenden Häusern des Städtleins steht, so weit sind wir von den Eindrücken entfernt, welche uns sonst das milde, blüthenreiche Thal bietet. —

Für diejenigen, welche Aussichten lieben, ist hier am Rande des Gehölzes, am Absturz des Bühels, eine Art Kanzel angebracht, von welcher sie die Niederung und die hohen Berge des Nordens am besten überschauen können. Ich für meinen Theil ziehe es vor, die Lichter der Außenwelt, die Schneeflecke und Häuser, den Strom und die Burgen durch die Lücken der Nadelbäume dorthin zittern zu lassen, wo Schatten und Walddunkel fast vergessen machen, daß neben und unter ihm die bunte Welt hängt.

Die Fragsburg in ihrer jetzigen Gestalt zerfällt in zwei Hälften, eine südliche und eine nördliche. Von jener sind nur mehr die kahlen Mauern übrig, in dieser stecken allerlei Räumlichkeiten, die zu mancherlei Gebrauch den Besitzern offen stehen.

Da fällt zunächst ein weißes neues Flickwerk, eine Veranda mit Säulengang in die Augen, welche irgend einer der zahlreichen Herren der Burg thöricht in das stattliche Mauerwerk eingefügt hat. Zwischen den Säulen stehen Blumentöpfe und an den übertünchten Mauern hängen buntscheckige Wappen.

Weiter nördlich aber unter dieser Veranda hin geht man in Räume, die allerdings in vollkommenem Einklange stehen mit dem Wesen der feierlichen Wildniß. Da wölbt sich eine weiße, vom Dämmerlicht des Bogenganges nur matt erhellte Kapelle in das Gemäuer hinein, zu welcher an zwei Maientagen die Bewohner der Haflinger Hochfläche auf dem steilen Pfad neben den Wänden mit Kreuz und rother Fahne herabsteigen, nach der Art des Bergvolkes, welches den Prunk seiner religiösen Aufzüge und Wanderungen gern an jene Orte und in jene Zeiten des Jahres verlegt, welche durch ihre Herrlichkeit stumme Theilnehmer des Festes zu sein scheinen.

Vor dieser alten Burgkapelle hängt in gleicher Dämmerung ein Kreuzbild, um welches das trübe Licht und der fahle, hie und da von feuchtem Moos bedeckte kalte Boden, auf welchen nie ein Sonnenstrahl fällt, eine Stimmung verbreiten, deren von der Welt und ihren lichten Farben so sehr entfernter Ton der Gestalt des Gemarterten, der die Welt überwunden hat, ein würdiges Heiligthum schafft. —

Draußen am lichten Tag, von einer der Mauern aus, die sich nordwärts an die alte Befestigung anschließen, werden sich unsere Augen mit Vorliebe gegen die noch weiße Kuppe der Laugenspitz wenden, einen Porphyrberg, wie derjenige, auf welchem wir stehen. Dieser Berg, zwischen dem

Nonsthale und Ulten gelegen, ist schier die westlichste Massenerhebung dieses Gesteins, aus welchem die Höhen von Fassa und jene der von Bozen östlich gelegenen Gründe insgesammt aufgebaut sind. Hier ist sie schon eine Insel in der Anhäufung der umgebenden Dolomite und Glimmerschieferschichten. Weiter nach Westen hin wird kaum mehr eine Spur dieser Felsart in den Alpen wahrgenommen und erst am Luganersee taucht sie, abermals von Dolomiten umlagert, aus dem niedrigeren Hügellande empor.

An den dürftigen Häusern vorüber, die unter der Burg liegen, und im Mittelalter vielleicht von den Leibeigenen derer von Auer, der Schloßherren, bewohnt waren, geht man durch unbedeutenden Wald nach dem Wasserfall des Sinnich-Baches.

Man muß sich vom Gerede der Kurgäste, welche häufig zu Esel oder Maulthier sich zu ihm hin bemühen und ihn über Alles preisen, nicht irre machen lassen, sondern trotz alle dem hinübergehen. Es ist in der That auf mehrere Meilen im Umkreise einer der bedeutendsten Wasserstürze, weniger durch seinen Inhalt als durch den Schwung des Bogens und die Seltsamkeit der umgebenden Landschaft.

Humboldt hat sehr schön in seinem Kosmos dargelegt, wie wichtig bei der Werthschätzung eines Phänomens wie das eines Wasserfalles zahlreiche Umstände sind, die nicht gerade mit der Menge des herabstürzenden Gewässers zusammenhängen. Und so wird denn auch der Wanderer, der aus dem Berberizengestrüpp der gegenüberliegenden Bergwand ihm zuschaut, vielleicht einen weit höheren Genuß haben, als von einer Cascade, wie es deren so viele in den Tauern gibt — freilich noch mehr aber derjenige, welcher die Nässe des

staubenden Tobels nicht scheut und in die Tiefe hinabsteigt, nahe zur weißen Wolke hin unter die Zweige der Sträucher auf dem ausgewaschenen Gestein, die vor dem Luftdruck zittern.

Den Sturz selber aber vermag ich nicht besser darzustellen, als durch einige Zeilen, die ich meinem Büchlein „der Frühling von Meran" entnehme und welche ich unter der augenblicklichen Einwirkung der Erscheinung niedergeschrieben habe.

Es ist kein Bach, welcher von einer Klippe nach der anderen zerpeitscht wird, kein wilder Strudel, von dessen Getöse weite Entfernungen wiederhallen. Der ernste und stille Bogen wird von seinem oberen bis zu seinem unteren Ende durch kein anderes Hinderniß, als das der Luft aufgehalten. Lautlos dehnt er sich hinab bis dahin, wo er mit metallischem Klang in dem tiefen runden Felsbecken aufstürzt. Es ist keine andere Bewegung in seiner gekrümmten Linie wahrzunehmen, als das ruckweise scheue Wallen des Schaumes, der auf seiner Luftreise halb schwebt, halb über andere Schaumballen geschmeidig hinrollt. Diejenige Wirkung eines Wasserfalles, welche sich auf das Ohr bezieht, ist seinem Ende vorbehalten. In diesem Tobel aber prallt er millionenfach zersplittert auf. Aus dem ungeheueren weißen Dunst dieser Mulde erheben sich dünne Säulen milchigen Rauches, als ob sie aus einem jungen Wald voll qualmender, saftiger Zweige aufstiegen. So hauchen sie an den hohen Wänden hinan und stellen einen schönen Gegensatz dar zu dem rothen Porphyr und den grünen Büschen, die kümmerlich an seinen Abstürzen hängen. Die Wucht, mit welcher der Bach in das tiefe Becken hinabgeschmettert wird, ist so groß, daß die Wassertheilchen rasch wieder als Dunst in der nämlichen Höhe schweben, von welcher sie einige Augenblicke vorher als Tropfen in den Wellen herabglitten. So steigt von unten

der graue Nebel herauf, während auf mancher Strecke des Wasserbogens oben die Sonne aufliegt, die von der eilenden Masse so verwirrt und matt zurückgeworfen wird, als bestünde der Bogen aus Kalkspath oder Opal und nicht aus krystallenem Wasser.

Im Uebrigen darf man aber, wie bei manch anderem Schaustück, zu welchem der Leser geführt wird, den Einfluß der Jahreszeit nicht vergessen. In heißen Sommertagen mag der Wasserfall immerhin nach jeder Richtung hin eine mehr dürftige Ansicht bieten und auch auf das Gehör und durch dasselbe auf die feinsten Sinneswerkzeuge weniger anregend wirken.

Von der Fragsburg gegen Meran zurück geht es theilweise durch schöne Baumanger, auch durch Wiesen, immer die in der Sonne glänzende Stadt vor Augen, bis zum „Bacher"-Haus. Links unten in der Thalsohle dehnt sich die Galgenwiese am Sinnichbache hin, wo man früher die armen Sünder in das andere Leben schickte und von der mir einst der Gerichtsdiener von Lana beim äußeren Wirth zu St. Pankraz in Ulten abscheuliche Geschichten erzählte.

Hier wurde der Mörder von Partschins vor einigen Jahrzehnten gehenkt, von dessen Unthat das ganze Etschland lange Zeit zu erzählen wußte, von drei Kapuzinern umgeben und die Augen gegen seinen schönen Hof in Vöran gerichtet und auf die hohen Lärchen dahinter, welche der Stolz des wohlhabenden Verbrechers waren. Noch früher schlug man hier armseligen, einfachen Dieben die Köpfe ab und vielleicht starb hier auch die eine oder andere Hexe in den Flammen. Jetzt aber traben hier oben, von wo die Flur übersehen wird, Calvalcaden gelangweiter Touristen oder kränkelnder Gäste, vom höflichen Treiber geführt, das Reisehandbuch ver-

wünschend, welches sie auf den steinigen Weg nach dem Wasserfall geschickt hat.

Wie beim Hallbauern, so ist auch beim Bacherhaus schöne Baum- und Wasserkühle, ein Mühlrad sprengt die Vorüberziehenden mit schillernden Tropfen an, Weiber waschen in einem großen, grünen Wasserbecken.

Nun schauen wir bald auf die Wipfel der Buchen und Birken im Parke von Trautmannsdorf, die eben ihr erstes und schönstes Grün entfalten, dann gelangen wir nach Rametz und zum Bette der Naif. Der Garten jenes Schlosses ist durch schönen Lorbeer ausgezeichnet, im Uebrigen aber erfreuen die rothen Dächer, der Pfahlbau des Weines, die langen niedrigen Mauern und die trockenen Gründe das Auge nicht so, wie die Umgebungen anderer Schlösser im großen Garten von Obermais. Auch das Naifbett ist trocken und nur der schöne Gegensatz zwischen den Birkenblättern und dem herabgespülten Porphyrschlamm und den Granitblöcken läßt uns ein wenig die Dürftigkeit des Gewässers übersehen, welches durch so mächtigen Pflanzenwuchs trüb dahin sickert.

Nicht weit davon erhebt sich ein stattliches Gebäude, Labers, jetzt „Kleinhans" geheißen, mit Portalen und wuchtigen Kreuzstöcken, welches wieder recht ein Bild des Verfalles herrischer Ansiedelungen im Etschlande darstellt. Ein steinernes Wappen ist noch vorhanden, jedoch die meisten Fenster zerbrochen, im Hof tummeln sich Kinder im Hemd zwischen den Misthäufen; Thüren, Treppen und Böden sehen aus, als ob eben ein räuberischer Feind nach vollzogener Verheerung und Plünderung aus den Mauern abgezogen wäre.

In reizendem Gegensatz dazu verhalten sich Schlösser wie Winkel, das nur wenige Schritte von jenem Kleinhans entfernt liegt. Wenn man bedenkt, daß es auch dem Fremd-

ling ermöglicht ist, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen, so wird man noch mit innigerem Danke den Segen dieses Landes preisen, welches den Kranken mit blühender, seliger Stille umfängt.

Man denke sich, daß der Eintretende sogleich hinter der Schwelle von einer Dämmerung des Kastaniengewölbes empfangen wird, welches in aller Maienpracht mit mächtigen Blättern die Mittagsonne von dem Hofraume abhält. Dann kommen wir hinauf in die Gemächer, welche durch eine herrliche Flur von einander getrennt sind. Der Boden der Flur ist mit schönen Steinen ausgelegt und gegen Norden biegen sich Erker aus, in denen der Ruhende ebensowohl zwischen Laubwerk als zwischen Glas und Mauern sitzt, denn dieses drängt sich von allen Wipfeln des Gartens heran, wie das grüne Meer an die Taucherglocke und es ist fürwahr dieser Sitz eine solche Glocke, in welcher der Leidende in eine lautlose träumerische Welt des unendlichen Blühens und Gedeihens eingesenkt worden ist.

Von diesem grün umwobenen Erker in der kühlen Flur sieht man durch die Zwischenräume der Aeste auch nach der Zenoburg und auf die Passeirer-Berge hin und wendet sich der Blick nach dem Saale selbst zurück, so ergötzt ihn der Bilderschmuck und das zierliche Getäfel der Decke.

Vergleicht man Winkel mit dem nebenan liegenden Knillenberg, so ergibt sich abermals eine Veränderung im Aussehen des Baues, wie überhaupt keiner der Edelsitze von Mais seinem Nachbar nur im Entferntesten so ähnlich ist, wie eine der „Pensionen“ der anderen. Gedankenlose Uniformirung steht dem Geist unserer Tage wohl an, aber die Menschen jener Zeit bauten mit Benützung der Eigenschaften des Grundes, des umgebenden Pflanzenwuchses, des Gesteins,

wie noch heutzutage unsere Bauern, welche weit sinnigere Architekten sind, als die Künstler der Pensionen und brachten so ein individuelles Gepräge ihrer Schöpfungen fertig, was von unserem Geschlecht mit Aufbietung aller Gedankenlosigkeit zu vermeiden gesucht wird.

Wieder eine Erscheinung ganz anderer Art ist Rubein, ebenfalls nur wenige Klafter gegen Osten entfernt. Rubein ist die schönste, Greiffen oder Planta die durch seltsames Geräth und malerischen Verfall merkwürdigste Burg auf dieser Seite des Flusses.

Wo jetzt an der Hofmauer von Rubein der Brunnen plätschert, war einst das Thor gewölbt, und aus den Erkern der jetzigen Schloßkapelle, in welcher ein schönes Gemälde das Martyrium des heiligen Sebastian darstellt, schauten die Vertheidiger auf den Kettensteg des unbedeckten Grabens. Jetzt ist das Alles geebnet und ein friedfertiger Heustadel blickt mit seinen großen Luftlöchern auf den Thorweg, auf welchem die zierlichen Wagen des Besitzers oder der Inwohner anrasseln. Wie sich aber alle Herrlichkeit der umgebenden Natur in der Fernsicht sammelt, die sich südlich vom Schlosse eröffnet, so haben auch die Herren mit weiser Benützung des Winkes hier alle ihre Geschicklichkeit in Ausschmückung des Landsitzes mit lebendiger Pracht aufgeboten. Gegen Süden schaut die Cypressenreihe, um das mittägliche Thor ranken sich zahllose Rosen, hier blüht der Garten und nur wie zufällig hebt sich der Blick über die hohe Tanne gegen nördliche Berge, auf denen goldige, schwerwiegende Sommerwolkenhaufen träge hin und her dampfen. Schon der Name des Schlosses erweckt durch seinen Klang die Stimmung, in welcher alte Märchenwelt uns gern lebendig wird und die steinerne Wirklichkeit steigert das Vorgefühl zum Entzücken.

Viele haben schon die Fittige ihrer Einbildungskraft mächtiger geschwungen und sich in der Vorstellung gefallen, wie das Thal von hier aus betrachtet aussehen würde, wenn seine ganze Sohle mit klarem Wasser ausgefüllt wäre und die beiden Berghänge in einen gewaltigen See abfielen. Diesen ist zu antworten, daß sich ihr Traumbild in den hervorragendsten Linien am Gardasee verkörpert findet. Die blaue, duftige, südliche Ferne, in welche die steile Mendel stürzt, wird dort von dem See dargestellt, die Mendel aber ist bis auf jeden Umriß getreu in dem Vorgebirg von Limone nachgeahmt, das genau, wie jene ein Eckpfeiler des Etschlandes, so dort einer des glitzernden Gewässers ist. Ich stelle den Beobachter hier wie dort an den Nordrand der Landschaft.

Greiffen oder Planta ist verwahrlost. Die Armuth lockert jetzt das Gefüge der alten Burg, wie es draußen am östlichen Thurme der Epheu thut, der mit übermächtigen Armen das Bollwerk durchdringt und die Steine aus den Fugen hebt, welche die Winter von Jahrhunderten nicht verwittern konnten. Ueber Dornengestrüpp im verfallenen Hofe, von welchem ein Theil nützlich als Ackerland verwendet wird, reicht der Engel einer halb zerstörten Freske dem Heiland den Kelch, nebenan glänzen die weißen Dolden des Flieders in der heißen Sonne und an der Wand berühren sich die Blätter des Epheus mit denen der Rebe, die im Burghof gedeiht. Statt der edlen Cypressen von Rubein stehen die mächtigeren Fichten am Gemäuer, statt der zierlichen Fremdlinge aber hausen hier armselige Taglöhner. Als ich zum ersten Male in diesem Hofe stand und mich in ein lebhaftes Gespräch mit meinem Freunde über die wunderliche Umgebung einließ, hörte einer der im Schatten Rastenden die Bezeichnung Doktor in der Anrede meines Genossen. Sofort stand

er auf, um sich sein Almosen zu erbetteln, welches darin bestand, daß ich ihm unentgeltlich einen Zahn ausziehen sollte. Ein wälscher Junge las auf einem von Brennesseln umgebenen Stein ein pietistisches Traktätlein, was ihm wohl irgend ein brittischer Commis-Voyageur, der in Angelegenheiten des Reiches Gottes reiste, zugesteckt haben mochte.

In der ehemaligen Kapelle des Schlosses haust ein armer wälscher Wirth. Auf dem früheren Hochaltare bereitet er nun die mageren Speisen, welche er durch sein Geschäft erwirbt. Von seinem Fenster aus sieht man gegen Süden die Feigenbäume und die Reben in den Gärten stehen und die grünen Rasenstreifen, auf welchen die weißen Hemdchen seiner Kinder zum Trocknen liegen. Zu ihm kommen in der Stunde des Mittags, in welcher die luftigen hohen Burgräume mit ihren vielen Maueröffnungen auch an heißen Tagen Kühlung spenden, seine Landsleute, die wälschen Maurer und setzen sich hinter einem ansehnlichen Hügel von gelber Polenta, die ihr trockenes Mahl darstellt. Am oberen Ende des Brettes, auf welchem man sie ihnen hereinträgt, ist eine Schnur befestigt, mittelst welcher, statt eines Messers, der Hügel für die Gäste getheilt wird. Die weitere Theilung besorgen die Essenden jeder für sich, wobei das einzelne abgerissene Stück, um es leichter in den Mund zu bringen, vorher zwischen den Händen zerknettet wird. Die linke Hand schiebt ein Stück Käse nach, um die saftlose Speise schmackhafter zu machen. Dazu trinken sie Wasser und verfehlen nicht, den anwesenden Fremdling zu ihrem Gastmahl, welches in seinen Stoffen Jahr aus Jahr ein niemals sich ändert, mit freundlichen Geberden einzuladen.

Im Thurme neben dem Hollunderbaum hausen zwei arme Näherinnen. Vielleicht hat keine Näherin der Welt

einen solchen Arbeitsraum, wie diese Weiber — zwischen halb zerstörten Mauern, mit den Blicken in Gras, das auf dem Boden einstiger Säle wächst, in Epheu, der sich um die Fenstermauer ohne Scheiben schlingt und in die mächtigen Gebirge, die von der Wölbung eines längst zerstörten Fensters in der jenseitigen Thurmmauer zu einem schön begränzten Gemälde ausgeschnitten werden. Dazu jungfräuliche Sauberkeit in der Finsterniß dieses namenlosen Gerümpels. Das düstere Fenster mit den kleinen, sechseckigen, zusammengesetzten Scheibchen leuchtet hinlänglich in das Zimmer, um dessen reinliche Armuth zu zeigen. Hier hängen die Fäden mit den kleinen hölzernen Kegeln, mittelst deren Schnüre gedreht werden, dort die weiße Wäsche über Latten, gewöhnlichen ungeschälten Zweigen, an welche die Luft weht, die dort zu einer Lücke in der Mauer hereinstreicht. Der große Stein, welcher daliegt, um „die Kittel zu beschwaren“, die Gittergerüste, zwischen deren Stäben die runden Brodlaibe im Luftzug getrocknet werden, das Pariser Modejournal, welches über den Kochpfannen an der braunen Wand aufgeklebt ist, ein brauner Heiland im „Elend“, und ein anderes Kreuzbild, von dessen ausgespannten Armen rothe Maiskolben herabhängen — dieses Alles würde unsere Theilnahme fordern, auch wenn nicht oben noch abenteuerlichere Räume wären, die zu den Gemächern der Näherinnen gehören.

An Balken, welche die deutlichen Spuren von Flammen zeigen, welche einen Theil ihrer Oberfläche verkohlt haben, hängen die Nester von Wespen und Hornissen. Hier ist eine Oeffnung in die Wand gebröckelt, dort eine zugemauerte Thüre, welche einst nach einem Gemache führte, in welches jetzt der blaue Himmel schaut. Ueber dieser verschwundenen Thüre erblickt man noch in wenig verblaßten Farben den

alten Vogel Greif gemalt, das Wappenthier des Schlosses. Schaut man zu irgend einer Lücke in den Mauern hinaus, so liegt das Dorf Tirol im Grünen drüben, als ob keine Senkung und Steigung, als ob nicht das Felsenbett der Passer dazwischen läge und ein Pfad hinüber führte auf ebener Flur von dem einen öden Steinhaufen zum anderen.

So hausen die Weiber in ihrer Armuth dort droben auf dem zerfallenen Thurme. Möge ihnen das smaragdene Kreuz, das durch eine ihrer Wände hindurchschimmert, ein Sinnbild glücklicherer Zukunft sein! Denn ein Guckloch oder eine Schießscharte unterbricht die Mauer in Kreuzesform. Die sonnenbeschienenen Rankengewächse draußen leuchten mit grünem Schimmer hindurch, so daß um die Mittagsstunde eines Frühlingstages das Kreuz aussieht, wie jene mit brennenden Ampeln überdeckten Kreuze, welche an den Leidenstagen der heiligen Woche in den verdunkelten Gewölben der Kirchen aufgehängt werden. (Frühling von Meran).

So sieht es heute im Innern einer Burg aus, deren Insassen zur Zeit Karl des Fünften eines der hervorragendsten Geschlechter in deutschen Landen war. —

Am meisten gegen Osten gelegen ist das hohe Schloß Goyen auf dem Porphyrabhang, der durch die Einsenkung der Naifschlucht vom Granithaufen des Ifinger getrennt wird. Die Besonderheit dieses Schlosses ist der mächtige Baumschlag um seine vereinsamten Mauern und die wohl unvergleichliche Fernsicht gegen Süden.

Nehmen wir einen glänzenden Mittag zu unserem Wege.

Vor acht Tagen noch waren die Hohlwege vom betäubenden Duft der schwefelgelben Berberizen erfüllt, heute hingen die Wülste der Früchte, schon schwach geröthet, an den dor-

nigen Aesten. Auf der einen Seite der Hecken lagert unter den gewaltigen Nußbäumen und Kastanien Schatten über den hohen Wiesen, auf der andern hängt die unscheinbare Rebe über dem dürren Boden, von welchem ihr Laubwerk die Sonne nicht abwehrt. Dann wölbt sich die Kastanie in geschlossenen Reihen über dem feuchteren Pfad und in der Stille der Schatten macht sich sogar die kleine Naif vernehmbar, welche mit ihren dünnen Wellchen über das rothe Geröll so bescheiden an den Blöcken des Ufers vorüberrieselt, als wäre sie nicht die nämliche, welche zu anderen Zeiten dieselben Blöcke von hohen Scheiteln hieher gewälzt hat.

Von solchen Baumgängen bis zum Schlosse wird der Blick noch mehrmals überrascht: bald sind es Grasanger in nie gesehener Ueppigkeit, bald wirkliche Wälder von Fruchtbäumen, dann wieder Weingelände mitten in solchem Wald, auf deren Blättern schon der gelbliche Staub des Schwefels liegt, welchen die vorsorglichen Bauern ausgestreut haben, und neben den Reben Weizenähren, welche schon den Wuchs des höchsten Menschen überragen.

Ein steiler, steiniger Anstieg bringt zuletzt auf den hohen Bühel, auf welchem das Goyener Schloß unter seinen Bäumen steht. Schon der runde Tisch, den hier an der äußeren Mauer der mächtige Flieder überschattet, ist ein Ruhepunkt, wie deren freilich nur an den höheren Berghalden gefunden werden. Hier ist der Einblick nach Ulten vereint mit dem in das kahle Sprons, und Meran liegt unter den Weingärten da, näher und mehr übersichtlich als von den Fenstern des Tiroler Schlosses. Das Alles ist noch schöner im weißen Mondlicht, welches durch die Rebendächer Ringel auf den Boden wirft, worin der Tschigat wie ein Gletscher dasteht und die Häuser von Meran am Flusse liegen wie blinkende

Kiesel und die Schatten entfernter Felswände seltsam nah scheinen, greifbar und doch dem Blicke unergründlich.

Drinnen aber haust im Gewirre der Mauern und Höfe eine Berühmtheit des Meraner Thales, die schöne und heitere Trine, in der Ueberlieferung besonders wegen des Kusses genannt, den der fromme Preußenkönig Friedrich Wilhelm auf Verlangen von ihren Lippen erhielt. Andere schätzen sie mehr wegen des Reichthums ihrer Lieder und der Kunstfertigkeit im Zitherspiel.

Nicht minder anmuthig aber erscheint die Wirthin, geboren zu Fügen im Zillerthal, groß und schlank, wie nur irgend ein Weib von den Ufern der Ziller. Man braucht nicht ins Flachland hinauszugehen, um eine leise Sehnsucht nach jenen Ufern zu verspüren und auch die Goyener Wirthin theilt mit gar vielen Anderen die Meinung, daß es doch gar viel lustiger dort drüben ist im grünen Waldthal, als hier unter der milden Sonne und daß im langen Bergwinter dort jenseits der großen Ferner die Leute fröhlicher gedeihen, als die ernsten, aller Lust entfremdeten Bewohner dieser sonnigen Hänge. In Wirklichkeit scheinen hier die Lehrsätze von der Einwirkung der Luft, des Lichtes und der Wärme auf den Menschen sich nicht zu bestätigen. Die Zillerthalerin klagt im warmen Meran über das verschlossene, gedrückte Wesen der Insassen. Freilich weiß die Zillerthalerin gar manche Dinge nicht, die uns bekannt sind.

Noch wohnen Britten im Schlosse, die sich auf mehrere Jahre eingenistet haben. Dieselben trinken keinen Wein und essen kein Fleisch — wunderliche Einsiedler in der Welt, die vor ihren Fenstern liegt. — —

Drunten im Naif-Bette geht unser Fuß über rothen Schlamm des Berges, welchen der Bach mit zur Etsch nimmt.

Das allgegenwärtige Sonnenlicht dringt wie eine unbändige Fluth durch alle Zwischenräume im Kastanienwald über ihm, und mit ihm das Grün der jähen Abhänge im Osten, deren lebensvolle Farbe an die Matten im Mai des Nordens erinnert und manchmal auch die blaue, spitzige Mendel. Kommt dann der laue Südwind dazwischen gefahren, so beginnt ein grelles Schattenspiel über den Blöcken, im Wasser, auf dem Schlamm und in den saftigen Wiesen, daß sich die Augen gern ermüdet abwenden oder der Wanderer sich zu dem neigt, wozu das Geräusch des Baches, das kühle Grün und der eintönige blaue Himmel einladen — zum Schlaf am Ufer. —

Von den Burgen auf der Nordseite ist vor Allem Tirol merkwürdig wegen der Fernsicht in das Etschland und des Inhalts seiner Mauern, das heißt, ihrer geheimnißvollen Bildwerke. Man sei auf der Hut vor der Deutung, welche ihnen Beda Weber gibt, der sich willkürliche Phantasterei erlaubt. Sie sind seither von Meßmer mit einer Klarheit beschrieben worden, welche auch dem Laien der Kunstgeschichte ihren Sinn greifbar macht. Der Saal, in welchen man herkömmlicher Weise des Trinkgeldes wegen die Fremden führt, hat seine Zierde nur durch das Etschland, welches aus der Tiefe zu den Fenstern hereinschaut. Die Oelbildnisse einiger Kaiser hängen an der Wand.

Der Raum, welcher den Besuch lohnt, ist die Kapelle. An ihrer Thüre ist, wie an den Pforten vieler mittelalterlichen Heiligthümer, ein Hufeisen angebracht, dessen Sinn sich heute Niemand mehr enträthseln kann. Die bunten Fenster sind aus Malereien verschiedener Jahrhunderte zusammengesetzt. Die Arabesken, welche den Betstuhl der Maultasche verzieren, hat der Meister durch Herausshauen aus dem harten Holze geschaffen.

Wie überall bilden die Fresken an der Decke gruppenweise Kreise, welche noch deutlich durch den Kalk hindurchschimmern, welchen der Unverstand darüber geschmiert hat. Das romanische Kreuz zeigt die edeln Linien seiner Zeit und ist nur mit einem ebenso mächtigen Kreuze zu vergleichen, welches in der Spitalkirche an der Passer hängt. In den Ecken schweben Engel, welche die Tünche fast verwischt hat.

In den Kellerräumen nebenan zeigt sich die Mächtigkeit der Mauern, welche fast anderthalb Klafter dick sind. Sonst lohnt sich in dem fast kahlen Schlosse wenig mehr die Mühe des Betrachtens, am wenigsten aber ein Ofen mit obscönen Figuren, auf welchen mit pfiffigem Lächeln hingewiesen wird.

Westlich von Tirol und fast nahezu so hoch über dem Etschlande steht zunächst das Kirchlein von St. Peter da mit seinem Friedhofe voll von verrosteten Kreuzen.

Schaubachs Beschreibung der Herrlichkeiten des Weges an diesem Kirchlein vorüber nach Algund hinab ist übertrieben und verführt den Reisenden zu irrigen Vorstellungen und unwahren Landschaftsbildern. Von Opuntien, welche weite Strecken überwuchern, habe ich nichts gesehen und was die Pinien anbelangt, so steht allerdings eine einzige zwischen Martinsbrunn und der Brunnenburg in den Weingärten — mehrere aber habe ich nicht entdecken können. Das Etschland ist viel zu schön, als daß es nothwendig wäre, eine Landschaft vom Genueser Golfe hineinzumalen. Die Wiesen, Gärten, der tiefe Grund voll von Häusern und die weißen Schneespitzen über dem Fluß, der von der Töll herab braust, beschäftigen und erfreuen das Auge auch ohne Pflanzenformen, für welche es nahe am sieben und vierzigsten Grad nördlicher Breite noch zu kalt ist.

Im Schloße Durnstein wiederholt sich das Gerümpel, mit dessen Beschreibung man die meisten „Schlösser" in ihrem dermaligen Zustand dargestellt hat. Um offene, verfallene Fensterrahmen ist dichter Epheu gewachsen, drinnen liegt Mais auf dem staubigen Boden und Kürbisflaschen stehen auf den grauen Gesimsen umher.

Wenn man von Algund, wo die Leute in offenen Steinveranden gerne vor ihren Häusern sitzen, an schäumenden Mühlwassern auf dem „Kapellensteige" gegen Meran in der Ebene zurückkehrt, so kommt man an dem schönsten Aufenthalte vorüber, der vielleicht im ganzen Thalbecken entdeckt werden mag. Es ist dieß der „Doblhof" in herrlichen Blüthenangern, auf welchen schon im Aprilmonat das Gras bis zu den Aesten der Obstbäume hinaufreicht, und doch von der Pracht zahlloser Blumen das Grün fast erstickt wird. Martinsbrunn, von wo oft an schönen Nachmittagen die Musik des „Kurortes" herüber schallt, ist freilich berühmter und wohl auch behaglicher eingerichtet, aber so mächtig blüht es dort doch nicht, wie um den einsamen Doblhof.

Nunmehr ist es aber, nachdem wir durch das Vintschgauer Thor, am Convente der Kapuzinerväter vorüber, in die Stadt eingetreten sind, an der Zeit, uns in dieser etwas umzuschauen.

Verglichen mit Bozen erscheint Meran als ein Dorf, was schon ein Blick in seine besuchteste Gasse, die Lauben, lehrt. Hier ist nichts von der Wohlhabenheit, ja dem Glanze zu sehen, welcher an mancher Stelle der Bozener Lauben den Wandernden überrascht.

Für den Kranken sind diese Lauben ein dunkler Tunnel von scharfem Zug durchweht und auch der Gesunde wird,

wenn er die Länge der Stadt zu durchmessen hat, dieß lieber draußen auf der Wassermauer oder doch wenigstens der Mauer vom Ultener Thor entlang thun, auf welchem Wege er eben so nach dem Pfarrplatz, der Gartengasse, dem Steinernen Stege, dem Pensions-Viertel und so weiter gelangt.

Freilich ist dort der Anblick der Leidenden Manchem störend, welche sich gedrängt zusammensetzen und, wie alle Kranken, sich so autoritätsgläubig verhalten, daß sie die zu einem bestimmten Zwecke von den Bürgern geschaffenen Anlagen auch für ausschließlich geeignet zur Linderung ihrer Beschwerden halten und in Wirklichkeit meint vielleicht Mancher, es würde dort im Kurgarten eine ganz besondere Luft, ein gasförmiges Spezifikum, gebraut, welches man einnehmen muß, wie die genau verschriebene Arznei. Dieser Neigung verdankt es auch der „Nicht-Kurgast", daß er überall sonst hingehen kann, ohne auf eingebildete oder wirkliche Leiden zu stoßen.

Beiläufig sei bemerkt, daß Jeder, welcher die Gespräche der Fremden einige Zeit verfolgt hat, gar leicht auf den Gedanken gerathen mag, Meran verdanke seinen Aufschwung als südlicher Kurort zum nicht geringen Theile seinem südlichen, romanisch oder italienisch klingenden Namen. Hätte es der Unstern seiner wackeren Bürger gewollt, daß an ihrer schönen Stadt ein Name haftete wie der manchen Ortes vor ihren Thoren, etwa Plars, Plaus, Aschl, Kuens oder gar eine entlegenere rhätische Bezeichnung wie Schgums, Agums, Tarsch — so würden die Italiasüchtigen Germanen sich kaum hier zu friedlicher Langeweile versammeln.

Es hängt eben gar viel in der Welt vom kleinlichen Zufall ab, besonders wo es sich um die Gunst oder Ungunst der „guten" Gesellschaft handelt.

Im Kurgarten ist alles Erdenkbare geschehen, um mit Benützung der günstigen Lage und durch Anpflanzung von Gewächsen, welche man aus dem Süden geholt hat, diesem Fleck Erde ein südliches Gepräge zu geben. Hier standen auch jene mythologischen Figuren, die „lutherischen Götter, die von den Fremden angebetet werden," welche eifrige Klosterknechte zusammenschlugen, was man übrigens diesen einfältigen Leuten durchaus nicht als eine so große Albernheit anrechnen muß, wie es die gebildete Kurwelt thut, unter der Mancher mit Titeln und Reichthum versehene Mensch herumläuft, in dessen Gehirn es nicht besser aussieht. Es gibt sogar den einen und anderen zugereisten nordischen Professor der Theologie, der griechisch und hebräisch versteht, und bei dem es doch ein gar Leichtes wäre, ihm den martervollsten Unsinn über das Tiroler Bauernvolk weiß zu machen. Beispiele gehören nicht hieher, doch beruhige man sich über die „lutherischen Götter". Sie sind nicht das Dümmste, was auf diesem Platz ausgesonnen und gesagt wurde.

Für Einen, der im Frühjahr täglich da vorbeischlendert, um auf die Berge hinaus zu gehen, ergibt sich oft manche seltsame Betrachtung. Hier wandelt ein Badearzt, stets lesend mit der Miene geschäftigster Gelehrsamkeit, dort ist ein Platz leer, auf dem bis jetzt immer um diese Stunde ein bleicher Mann auf seinem Rollstuhle in der Sonne saß. Seine Leiche ist bereits dem Spediteur übergeben, der sie nach der Eisenbahn bringt. Auf dieser Bank sitzen Männer, deren Beruf es ist, sich gedankenlos und faul durch die Welt zu schlagen und mit leerem Kopfe nichts zu thun — ein hartes Stück Arbeit — und die wirklich vergnügt dreinschauen, denn durch die Erfindung der Meraner Frühlingssaison wissen sie jetzt doch wenigstens für den Monat April, der sonst so

schlotterig zwischen den verschiedenen Saisons hing, wo man seine Zeit zu- und hinbringen muß. Niemals fehlen Damen, welche im Schatten Romane lesen. Es werden hier im April Sommerkleider angezogen, an welche man im Norden bei gleicher Wärme noch im Juni nicht dächte — dieß wie die Sonnenschirme geben augenscheinliches Zeugniß, daß man sich in einem „südlichen" Kurort aufzuhalten die Mittel besitzt. Dazwischen geht dann vielleicht irgend ein Bauer vorüber, der einen Sack voll Steine, die er auf den Höhen von Hafling aufgelesen hat, zu irgend einem Mineralien-Händler schleppt, der „Andenken" an die Fremden verkauft, ein Weib, welches den Arbeitern, die an der tosenden Passer schaffen, zu essen bringt, ein Gärtner, der im Gebüsch der fremden Pflanzen mit den glänzenden Blättern hantirt.

Auf den Straßen dagegen kann man das Stillleben so manchen Meraner Bürgers beobachten, der Stunden lang vor irgend einer der Neubauten steht, mit welchen das schöne Thal immer mehr und mehr verunziert wird, und der die Hände auf dem Rücken mit Andacht der Entstehung dieses Steinhaufens zuschaut, welcher der Stadt wieder ein gut Stück „Verdienst" zuzuführen bestimmt ist. Und eben die Leichtigkeit dieses Verdienstes erzeugt behaglichen Frohsinn und eine Art von Lazzaroni-Wesen in den ehrsamen Insassen, deren Miene gar sehr von dem verkümmerten Gesicht des geplagten Kleinbürgers in so manch anderem Städtchen absticht. Doch erwächst der Wettkampf immer unerquicklicher — Viele wollen sich in die Aernte theilen, welche bis jetzt Wenigeren zufiel. Es war zu viel Sonne, Licht, Baumschatten und Wassergeplätscher da — es müssen über niedergehauenen Bäumen, zertretenen Gärten, versperrten Aussichten, überwölbten Bächen Kalkwolken aufsteigen und graue Mauern sich erheben. Schon

ist fast der Vorrath erschöpft, aus welchem die Phantasie der Oberkellner ihre Hotel- und Pension-Bezeichnungen zu nehmen pflegt, man greift in die römische Mythologie hinüber und schleppt die Fortuna, die Aurora u. A. aus ihren Wolkensitzen, um den hüstelnden Fremdling herein zu locken.

Einer der Hauptsammelplätze der müßigen Fremdenwelt sind die beiden Buchhandlungen, in welchen, wie überall in deutschen Landen, viel geplaudert und herumgestanden, aber wenig gekauft wird. Selbst die mancherlei über Meran erschienenen Bücher werden vornehmlich in der Leihbibliothek gesucht, während es doch zum Genusse eines Aufenthaltes nicht wenig beiträgt, Menschen und Oertlichkeiten gut gedeutet zu sehen. Leute, welchen die „Saisons" gewaltige Summen kosten, verschmähen die Ausgabe einer Kleinigkeit für ihre geistigen Bedürfnisse, wodurch sie die Stärke derselben selbst aufs klarste demonstriren.

Bei einer einzigen Eselpartie haben sie dem Treiber mehr Trinkgeld zu geben, als ihnen für das eine oder andere Buch abgefordert wird, durch welches ihnen anmuthige Belehrung die Augen für die Betrachtung des Bodens öffnet, auf dem sie halb blind von Pferden und Maulthieren herumgefahren werden. In Summa, die Meraner Buchhändler dürfen noch mehr Geduld haben, als ihre deutschen Standesgenossen. Den klugen Fremdlingen aber will ich eine Wahrheit nicht verschweigen, welche ihnen nicht minder neu sein wird, als gar manch andere Kunde von Tirol, über welches sie ja ohnehin schon ihre fertige Meinung im Handgepäck mit herein bringen und das sie meist nach Monaten so landeskundig verlassen, wie sie gekommen sind. Es gibt kein deutsches Land, in welchem die „besseren" Familien so viel

Sinn für diejenigen Bücher haben, welche Beiträge zu Darstellungen heimischen Lebens enthalten, wie Tirol. In Hunderten von Häusern findet man die Werke von Staffler und Beda Weber, so wenig man behaupten kann, daß sie kurzweilig zu lesen seien. Ganze Bibliotheken voll von Büchern, die irgend welche Seite der Natur oder des Lebens von Tirol in welcher Form immer darstellen, Dichter wie Geschichtschreiber, Zeitschriften wie Novellisten sind gar nichts Seltenes. Man nehme sich ein Beispiel an dem „dunkeln" Volk der Berge.

Neben Moser's Buchhandlung befindet sich Rassl's Gast haus, welches, da hier Bier und Würste, Wein und Schinken in anerkennenswerther Güte geliefert werden, ganz andere Geschäfte macht, als der benachbarte Bibliopole. Doch ist billig die dem Geschäfte des letzteren beigegebene Leihbibliothek auszunehmen, in welcher die germanischen Frauen tagtäglich ihren Feydeau und Dumas, ihren Wilkie Collins und andere Werke begabter Autoren des Westens holen und dadurch den ihrem Geschlechte angeborenen feinen Natursinn bethätigen, der sie antreibt, sich im Meranerthale, mitten zwischen blauen Bergen und unablässig blühenden Gärten, an solcher Nahrung zu ergötzen.

Es ist nicht leicht und noch weniger angenehm, viel von dem Leben der Stadt zu erzählen, weil man das Leben der Fremdlinge dabei nicht umgehen könnte. Oft habe ich sie nicht gesehen, weil ich die meiste Zeit auf den Bergen war, aber jedesmal, wenn ich zur Stelle kam — die gelangweilten, müden Gesichter der gesunden Tagdiebe, die unter den Rosen des Gartens „Paris" ihre Nachmittage mit Kartenspielen, mit Schimpfen auf das jämmerliche Nest, mit Plänen für den nächsten Winter, mit Klagen über den

Mangel an Comfort ausfüllen. Einen heiteren Gegensatz dazu bilden aber die gutmüthigen und höflichen Bewohner, die schönen Bauern, die malerischen Menschen auf der Straße, die das Wort Comfort noch nie gehört haben.

Viele kommen in dem Wahne an die Ufer der Passer, daß hier ein Ort sei, wie manch anderer, an welchem sie sich auf unablässiger Hut vor ungerechten Forderungen halten müssen. Mag sein, daß es manchmal Einem so ergeht, wie er sich stellt. Ich habe im Kreuz und im Engel so gut gelebt, wie nirgends in Tirol und weniger ausgegeben, als an jedem anderen Orte der deutschen Alpen. Auch habe ich die Erfahrungen Vieler, die freilich keine eleganten Bummler sind, eingesammelt und finde, daß sie sämmtlich das Nämliche von diesen und auch von anderen Häusern sagen. Es dürfte bei dieser Veranlassung wieder Gelegenheit sein, darauf hinzuweisen, wie nothwendig es ist, daß die gangbaren Albernheiten über tirolische Dinge dem unwissenden Publikum aus den Köpfen geräumt werden. — —

Es mag vielleicht eine schöne Sache sein um den Fortschritt, doch wird er Meran sicherlich verderben. Denn der guten Gesellschaft ist es erst dann wohl auf einem Flecke, wenn sie selbst dessen eigentliche, natürliche, ursprüngliche und frische Physiognomie vollkommen aufgelöst und verwaschen hat. In zehn Jahren gibt es das Meran nicht mehr, welches uns theuer ist. Aus ganzen Straßen wird das gemißhandelte Pianoforte stöhnen, der Mensch erst beim Esel anfangen, auf dem er reitet, man wird zu Lebenberg und in Tirol à la carte speisen und der Einheimische, welcher jetzt den Fremdling aus Gutmüthigkeit grüßt, wird den Bogen, den der geschwenkte Hut beschreibt, nach der vermuthlichen Anzahl der Thalerscheine bemessen, die Jener wechseln läßt.

Der Unverstand wird hier, wie überall, siegreich sein und eine Mehrheit von Flachköpfen die paar Anderen tyrannisiren, welche „gesellschaftlichen" Wahnsinnes müde, hieher kommen, um auszuruhen und zu athmen. Wenn man bedenkt, was die Leute in ihrem „Haßfurter", „Weinhart" und ähnlichen Anstalten treiben und wie es selbst den Geistlosesten gelingt, sich um nahezu Alles zu bringen, was das Etschland an Herrlichem bietet, dann kann man über die Annäherung jener schönen Zeit nicht mehr im Zweifel sein.

Was Meran vorläufig noch mangelt, hängt mit den Schäden des Etschlandes im Allgemeinen zusammen. Vorzüglich ein schöner Laubwald und Nadelwald ist es, an welchem nicht nur viele Gesunde ihre Lust haben, sondern welcher durch seinen Duft auch die Brust der Kranken erquickt. Die wälschen Händler, welche das ganze Etschthal entlang den Wald vernichteten, haben auch diese arme Mulde allenthalben der schattigen Wipfel beraubt. Indessen sollen diejenigen, welchen die Hebung der Stadt als gastlicher Ort obliegt, in der allerneuesten Zeit auf den Gründen von Obermais, gegen den Abhang des Ifinger hin, ein Stück Land erworben haben, welches sich zur Pflege eines Zukunfts-Waldes eignet. Mit diesem wird das kommende Geschlecht allerdings das Thal an Reizen vermehrt finden.

Eine Pflanzenschönheit eigener Art haben die nämlichen Männer, deren Arbeit allenthalben gelobt werden muß, in der Stadt selbst eingebürgert, nämlich die Paulownia Imperialis, einen Baum, der schon nach wenigen Jahren eine stattliche Fülle erlangt und in jedem Aprilmonat, noch ehe ihm die Blätter entsproßt sind, durch gewaltige himmelblaue Blüthen

prangt. Wegen des raschen Wachsthums, mit welchem die Paulownia unter den Bäumen unserer Zone unerreicht dasteht, war freilich auch nichts vernünftiger, als gerade mit ihr Gärten und Spaziergänge zu bepflanzen, auch ohne die überraschende Blüthenfülle, der wieder nichts gleicht an Bäumen des gemäßigten Himmelsstriches. Im Garten „Paris", an verschiedenen Stellen der Stadt, im dunkelschattigen Garten des Bräuhauses sind stattliche Vertreter dieses „neumodischen" Baumes zu sehen, in ersterem auch ein weißblüthiger, die nicht minder überraschend prunkvolle Paulownia Catalpa.

Es fehlte nur noch, daß man diejenigen kahlen Bergstrecken, auf welchen die Rebe nicht gedeiht und über deren heißen Schotter nichts zu sehen ist, als die blauköpfige große Eidechse, mit einem Baume bepflanzt würde, mit welchem in der letzten Zeit an verschiedenen Stellen des Königreiches Italien, welches an den nämlichen Uebeln siecht, dankbare Versuche gemacht worden sind. Es ist dieß der Eucalyptus Globosus, ein großblätteriger Baum, welchen die Seefahrer vom australischen Continent mitgebracht haben. Um sich einen Begriff von der Macht zu verschaffen, mit welcher dieses seltsame Gewächs seine Zellenlager erweitert, muß man sich vorstellen, daß in günstiger Lage der Umfang eines fünfzehnjährigen Stammes derselbe ist, wie der einer hundertjährigen Eiche in den deutschen Wäldern. Dabei kommt aber noch eine andere, nicht minder auffallende Eigenschaft des Wuchses in Betracht. Es ist bekannt, daß, wie bei dem jugendlichen Allerweltsklugen und Vielwisser, die in unserer Zeit zahllos aufschießen, die Tüchtigkeit im umgekehrten Verhältniß zu allem Uebrigen steht, so auch die Markstrahlen, Bastzellen, Holzstränge um so weniger fest sind, je rascher und größer der Stamm im Allgemeinen seine Ringe anlagert. Die schnell aufgeschossenen Stämme

geben schlechtes Holz. Beim Eucalyptus aber stimmen alle guten Eigenschaften zusammen und aus seinen Stämmen ließe sich Schiff- und Bauholz sägen, welches an Härte von keinem der in Europa vorkommenden Hölzer übertroffen wird.

Welchen Zuwachs an landschaftlichem Reize solche Wälder für das Meraner Thal brächten, und welchen Nutzen die Bewohner der Berghalden aus ihnen abzuleiten vermöchten, das könnte ihnen der Eigennutz sagen. Nehmen sich die Vorsteher der „Kur" des Waldbaues an, dann wird etwas daraus, denn diese sind noch immer verständig und sinnig zu Werk gegangen. Käme es aber auf die Bauern an, so würden in fünfzig Jahren außerhalb der Wiesen und Weinbergmauern höchstens noch Ziegen etwas Grünes entdecken, der gewöhnliche Spaziergänger aber nur eine Mineraliensammlung. Die Gießbäche werden 95 Hundertel der Stunden eines Jahres trockenes Geschiebe sein, in den Stunden der anderen fünf Hundertel aber mit ansehnlichen Schlamm-Fluthen und haushohen Blöcken beladen in die Pflanzungen einbrechen. Die Fremdlinge werden dieser Herrlichkeiten überdrüssig und das Paradies an der Etsch wird von Bauern bewohnt sein, über deren Besitzthum die eine oder andere Gewitternacht entscheidet, bis sie alle miteinander die Fleischtöpfe ins alte Geschirr werfen und mit Dornengestrüpp ihre Polentakessel heizen können, wie die Wälschen in ihren kahlen Thälern, zwischen den Berghalden, von denen Wurzeln, Blatt, Grün, Wasser durch die heillose Dummheit der Menschen verschwunden sind.

Wie kärglich und dürre es schon jetzt mit der fruchttragenden Schicht auf manchem Abhang bestellt ist, davon mag man allenthalben Augenschein nehmen, wenn nicht schon

der erste Blick lehrte, daß das Erdreich der tieferen Halden fortwährend durch die Abschwemmung von oben bedroht ist, wo keine Wälder mehr die sich ansammelnden Rinnsale der Regengüsse aufhalten. - Als ich einst bei mäßigem Winde in der Gegend von Terlan spazieren ging und in der Richtung gegen Sigmundskron oder St. Michael hinüberschaute, bemerkte ich eine dunkle rauchähnliche Wolke, die langsam über das Eppaner Hügelland dahin zog. Ich machte einen Bauern, der eben auf seinem Felde arbeitete, auf die wandelnde Säule aufmerksam, deren Wesen ich mir nicht sofort erklären konnte. Der aber antwortete ruhig: „Da tragt's halt wieder Einem seinen Weinberg fort!" und arbeitete weiter. Den Meranern aber könnte noch mehr fortgetragen werden, wenn sie nicht an die Pflege des Waldes in ihrer Thalmulde denken. — —

Setzen wir, der Stadt und ihrer nächsten Umgebung den Rücken kehrend, den Wanderstab weiter.

An einem schönen Apriltage stieg ich am Schlosse Rottenstein vorüber, dessen Balkon mit zahllosen Kelchen der gelben Rosa Banccia bedeckt war, wie anderes Mauerwerk mit Epheu gegen St. Valentin und von da weiter den Berg hinauf zu der heiligen Katharina Scharte.

An diesem Berghang findet sich in Wirklichkeit eine Strecke weit das seltenste Ding im Etschlande — ein viel betretener Waldweg ohne Steinpflaster. Da steht ein zerfallenes Haus, auf dessen Mauern Sträucher schwanken, hinter mächtigen Bäumen, dort sickert ein trübes Wasser um ein bemaltes Bildstöckl und dann erscheint wieder ein schwärzliches, rußiges Bauernhaus, wie „beim Maier", mit Hütten, auf denen graues Stroh liegt, um welche große Kastanienbäume

Schatten verbreiten, die bald wieder mit Lärchen, dann wieder mit Obstpflanzungen abwechseln.

Wenn der Wald, der da auf halber Höhe des Berges liegt und von welchem ein Theil auch dem nordischen Gefühl fast wie ein wirklicher Wald vorkommt, hinabversetzt werden könnte an die Stelle, wo Obermais und seine Steinhaufen stehen, dann wäre die Schönheit Merans makellos. Er ist reichhaltiger als der Föhrenstand um die Fragsburg.

Immer steiler und schwieriger wird der Anstieg, je näher man zur Höhe emporkommt. Das Pflaster hat wieder seine Rechte eingenommen und wenn der Anstieg ermüdend ist, so ist es das Herabsteigen noch weit mehr. Dazu liegt hier die westliche Sonne an und es kann nicht für Uebertreibung gehalten werden, wenn Einer behauptet, es habe ihn hier die Sonne an einem Apriltage belästigt wie eine Hundstagsonne des Nordens.

Doch bleibt ihm die Abkühlung nicht aus — denn am Rande des Porphyrgebirges oben angelangt, tritt sein Fuß in die weiche Erde, die vom eben zerfließenden Schnee in eine frostige Pfütze verwandelt ist und vom Kreuzjoch weht der eiskalte „Schlernwind" (wie die Bozener sagen) über die Hochfläche her, daß die gelben Rosen und die abgefallene Blüthe der Obstanger und die schwere Hitze auf den rothen Platten uns wie ein überstandener Traum vorkommen.

Beda Weber sagt, von hier aus erscheine Meran am lieblichsten. Ich kann diese Meinung nicht bestätigen, sondern finde, daß die Aussicht von jedem der genannten Schlösser anziehender ist. Wenn man sich nun doch einmal dreitausend Fuß über das Thal erheben will, so steige man über die Töll zum Jochner an und gegen Pawigl ab, von welcher

merkwürdigen Wanderung ich in meinem „Frühling von Meran“ ausführlich berichtet habe. Dort schaut man viel weiter, als von dieser Scharte aus.

Der vernünftige Zweck aller Bergersteigungen ist, die gewohnte Erde, einen Theil derselben, in gewaltigerem Rahmen zu sehen und dadurch erst den Zusammenhang der Thallandschaft mit weiteren Kreisen des umgebenden Bodens kennen zu lernen. Wer eine Landschaft auch von einem oder mehreren hohen Bergen aus gesehen hat, verhält sich zu demjenigen, dem sie nur von seinen Wanderungen auf der ebenen Scholle gegenwärtig ist, wie überhaupt ein Mensch von weiterem Gesichtskreis zu dem beengten Beurtheiler. Hätte Weber den Ueberblick über das ganze Etschland gemeint, so könnte man ihm noch theilweise Recht lassen, aber die Stadt selbst schrumpft von solcher Höhe aus schier in weiße Punkte zusammen, wie der Küchelberg, der sich vom Thalboden nicht mehr recht abheben will.

Daß die „silberfadige Etsch augentröstlich absticht“, ist auch für einen Gebirgswanderer nichts Absonderliches. Drüben aber vom Vigilijoch schauen die Kalkberge von Gröden, die vor das Suldener Eismeer hingelagerten Ferner und zahllose Gipfel aus Schnals-, Pfelders-, Pfosen- und Oetzthal in die Meranerlandschaft herein, wodurch das grüne Thal eine ganz andere Miene erhält und einem Smaragd gleicht, der als Rose inmitten eines großen Diamantschmuckes angebracht ist. Durch Vergleichung ergründet man das Wesen der Dinge. Wer auf dem Monte Baldo gestanden ist und das Nordwestufer des Gardasees von der Ortler und Veltliner Eisgruppe umringt gesehen hat, dem wird das Bild auch nicht mehr aus der Erinnerung schwinden, wenn er vom See

selbst aus nichts als die Feigen und Limonengärten der heißen Ufer sieht.

Hier, bei der heiligen Katharina, wie drüben auf dem Vigili-Joch, stellt sich die Einbildungskraft des Volkes einen alten Heidentempel vor, in welchem die Sonne verehrt worden sein soll. In dieser Fabel steckt schöner Sinn, weil den Thalbewohnern das Gestirn über jenen Höhen aufgeht und niedersinkt.

Die Gemälde an den Wänden des weitschauenden Kirchleins hat man mit Kalk überschmieren lassen, doch schauen noch Hölle und Fegfeuer durch die Tünche, wie alte, bilderreiche Wahrheit durch dogmatische Verkleisterung.

Auch die Schriften sind noch sichtbar, welche die Malerei deuteten. Ein Schrein ist noch vorhanden, in welchem heilige Männer und Frauen, schön aus Holz geschnitzt, zum Vorschein kommen, wenn die vergoldeten Thüren geöffnet werden.

Das Alles zeigt der „Sulfner", der Wirth neben dem Kirchlein. Seine Behausung zeigt einen seltsamen Gegensatz zu den Gärten des Etschthales, in welchen der hohe Frühling schaltet. Da laufen Ziegen umher, welche hungerig nach den dürftigen neuen Halmen auslugen, welche unfern vom Schneerande zu sprießen beginnen; die kleinen Obstbäume, welche, um ihr Wachsthum gegen die Stürme der Höhe zu schützen, an feste Stangen angebunden sind, stehen noch ohne Blätter da, die Buchen rauschen mit ihrem braunen dürren Laub wie im Luftzuge des Eismonates und von der Rast auf der Bank treibt der Höhenwind uns rasch in die finstere Stube, welche ein mächtiger Ofen erwärmt, wie anderswo in den Hütten der Hochthäler.

Die Stube dieses Bauern ist ein Haltplatz für die meisten derjenigen, welche in das eigentliche Haflinger Dorf und noch weiter in die Höhenansiedelungen hineinwandern und ihren Durst vom beschwerlichen Steige löschen und von der Anstrengung ausathmen wollen. Der Eine, welcher an der braunen Wand sitzt, brachte aus seiner Scheune Gerste nach Meran, die er gegen einen Sack voll Mais ausgetauscht hat, welchen das Maulthier trägt, das draußen unter dem lichten Thorbogen rastet. Auch zeigt er selbstgefällig einen gewundenen Peitschenstiel aus Zurgelholz*) her, dessen Besitz aus demselbigen Handel entspringt. Die Haflinger Brodträgerin, welche auch den kärglichen Briefverkehr ihrer Heimath mit der Welt vermittelt, kommt schweißtriefend mit ihrem Korbe herein und wird dafür, daß sie ein Bündel Kerzen für diese Herberge mit heraufgebracht hat, mit einem Kruge Milch abgelohnt, den sie mit endlos wiederholten Dankessprüchen von dannen trägt. Mit ihr ist die nicht minder allwöchentliche geistige Nahrung dieser Hütte, das Südtiroler Volksblatt heraufgelangt, welches in seiner Weise auch den Haflingern auseinander setzt, was die Leute in der blauen Tiefe dort drunten treiben.

Ein anderes Weib bringt einen Schurz voll Kräuter herein, welche sie „Ehebaum“ nennt, in Wirklichkeit die Blätter mehrerer cichorien-ähnlichen Pflanzen. Die „Cimbern“ von Folgaria nennen den Epheu so, die Oesterreicher die Eibe und die Tiroler anderer Thäler wohl auch diese und jene Buchenart. Die Haflinger Weiber aber legen, wie man sieht, solchen Namen den erwähnten Wiesenkräutern bei und sammeln sie fleißig gegen manche Krankheiten ihrer

*) Celtis australis.

Rinder. Doch müssen sie frühlingssaftig sein, wie jetzt in den glänzenden Lenztagen.

Während die Hausdirne einen großen Korb voll grober, frischgewaschener Hemden an einem Strick durch das Zimmer hin ausbreitet, ruhen alle diese Gäste auf einer Bank, über welcher ein gar absonderliches Gemälde hängt. Dieses stellt den Heiland der Welt in blauem Gewande, doch mit drei Nasen und sechs Augen dar, in welcher Weise es die mystische Kunst vergangener Jahrhunderte nicht verschmähte, an das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit, die drei Personen in einem Wesen, zu erinnern. Zu ihnen tritt nun auch noch der Wirth und erzählte von den vielen Schatzthalern und Geldstücken, welche sein Vater in der alten Truhe angesammelt, und welche wälsche Diebe während der Ruhe eines Sommernachmittages auch in dieser hohen und entlegenen Hütte zu finden wußten.

Ueber die von Weber hieher verlegten Sagen gehen wir hinweg und genügen uns an der nordischen Einsamkeit und dem Gedanken an das laue Luftbad, in welches wir wieder mit neuer Lust hinabsteigen werden.

Es bleibt uns noch der Weg nach Norden, ins Passeier. Ich schildere seine erste Strecke in einigen Zeilen, welche ich meinem Büchlein über „Meran" entnehme.

In der Richtung gegen Passeier kann man sich auf zwei Steigen bewegen. Der eine davon ist der Saumweg, welcher über Riffian hinauf führt, der andere folgt der durch den Lazagersteig gegebenen Richtung und gewinnt endlich den „Wall", die künstliche Wasserrinne, durch welche ein Theil der Weinberge und Wiesen von Obermais überrieselt wird.

Beide Steige, der am rechten und der jenseitige am linken Ufer der Passer sind durch Schönheiten ausgezeichnet.

Rasten wir eine Weile auf dem Felsen der Höhe hinter der Zenoburg, auf welcher das große Kreuz steht.

Dort unten streift die Welle des Flusses fast an die Blätter des tiefgeneigten Feigenbaumes. Am Zaune der vielfarbigen Wiese drüben überschaut ein Knabe die rieselnde Fluth in den Rinnen, deren Schleußen er aufgezogen hat. Er „wassert". Sich selbst aber tränkt er mit Wein aus einem cylinderförmigen Holzgefäße, welches neben ihm steht. Die trübe Flur überrinnt nicht nur die Wiesen, sie schäumt auch durch die Berberishecken, deren Blüthen schon zu röthlichen Fruchtansätzen geworden sind, sie rieselt auch über den mit unförmlichen Blöcken gepflasterten Weg hin. So wird das arme alte Weib, welches unter einem Tragkorbe seufzend daherkommt, gezwungen, sich durch das hohe Gras der Wiese am Berghang hindurch zu arbeiten. Das Weiblein kommt aus dem hintersten Passeier, von einer Hütte bei Rafenstein, und trägt Schmalz nach der Stadt, das es von Oetzthalern, die über den Timbl gekommen sind, gegen einige Ferkel eingetauscht hat. Es meint, einen Gulden würde ihm der eintägige Weg, auf den sich jeder Tourist auch ohne Tragkorb etwas zu gut thun darf, wohl eintragen.

Die Grillen singen und peinliche Schwüle beschwert die dunstige Luft, in welcher kein Blatt der Nußbäume zittert, deren Fuß von den lauen Wiesenwassern bespült wird. Dort, wo die Schlucht des Finelebaches von unserem Wege berührt wird, scheint dieser im Geröll und Schutt des Wassers zu verschwinden. Mit welcher Gewalt er nach Regengüssen aus den Rinnsalen seiner Spronser Berge hervorzutoben vermag, das zeigt die Schutzmauer aus Findlingsblöcken, welche links und rechts das grüne Wasser eindämmt. Rechts stehen auf

dem grünen Anger Häuser unter mächtigen Kastanien, links aber sieht man in den Bach hinauf, wie weiter droben ein Rinnsal aus ihm abgeleitet, dann auf einem ausgehöhlten Stamme wieder über ihn selbst zurückgeführt worden ist und endlich auf seinem linken Ufer fortplätschert, um den Pflanzungen sein kühles Wässer zuzuführen.

Während wir solche Dinge betrachten, haben sich auf den Spronser Bergen Gewitterwolken von der drohenden Farbe des Achates angesammelt, von deren feuerflüssigem Rand eben solche Strahlenbündel ausgehen, wie wir sie auf dem Tiroler Berge von den Dunsthaufen, hinter welchen die Abendsonne hinabgesunken war, hervorbrechen sahen. Schwere Tropfen fallen, Donnerschläge hallen durch das kahle Spronser Thal hin, dessen Bäume büschelweis an den Abhängen auf vorragenden Felsblöcken stehen und wir suchen in einer der Hütten von Kuens Zuflucht.

Vom Dorfe Riffian herab tönt die Glocke, die „Wetterstreiche“ wie die arme Frau sagt, durchdringen das Thal und die breiten Blätter des Feigenbaumes, der sich an das schmutzige Gemäuer anschmiegt, senken und heben sich, von den Wasserkugeln getroffen, welche aus den niedrigen Wolken herabfallen.

Während so Glockenklänge und Wohlgerüche unter dem dumpf schallenden Regen hinziehen, holt der Bube den kleinen Strohsack seines jüngsten Brüderchens, welcher draußen auf der Wiese gesonnt werden sollte; andere halbnackte Kinder sitzen auf dem Boden der rußigen Küche und essen gesottene Bohnen, — das älteste der Mädchen muß Kaffe mahlen, die Mittagspeise, und nur einer der Knaben belustigt sich damit, daß er draußen unter den zitternden,

triefenden Rebenblättern mit einem Steine nach neun Brettchen aus Lärchenholz wirft, welche eben so viele Kegel darstellen. Das kleinste Kind liegt in einer Wiege, welche weiter nichts ist, als die oberste, bewegliche Schublade eines Kastens. Die zwei Schubladen unter dieser Wiege sind mit elendem Geräthe ausgefüllt.

Unter solchen Umgebungen mögen die schlimmen Launen des Himmels über uns fortgrollen.

Werfen wir einen Blick auf den anderen Weg am linken Ufer der Passer.

Der Bach, welcher die Obermaiser Wiesen anfeuchten soll und unter dem Schönnaer Berge herrinnt, nimmt seinen Weg manchmal durch kleine Felsentunnels, welche ihm die fleißige Hand der Bauern auf dem abschüssigen Hang eröffnet hat. Der Wächter des „Walles“ in seinem kleinen Häuschen hat sich eine kunstreiche Vorrichtung ersonnen, mittelst welcher ihm angedeutet wird, ob das Wasser in seinem Graben noch lebendig fortfließt, oder ob es demselben gelungen ist, das künstliche aus Thon und Sand aufgehäufte Ufer zu durchbrechen und wieder über den Abhang in die Passer hinab zu rinnen, von welcher man sie schon oben im Passeier abgetrennt hat. Es ist eine Stange, welche auf ein tönendes Eisen schlägt, und welche durch ein Rad in diesem Bächlein bewegt wird. In der aufgeklärten Welt unseres Jahrhunderts ist es landläufige Uebung, daß ein Ding schlechtweg so auszusehen hat, wie es seine Verrichtung verlangt, nichts weniger, nichts mehr, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die herkömmliche Gewerbthätigkeit, welche für die sinnlose Welt arbeitet, hier sich ohne Weiteres mit einer Stange begnügt hätte, welche klappert.

Dieser Wallhüter aber, ein Bauer, hat an der

Spitze der Stange einen mit allerlei Federn und Hörnern verzierten Thierkopf angebracht, welcher von Augenblick zu Augenblick auf das zitternde Eisen fallend ihm die ständige Fluth des Baches anzeigt. Er würde sicherlich erwachen, wenn dieses eintönige Geräusch in der Nacht plötzlich aufhörte.

Von hier aus betrachtet, steht Riffian am Rande einer brüchigen Wand hoch über der Passer. Drüben aber wird man von solcher Schroffheit der Lage nichts gewahr, weil allerlei merkwürdige Dinge am Wege den Blick mehr anziehen. Hier wirft auf einer Unglückstafel der knochige Tod einen Menschen über den Abhang eines Felsens, dort kommt viel verschlungenes Wurzelwerk der Einbildungskraft zu Hilfe, welche in der Abenddämmerung den „Billernorken", den Passeirer Waldgeistern, begegnen möchte.

Dunkle Fichten, die Stürze oberschlächtiger Mühlwasser, das Abendroth auf dem Hirzer, die Wölbungen der Rebendächer und die epheuumsponnenen Fruchtbäume geleiten uns bis dahin, wo endlich die Spuren südlichen Pflanzenwuchses im Walde verschwinden und der Harzduft der Fichten alle anderen Wohlgerüche verdrängt. Hier aber begegnet uns im Abendstrahl noch ein barfüßiges Mädchen, welches von Meran heraufgestiegen ist und sich um seinen morschen Strohhut einen wunderbaren Kranz von rothglühender Cydonia und weißer Myrthe geschlungen hat. Mit ihm, welches singend im Walde verschwindet, sinkt unsere Vorstellung vom Frühling jenes Thales in die Schatten der Erinnerung. Aber die Bilder dieser Vorstellung werden immer und immer wiederkehren, der unter allen Fluren des Heimatlandes dieser Frühling am herrlichsten leuchtet." — —

Es erübrigt noch, die Geschichte eines Aufenthaltes im Passeier kurz zu erzählen.

Ehe man, von Meran herkommend, den alten Schildhof Salthaus erreicht, öffnet sich zur Linken das Thal Vermur. Man wird dort nie vorüber kommen, ohne das Treiben der Holzknechte zu bemerken, welche an der Verwüstung des noch ziemlich waldreichen Thales arbeiten. Passeier ist noch immer der vorzüglichste Holzgarten für Meran und eine weite Strecke des Etschlandes.

Im Salthaus werden es nur wenige Fremdlinge unterlassen, aus dem Garten mit seinen Perspektiven glänzenden Laubes und vom frischen, summenden Wasser hinweg hinauf zu steigen in die adeligen Räume des Schildhofes, um seine goldene Bauernpracht zu bewundern. Gewiß aber fällt Jedem die Gestalt des Pächters auf, eines gewaltigen Mannes mit schönen Linien des Antlitzes, der an unser Ideal des Gothenvolkes erinnert, von welchem nach der Annahme einiger Schriftsteller die Bewohner des Meraner Thales abstammen.

Bei der „Kellerlahn", der Stelle eines alten Muhrbruches auf der östlichen Thalseite, der seiner Zeit durch unsinnige Abholzung erfolgte und sich von Zeit zu Zeit wiederholt, sieht man Blöcke und aufgewühlte Erde rings um die Passer, deren Ufer vielfach durch mürbes und verfaultes Holz bedeckt wird, welches die Wellen auf den Schotter warfen. Zwischen dem Geröll steht die eine und andere geknickte Birke, an anderen Stellen hat sich spärliches Gras angesiedelt. Mancher Wiesenfleck, welcher der Verschüttung durch die Geröllströme entging, ist durch die ringsherum einsickernden und festgesessenen Wasser moorig geworden. Hie und da sieht man einen mächtigen Block so auf einen anderen geringeren hingeschleu=

dert, daß er überhängt und jeden Augenblick herabstürzen will. Doch wird es wohl bis zur nächsten Schlammfluth währen, daß sich die schwere Last weiter gegen das Flußbett hinabsenkt. Der graue Schlamm, welcher in den Flußauen der Kalkalpen das Ufer und sein Geröll begleitet, ist hier durch zerriebenen Glimmer ersetzt, dessen Blättchen allenthalben gleißen. Seine lichte Fläche wird außer durch die Steine und die Felstrümmer hie und da auch durch den schwarzen Schatten eines Nußbaumes unterbrochen, dessen Stamm gar jämmerlich fest zwischen zwei Blöcke sich eingekeilt befindet, welche der Muhrstrom der Kellerlahn herabgewälzt hat. In solcher Landschaft ist das Durchziehen einer Karawane von farbiger Wirkung, wenn die dunkeln Maulthiere von ihren Treibern geführt klappernd neben den weißen Felstrümmern herschreiten und sich die Frauen auf ihnen durch bunte Sonnenschirme gegen die heißen Strahlen schützen, die der Boden zurückwirft.

An dem Dorfe St. Martin ist nichts Bemerkenswerthes. Das Thal erweitert sich mehr und mehr und kann einförmig genannt werden, weil kein auffallender Gegenstand den Anblick der waldigen Hänge zu beiden Seiten, des rauschenden Flußes und des kahlen Jaufenwalles unterbricht, der im Norden wie eine Wand den Gesichtskreis absperrt.

Etwas ganz Anderes aber wäre es freilich, wenn man in das östliche Seitenthal Fartleis hinaufstiege, welches sich zum Grünanger-Joch hinzieht, über das man nach Aberstückl im Sarnthal steigt.

Die Seitenthäler von Passeier sind im Allgemeinen den Reisenden völlig unbekannt; ich habe niemals einen Touristen gesehen, welcher in Grafeis oder im Kalmthal

gewesen wäre und Fartleis kennen die wenigsten Passeier-Fahrer dem Namen nach. Die nördlichen Abzweigungen allerdings, die zu den Eisfeldern von Pfelders oder gegen den Schneeberg hinführen, werden wegen der Uebergänge ins Oetzthal oder nach Schnals nicht gar selten besucht. Was aber Fartleis anbelangt, so ist das allerdings ein wundersames Thal und wer die märchenhafte, dem gewöhnlichen Touristen völlig versteckte Welt des deutschen Südtirol in einer ihrer absonderlichsten Erscheinungen sehen will, der pilgere dort hinauf und gehe über das hohe Joch nach Sarnthal.

Gleich von St. Martin an führt ein jäher, aber gar schattiger Pfad durch den Laubwald an der südlichen Felswand des Thales hinein. Manchmal besteht dieser Weg freilich nur aus einigen Brettern, welche neben der Wasserleitung am steilen Gestein angebracht sind, doch ist er gewiß zu allen Zeiten ohne Gefahr zu begehen. Sodann aber gelangt man zu hölzernen Hütten, welche die Jahrhunderte geschwärzt haben. Sie stehen zwischen schäumenden Bächen, Heiligenbildern, Kreuzen, hochstämmigen Fichten — ein wunderliches Nebeneinander der einsamen Menschen und der einsamen Natur.

In drei oder vier Absätzen, die immer wieder durch ebene Böden, durch die der Thalbach fließt, auseinander gehalten werden, hebt sich das Thal allmälig zum steilen Joch. Die unteren Absätze sind noch mit Wald bedeckt, die mittleren mit Gestrüpp, die oberen sind Weiden.

Als ich an einem Augusttage hinaufstieg, lag am Absturz der vorletzten Terrasse, an deren Rand oben eine aus Findlingsteinen gebaute Hütte für den Ziegenhirten steht, der Ueberrest einer Lawine, welcher wohl an drei Klafter Höhe hatte und sich

vielleicht jetzt noch dort befindet, um den Kern eines zukünftigen Gletschers zu bilden. Es wurde Nacht und unmöglich eine bewohnte Hütte zu erreichen. Zwar sah ich von ferne die Feuer der Hirten und Mäher, die sich im Freien ergötzten, auch hörte ich den Peitschenknall des Ochsenhirten von der Höhe dieses Anstiegs herab. Zum Glück stieß ich noch auf einen mit Heu ziemlich angefüllten Schuppen. Während ich auf den wohlriechenden Kräutern lag und ein feiner warmer Regen auf das Dach niederrieselte, von irgend einer Berghalde her das getrübte Feuer hereinschien und undeutlicher Wiederhall Stimmen aus dunklen Höhen hertrug, da wurde in mir so recht das Gefühl von der Herrlichkeit des Sommerlebens lebendig, des Lebens, welches unter Tausenden der Reisenden nur gar Wenige begreifen oder ahnen.

Bequem ist der Uebergang. nicht. Die Jochhöhe wird von brüchigen Platten Glimmerschiefer überlagert, welche Vorsicht erheischen. Auf der Sarnthaler Seite ziehen sich steile Bergmähder gegen die Thalmulde herab und ist überhaupt noch ein mühselig Stück Gehen bis zum gastlichen Hause des Herrn Vicars zu Aberstückl. Diesen aber bitte ich, wenn ihm folgende Zeile zu Gesicht kommt, daß er sich daran erinnern möge, wie ich die Deutung seiner Ansiedlung als „Oberes Stöckl", oder wie der Schematismus übersetzt, vicus superior, schon zu einer Zeit verworfen hatte, in welcher man noch nicht aus Schöpf's Wörterbuch der Tiroler Mundart wußte, daß er auf einem „aperen Stückl", das heißt auf einer Halde wohnt, welche im Lenz immer zuerst vor anderen Hängen des rauhen Thales schneefrei wird.

Kehren wir in die Thalsohle von Passeier zurück.

Der Name des berühmten Wirthshauses „auf dem Sand"

erklärt sich durch die Anschwemmungen des Flusses. Hier hauste jener vielgefeierte Hofer, ein schlichter Wirth, der durch die Hilfeleistung, die er den Geistlichen des Landes gewährte, der Veranlasser zahlloser Metzeleien in den Bergen geworden ist. Mit Recht beanspruchen sie ihn darum noch heute als den ihrigen. Das Denkmal, das sie ihm gesetzt haben, ist eine Kapelle zum heiligen Herzen Jesu — ein Denkmal des Mißbrauches, welchen Selbstsucht mit dem Vertrauen unwissender und guter Menschen getrieben hat.

Passeier hat keinen Fahrweg. Der Pfad, welcher, mehr oder minder dem Flusse entlang, die Thalsohle hinaufzieht, ist mit groben Steinen übersäet, welche die Bauern von ihren anstoßenden Wiesen und Feldern darauf geworfen haben. Es würde sich vielleicht empfehlen, wenn die Passeirer, welche das Andenken Hofers in so hohen Ehren halten, eine Straße nach Meran bauten und ihr den Namen Hoferstraße beilegen würden, ein Denkmal, welches freilich weniger in die Augen fallen würde, als die gestiftete Kapelle. Sollte derartige Rücksicht auf den volksthümlichen Helden nicht verfangen, so dürfte auch die Möglichkeit zu berücksichtigen sein, daß sich in Zukunft auf dem gegenwärtigen von Trümmern bedeckten Weg mehr Kühe als bisher einen Fuß brechen können. Von den Leuten selbst und ihrer Mühsal auf solchem Steig wird wenig zur Kenntniß genommen.

Im Passeier ist es vielleicht am schönsten im Hochsommer zur Zeit der Birnärnte, wenn eine tiefblaue Luft über dem ganzen Thale liegt und der ferne Laugenspitz indigofarben sich aus dem Glanz des südlichen Himmels hebt. Durch die Wiesen und an den braunen Hütten vorüber, neben welchen die Wallnußbäume stehen, rieseln die wohlthätigen Wasser,

die Bienen summen über den weiten Flächen der Buchweizenblüthe, die Passer rauscht glasgrün um die rothen Glimmerblöcke, blendende Wolkenhaufen ziehen manchmal von den westlichen Gletschern her über das üppig warme, duftreiche Thal. —

Da ich die Herberge, in welcher ich gewohnt habe, keineswegs empfehlen kann, so wenig wie einen längeren Aufenthalt in Vorderpasseier überhaupt, so will ich von ihr nichts weiter erwähnen. Dagegen verdient das wahnsinnige Geläute bemerkt zu werden, mit welchem den ganzen Tag über die Glocken von St. Leonhard in Schwingungen versetzt werden. Noch glänzten die Sterne am Himmel der Augustnacht, als es schon klang vom Thurme herab und der Abendstern war längst sichtbar geworden, ehe sie schwiegen. Eine lästige, leider in einem großen Theile des südlichen Tirol verbreitete Sitte. Es stimmt deßhalb mit meiner eigenen Meinung überein, wenn ein durchreisender Engländer unter den drei mirabilia von St. Leonhard im Fremdenbuch besagter Herberge zuerst „a noisy bell“ angeführt hat. Die anderen habe ich vergessen.

Am Vorabend des Festtages Mariä Himmelfahrt wurden die Fahnen vor die Kirchenthür gestellt, welche am nächsten Tage in feierlichem Umzug herumgetragen werden sollten. Ich betrachtete sie vom Kirchhofe aus, auf welchem man noch sorgfältiger als auf der Todtenstätte zu Bozen jeden Grashalm, jede Blume aus den Leichenhügeln und dem Grunde überhaupt ausgerissen hat. Auch hier will es der Herr Pfarrer „nicht haben“.

Der Festzug selbst bot einiges Merkwürdige. Die Jungfrauen, mit vergoldeten Kämmen und rothen Bändern geziert,

eröffneten ihn. Diesen folgten Knaben, welche verschiedenartige Heiligenbilder trugen. Dann kamen — wunderbar! — einige schwarz-roth-goldene Fahnen, die hier, der Himmel weiß was, bedeuteten. Auf anderen Fahnen fanden sich christliche Helden und Thaten, zum Beispiel der heilige Georg, Mariens Himmelfahrt und dergleichen abgebildet. Die Männer trugen grüne Hüte mit breitem Rand, der oben gelb, unten grün ausgeschlagen ist und gingen hemdärmelig. Andere hatten sich in lange blaue Gewänder, Schlafröcken ähnlich, mit rothen Einfassungen gehüllt. Eine große Figur wurde unter einem blauen Baldachin dahergeschleppt, von weiß und roth gekleideten Knaben gefolgt. Auch eine große Maria, welche ihren Fuß auf den Kopf der Schlange setzt, wurde gebracht. Weiß und schwarz gekleidete Mädchen trugen das Bildniß irgend einer Martyrin, auch den Rost und die roth angestrichenen hölzernen Flammen. Zuletzt folgte eine unabsehbare Weiberschaar mit lautem Gemurmel, die letzte mit blauem Schurz und Strümpfen war, wie mir mein Gewährsmann mittheilte, wie gewöhnlich die letzte in solchem Aufzug, eine Hexe. Während der ziemlich langen Dauer der Feierlichkeit arbeiteten selbstverständlich die Glocken, wie von übermenschlicher Kraft geschwungen und wenn man dem Fleiß der Buben nicht durch das Schallloch hätte zusehen können, man hätte meinen mögen, der so sehr verabscheute Dampf sei hier eingespannt, um den Glanz der Kirche verherrlichen zu helfen.

Bei einem anderen Feste, dem „Patrocinium" wirkte das Schießpulver mit, dessen bläulicher Rauch sich an verschiedenen Stellen über die Wipfel der Nußbäume erhob.

Die Tracht der Passeirer erscheint zunächst der von Meran gleich, mit nicht auffallenden Unterschieden. Am voll-

ständigsten ist sie beim Pächter des Wirthshauses zum „Sand" zu schauen, der, als eine Art von kaiserlichem Custos des National-Heiligthumes, sie wie eine Uniform tragen muß und das destillirte Tirolerthum mit Ostentation zeigt, was schon der vielen Fremden wegen eben so patriotisch als nützlich ist. Der Gürtel hat oft ähnliche eingenähte Aufschriften, wie sonst bei den Bauern des Berglandes. Sehr häufig ist es der Name Jesus, der vorne in großen Buchstaben angebracht ist.

Eine seltsame Gestalt ist der Posterpeditor von St. Leonhard — claudicans altero pede — welcher außer den Obliegenheiten seines Amtes noch Muße hat, Rasirer, Orgelbalgzieher, Krautschneider, Schütz, Weber, Kreuztrager, Chorsänger und Bombardonbläser zu sein. In einigem Einklange damit steht das Posthaus selbst. Seine Vorsprünge, Altanen, Hölzer zeigen eine ebenso auffallende Vielseitigkeit des Geschmackes. Man wird sich vielleicht wundern ein Posthaus irgendwo zu finden, wohin keine Fahrstraße führt. Es handelt sich auch in Wirklichkeit nur darum, dem Boten die Briefe und Packete abzunehmen, welche er in seiner Kraxe von Meran hereinträgt.

Von anderen Persönlichkeiten ist mir dort Niemand aufgefallen, als etwa der Brühwirth, der eine Tochter Hofer's zur Frau hatte und in seinem Hause die Trümmer von Granaten zeigt, welche 1809 durch die Dorfgasse flogen. Unbekannten Namens führe ich der eigenthümlichen Beschäftigung wegen einen Skorpionsucher an, der unter dem Geröll auf dem Wege nach Moos seiner Beute nachging. Das Skorpion-Oel wird noch immer angewendet, mit welchem Erfolg, darüber wußte der Fänger mir Wunder zu erzählen,

aber alles dies klingt absonderlich und erinnert an die vielen Thierbestandtheile, welche allmälig aus den Apotheken verschwunden sind.

Auch ein Weib begegnete mir dort, welches eben nach Einsiedeln in der Schweiz pilgerte und mir mit Eifer seine Fürbitte am Gnadenort aufdrängte, wenn ich ihm einen kleinen Beitrag zur Wegzehrung geben wollte. Ich willfahrte der Bitte, doch nicht ohne der Frau zu bedeuten, daß sie ihr Gewissen nicht belastet fühlen möchte, wenn sie die freiwillig übernommene Verpflichtung zu Einsiedeln etwa im Drange der Geschäfte vergessen sollte.

Den weiteren Weg, von St. Leonhard thalaufwärts, sollte Niemand zu wandeln unterlassen, der nach Passeier kommt. Die elegante Welt stellt sich, wie in so vielen anderen Dingen, auch bei der Bereisung dieses Thales ungeschickt.

Es lohnt sich kaum der Mühe, in der mitunter lästig heißen Sonne drei Stunden lang von Meran auf Maulthieren und Eseln durch eine ziemlich einförmige Thalmulde herauf sich abzumühen und im Thale gerade an der Stelle stehen zu bleiben, wo eine weitere Verfolgung des Weges die bisherigen Opfer an Zeit und Schweiß belohnen würde.

Den Trümmern der Passer entlang, welche das Wasser theils aus den benachbarten Glimmerwänden, theils aus den entlegeneren Thonschieferwällen mitgebracht hat, welche das oberste Passeier vom Oetzthal trennen, geht man vorerst eine ziemliche Strecke am Ufer hin. Nur wenige Schritte von St. Leonhard entfernt, da, wo die Passer die entscheidende Richtung umbiegend gegen Süden einschlägt, erscheinen schon die Eislager, von Westen herüberschimmernd.

Das Thal hat mit einem Mal einen Zug der Wildheit ange-

nommen, der vom Etschlande bis zum Fuße des Jaufen nirgendwo zu bemerken war. Hier beginnt Hinterpasseier, das heißt derjenige obere Theil des Thales, wegen welches dasselbe vornehmlich besucht zu werden verdient. Es ist dann ziemlich gleichgiltig, ob man beim ersten Stege über die Passer gegen Platt ansteigt, dessen Kirchlein weithin durch die Flußschlucht sichtbar ist oder auf dem, theilweise in Felsen gesprengten, Wege bleibt, der gerad aus, manchmal in bedeutender Höhe über dem wilden Wasser zum Dorfe Moos führt, welches erst sichtbar wird, wenn man am letzten Felsvorsprung gerade vor ihm vorübergekommen ist.

Das schönste aber, was in dieser Abtheilung des Thales gesehen werden kann, ist der Wasserfall, welchen Schaubach den „Platter=Fall" nennt. Er befindet sich eine kleine Strecke oberhalb des gleichnamigen Dorfes auf dem rechten Ufer der Passer. In ihm stürzen die Wasser, welche aus dem Thale Pfelders kommen, in den Fluß, welcher Passeier den Namen gab. Ich fand ihn, oder vielmehr die Stelle, von welcher aus er am besten zu betrachten ist, durch Zufall, indem ich versuchte, von Moos aus den Steg der Passer überschreitend, an den Halden der Platter=Seite fortkletternd, das Dorf Platt zu erreichen.

Mein Weg, den ich aufs Gerathewohl durch Jungwald und Gestrüpp suchte, wurde plötzlich durch den tiefen Bach unterbrochen und von unten her scholl das Getöse seines Sturzes. Ich kletterte wieder hinab, um ihn womöglich unterhalb des Sturzes zu durchwaten und bemerkte auf halbem Weg eine Felsplatte, die weit in die Kluft vorgeschoben ist. Nach einiger Mühe erreichte ich sie und nun genoß ich des Anblickes einer zerstäubenden Wassersäule ge-

rade vor mir, welche die Sonne — es war etwa um Mittag — durch den Schaum und den Sprühregen hindurch weingelb färbte. Von oben betrachtet, wo dem Beschauer die Sonne im Rücken gestanden wäre, hätte sich ein weiter Regenbogen über dem Schlund erhoben.

Dieser Wasserfall gehört zu jenen, welche oben, wo die Fluth sich gegen die Tiefe krümmt, mit aller Schwungkraft des eilenden Wassers theilweise an irgend eine hervorstehende Klippe stoßen, die bewirkt, daß sich der hingeschleuderte Wasserballen nicht etwa nur aufbäumt und dann wieder in den Bogen der glatten Oberfläche zurücksinkt, sondern weggerissen und durch die Luft, losgetrennt von der großen Menge des Falles, in die Tiefe geschleudert wird. Während des Augenblickes aber, in welchem er, wie eine rückprallende Kugel, zu Schaum zerschmettert in die Höhe springt, scheint die Sonne des Mittags durch ihn, daß den Beschauer in der Tiefe ein bräunlicher Schatten überfliegt. So hüpft eine strahlende Wasserhalbkugel nach der andern über das unsichtbare Hemmniß hinweg.

Die Passeirer freilich wären froh, wenn sie nichts von solchen Herrlichkeiten wüßten. Der Bach, welcher aus Pfelders kommt, trägt sein gutes Theil zu den Ueberfluthungen bei, die nicht selten am untern Laufe der Passer die anstoßenden Gründe verheeren. Solches und Ähnliches sagte mir ein Bauer, dem ich unten auf dem Geröll begegnete und dem ich, als dem ersten Entgegenkommenden, meine Freude über den schönen Anblick ausdrückte, welchen der so wenig gekannte Wasserfall gewähre.

Freilich hat er Recht, aber hier, wie überall, steht der anschauliche Genuß im Widerstreit mit der Nützlichkeit.

Was wäre unsere Erde ohne die Wildheit ihrer Berge und die Gefahren ihrer Wasser? Ein großer Acker, von Dünghaufen unterbrochen, eine Baumschule, ein Netz bepflanzter Vierecke. Es würde sich nicht verlohnen, ein Wort über einen solchen Planeten zu verlieren und der Geograph stünde vor einem platten Nichts, wie ein Schriftsteller, welchem die Aufgabe gestellt wäre, die Lebensgeschichte eines märkischen Bauern oder eines tadellosen Kanzlei-Registrators zu schreiben. Mir fielen dabei die Worte Kobell's ein:

A loamiga' Mensch
Ko' nix b'sunders derlebn:
Grad a Wasser, des stabt,
Tuat an Regnbogn geb'n. —

Den Besucher dieses Wasserfalles will ich noch aufmerksam machen, daß er vom unteren Ende desselben keineswegs nothwendig hat, nach Platt hinaufzusteigen oder nach Moos zurückzukehren.

Es ist möglich, auf dem nämlichen Ufer, auf dem Geröll der Passer, nahe an der Berghalde fortzugehen, bis endlich ein Steg erreicht wird, der diese überbrückt, worauf man wieder auf den erst erwähnten breiten Pfad, der von St. Leonhard nach Moos führt, zurückgelangt.

Für die Natur des oberen Passeier und Pfelderser-Thales insbesondere ist das Sprichwort bezeichnend: „Dort zerfallen sich mehr, als in ihren Betten sterben.“

Passeier ist in mancher Hinsicht ebenso eine Mischung von etschländischem und nordtirolischem Wesen wie Ulten, nur nicht in so auffälligen Gegensätzen nebeneinander sich zeigend, wie dort.

Diese Bemerkung gilt vom Aussehen der Natur und

ihren Erzeugnissen. In Bezug auf die Menschen läßt sich das keineswegs behaupten. Niemand ist vom sanften, ruhigen und freundlichen Wesen der Bewohner des Meraner Beckens mehr verschieden, als der Passeirer. Dieser erscheint dem Fremdling scheu, störrisch, eckig in seinen Sitten, als das, was man im übrigen Tirol einen „Zochen" nennt. Beispielsweise sage ich, daß ein Wirth, bei welchem ich mich mehrere Wochen aufhielt, es niemals für angezeigt erachtete, mich oder irgend einen anderen seiner Gäste zu grüßen, wenn er uns draußen auf dem freien Felde begegnete. Nicht selten kam es auch vor, daß Ankömmlinge, namentlich Maler oder dergleichen Fremde von etwas auffallenden oder burschikosen Geberden mit unverhehltem Argwohn betrachtet wurden. Ein solcher wurde den Gensdarmen angezeigt, weil er eine hölzerne Hütte auf dem Mittelgebirg abgezeichnet hatte und einen „rothen" Hut trug. Unter den Fremden mußte sich, den Meinungen der Passeirer nach, eine starke Anzahl Landesverräther befinden und es spricht nicht wenig für ihre Werthschätzung der eigenen Heimat und ihr Selbstbewußtsein, daß sie glaubten, die halbe Welt habe nichts zu thun, als sich über die Eroberung von Tirol den Kopf zu zerbrechen. Wer den Geist begriffen hat, der einem leider nicht geringen Theile der Tiroler Zeitungsschreiber in die Feder dictirt, wird sich nicht wundern, daß die Blätter, statt die Zochen auf ihren Unsinn aufmerksam zu machen, die löblichen „Gemeinden" in solchem Treiben noch bestärkten. Namentlich der „Preuß" ist es, dessen Gespenst auch in Passeier umgeht und wegen seiner Allgegenwart ohne Zweifel selbst die Sennerhütten, Bildstöckln und Kühe abzuzählen beauftragt ist, wenigstens wäre es ohne das nicht abzusehen, wie er sich aller Orten die Zeit vertriebe.

Einigen Predigern in der Wüste ist es gelungen, sich hie und da in einem Tiroler Blatte eine Spalte zu erobern, die nach dem herkömmlichen Material noch zur Besprechung allgemeiner Interessen übrig blieb und darin ihre Landsleute zu warnen, sie möchten nicht durch mancherlei Unlöblichkeiten, welche von hier und dort gemeldet wurden, die wandernden Fremden aus dem Land scheuchen. Solche Stimmen sollten vornehmlich an Passeier gerichtet werden. Wie unterschied sich beispielsweise dieser oder jener Wirth von seinen freundlichen Standesgenossen zu Meran und im Etschlande! Und wenn nun doch Jemand den Anfang machen soll, Tirol den Touristen zu verleiden, so sind es nicht die Wirthe, die sich vor Allen dazu berufen fühlen mögen — vielleicht überhaupt Niemand, als mancher wohlmeinende aber kurzsichtige Mann unter den Seelsorgern des Landes. —

Gerade im Norden von St. Leonhard liegt das kleine Bad Zögg, zu welchem man im Schatten mächtiger Obstbäume, Kastanien- und Nußbäume ansteigt, gewiß, nächst Salthaus, die freundlichste Stelle im ganzen Passeier.

Wer nach Erfrischung verlangt, braucht sich nicht in eine Wanne zu stecken und seine Glieder in das vielfach zusammengesetzte Mineralwasser der Quelle zu tauchen. Eine kleine Strecke unter dem Hause befindet sich auch eine bescheidene Vorrichtung zu einem starken Regenbade, welches demjenigen eine gute Kunde sein wird, der in der Sommerhitze aus dem Etschlande heraufkam. Gar lieblich ist auch hinter dem Häuschen die kleine grüne Grotte, in welche ein Bach herabrieselt. Stünde das Bad nicht da im Passeier, so wäre gewiß schon Jemand auf den Einfall ge-

rathen, gerade dieses kühle Becken zu einem Bade für Gesunde abzustecken. Aber auch demjenigen, der Kühlung außerhalb des Wassers sucht, wird es dort im Schatten der Trauerweide und im Hauche des Baches wohl werden. Wohl zu rühmen ist auch die schöne Fernsicht ins grüne Thal hinab, welche, wie alle Fernsichten des vorderen Passeier, mit der dämmernden Laugenspitz abschließt.

Gehen wir wieder zu unserem Wirth zurück.

Das Hausgesinde verspeist Blentenriebel (trockenes Muß aus Buchweizen) mit gestockter Milch, woraus ein vorwitziger Physiolog auf mancherlei Qualitäten der Passeirer indoles zu schließen sich versucht fühlen könnte. Aus Neugierde spazieren wir im Haus herum und halten es nicht für gemeinschädlich, wenn wir anzeigen, daß die „Bären" (Netze), mit welchen er seine Fische aus der Passer fangen läßt, naß auf der Altane stehen, während sich über den Angelruthen Spinnen ihre Behausungen gebaut haben. Da ist auch der feiernde Schlitten, Töpfe mit Farben, Zwiebeln an Schnüren und anderer Hausrath, der jetzt im schönen Sommer ruhig an seiner Stelle bleibt.

Gegen Abend legt sich der Wirth, nicht etwa in sein gutes Bett, sondern nach der Gewohnheit des Landes ins frische Heu — die Sommerkur der Passeirer und ihrer Nachbarn.

Wir dagegen ziehen es vor, uns an seinem guten weißen Wein zu laben und ein Gespräch über die Dinge des Tages zu führen, soweit es das unermüdliche Erz auf dem Thurme und sein Dröhnen zuläßt.

Von draußen dringt durch die Fenster, die wir, den ältesten Ueberlieferungen trotzend, aufgerissen haben, die würzige Luft des

Abends herein und jener Mensch, der mit einer Last frisch geschnittenen Heues auf dem Kopfe vorüberwandelt, gibt Veranlaßung, an die wasserdurchrauschten Wiesen zurück zu denken, in denen wir heute, von schönem Schatten beschützt, gerastet haben. Mit der Stille der Nacht — wenn endlich die Glocken unter den hervorbrechenden Sternen schweigen — tönt lauter der Fluß herauf. Wir aber empfehlen uns der Obhut der „Sixtengeister", die über die Nebelwiesen draußen schweben und legen uns, sowohl uns das wohlriechende Gras am Tage gefiel, dennoch in die bescheidenen Betten.

Nach diesem Ausfluge ins Passeier bleibt uns noch ein größeres Thal in der Nähe von Meran als Wanderziel, nämlich Ulten. Es ist nicht so berühmt als Passeier, aber nicht minder merkwürdig, weniger besucht und deßwegen angenehm zu bewohnen.

Bei Lana öffnet sich zwar die Schlucht des Falschauer Baches und mit ihm das Thal Ulten, die Thalsohle selbst jedoch kann nicht durch die Schlucht erreicht werden, weil an den meisten Stellen die steilen Wände neben dem Wasser keinen Raum übrig lassen, auf welchen sich der Fuß stellen könnte. Es ist also nothwendig, auf einem der uns wohlbekannten steingepflasterten Saumwege hinaufzusteigen und drüben wieder bergab auf die grünen Hochflächen zu wandern. Die Holzknechte freilich, welche Stämme aus Ulten in die Etsch herausflößen, machen sich von Zeit zu Zeit ihre Art von Steigen zurecht, wobei sie sich nicht scheuen dürfen, hie und da bis an die Hüfte im Wasser zu waten, doch wird dieser Weg außer von ihnen und den schwimmenden Holzstämmen nie benutzt.

Von der „Holzländ" an, auf welcher schachernde Engländer Tausende von Stämmen aufgeschichtet haben, die aus den Ultener Gründen herkommen, ihre Thaler einstecken und dem Lande Steingeröll und Elend hinterlassen, geht es auf glatten Steinen bergan.

Es ist die Landschaft, die sich so oft an den Ufern der Etsch wiederholt: Weinberge, von welchen eben jetzt die Steine abgeräumt werden, daß sie uns Fußgängern unten an den Mauern um die Köpfe fliegen, die Bäche, welche aus den Zäunen des höher wuchernden Gestrüppes hervorbrechen, um weiter unten anfeuchtend durch die Pflanzungen zu plätschern, der Duft des Düngers, der sich mit dem Duft derBlumen an den Weinbergmauern vermengt, die mit Epheu überwachsenen Brücken, die Berberizen, die blühenden Pfirsiche, die Kirschbäume und das, durch die Wurzeln abgehauener Bäume nicht mehr zusammengehaltene, stets durch Gewitterbäche noch mehr aufgewühlte Geröllgestein.

Je mehr man sich von den engsten Theilen der Schlucht entfernt und der Fernblick auf die blauen Höhen und das verflachte Flußbett des Etschlandes sich zur Einsicht in das grüne Ulten verwandelt, desto mehr tritt anfänglich die Vermischung nördlichen Pflanzenwuchses mit südlichem, späterhin unverkennbar überwiegend die nordische Landschaft auf.

Ein vorzügliches Bild der zusammenfallenden Gränzen bietet die Landschaft um den „äußeren Hof".

Da ist eine grüne Schlucht beschattet von Obstbäumen zu sehen, mit zahlreichen Brunnenröhren und Stürzen der hindurchgeleiteten Wasser, tannige Kofel und braune Häuser, die lose am begrasten Abgrund hängen, unten in der gewundenen Granitschlucht der Falschauer Bach und jen=

seits ihrer Mündung gegen Ost das verschneite Kreuzjoch über Mölten, welches auf die weißen Kirschbäume wie auf die hohen Lärchen hereinschaut, die hier wie eine Vermengung von Obstgarten und Hochwald neben einander stehen.

Im Ganzen wird das Aussehen des Thales mit jedem Schritte, den man seinem Bache entgegen macht, mehr düster. Vielleicht hat aus diesem Umstande ein bekannter Gelehrter Veranlassung genommen, den Thalnamen von ultima vallis abzuleiten, ein Verdienst um die Aufhellung tirolischer Ortsnamen, welches sich der Entdeckung des Ursprunges von Plangeros im Pitzthale, das nahe an den Fernern liegt, an die Seite stellen darf. Diese rührt von einem weniger berühmten Manne her und knüpft an die rauhe Witterung des Dörfchens Plangeros an, welche der Rose zuruft: plange, rosa! (trauere, o Rose!) und nicht minder ernst gemeint war, als die Erklärung des schönen Ultener Thales als die „letzte" Thule Tirols.

Weinlatten, mit jungem Laub bedeckt, Schaum kühler Wasser, mächtige Fichten mit weit ausgreifenden Zweigen, Schneestreifen nicht weit oben auf den abgeholzten Hängen, blühende Fruchtbäume jeder Art über dem rauschenden Abgrund bilden die Umgebung zur Linken und Rechten, durch welche man zu der Mulde der Ruine Eschenlohe emporsteigt.

Diese liegt da, ein rundlicher Thurm hinter hohen Fichten, durch deren Zwischenräume die Vierecke der zerbröckelten Fenster hervorschauen, eine wirkliche Burg des Etschlandes im nordischen Wald. Die Wand jenseits des Baches, hinter ihr, schaut lichtbraun herab mit spärlichen Büscheln von Nadelholz besetzt, welche hie und da den Nachschub des verwitterten Granites aufhalten.

Die „Sage“ erzählt, daß hier ein vorzüglicher Ort sei, um aus den Bahnen der Gestirne zukünftige Schicksale zu errathen. Dazu ist es nothwendig, einen der hohen Fichtenwipfel zu erklimmen und in den Himmel zu schauen. Dann wird man Schriftzüge in flammenden Lichtern sehen und eine wunderliche Stimme, welche die Bedeutung der Schriftzüge offenbart. Auch aus den Fensterhöhlen der Burg scheint oft ein blaues Licht, die unruhige Seele eines Fräuleins, welches einst in schönen Nächten Liebeslieder von dieser Brüstung in die Nacht hinaus sang, welche Lieder den tugendhaften Ultenern viel Aergerniß bereiteten.

St. Pankraz liegt auf einem grünen Teller, der gegen das Wasser hin vorsteht. Aus dem Waldrund rufen in diesem Frühling zahllose Vögel, erfreuliche Boten nordischer Landschaft und nordischer Sitten, welche die Gewöhnung des Vogelvertilgens nicht kennen. Auch dem Geruchssinn verkündet sich der kühle Wald, von dessen Rändern nun allgemach immer mehr die Spuren etschländischen Wachsthums verschwinden, durch den brenzeligen Dunst der Kohlenmeiler.

Daß wir von Lana aus über tausend Fuß heraufgestiegen sind, das erkennt man an der quellenfrischen, harzduftenden Luft, am Nebel, der nicht hoch über uns durch die Lärchen zieht, an dem Aussehen der Häuser, deren Stuben nicht so vertrauensvoll durch viele Oeffnungen und zugige, verschwenderisch große Vorplätze der Gunst des Wetters preisgegeben sind. Wer, wie ich, gar oft im Etschlande Heimweh nach nordischem Wasser und nordischer Luftbewegung verspürt hat, der komme da herauf, wo er zudem noch an dem heiteren Himmel theilnimmt, der so oft über Meran sich hinzieht, unter ihm aber nicht mehr die trockene Schwüle,

den Mangel des Waldklimas, die für Gesunde widerwärtige Spitaltemperatur, das dumpfe Stocken des Luftmeeres empfindet, welche besonders Menschen von reizbaren Nerven die Ufer der Etsch nicht selten, wenn auch nicht gerade zu einem Aufenthalt der Qual machen, doch den mächtigen Wunsch einflößen, wieder einmal in wahrer Alpenluft zu gehen und aus lebendigeren Brunnen zu trinken. Leider wissen die meisten Gäste Merans gar nichts von St. Pankraz, sonst würden sie, statt Sommerfrischörter an den heißen, nur von Culturpflanzen bedeckten Felsgehängen zwischen Partschins und Schönna, oder gar Obermais aufzusuchen, heraufkommen in das grüne Ulten, wo bis zu benanntem Dorfe hin noch immer eine schöne Mischung ist zwischen der heiteren Luft der Tiefe und dem Waldhauch wilder Berge.

Zudem ist es weit und breit nicht gemächlicher zu leben, als bei den zwei Wirthen dort. Wäre der leidige Saumweg nicht, der über Tscherms heraufführt und das Reisen zu Wagen freilich etwas anstrengend macht, so würde gewiß das Publikum St. Pankraz entdeckt haben. Ich empfehle es auch nur, weil ich weiß, daß sich doch Niemand hier festsetzen wird, weil es besagtem Publikum zu langweilig vorkommt und es sich immerhin unter einer großen Anzahl von Figuren seines Gleichen in der Bruthitze besser lebt, als im schönsten Walddunkel einsam und mit Ultener Comfort.

Aber schön und freundlich ist es doch beim „äußeren“ Wirth in seinen Zirbenstuben.

Vom äußeren Wirth und seiner schönen Stube, in welcher Scenen aus dem „Freischütz“ hängen, die von Versen in böhmischer Sprache erklärt werden, sieht man so schön in das Ultener Thal, wie es nicht leicht möglich ist in den

Häusern der anderen Orte. Indessen erstreckt sich die Aussicht vom Mitterbad auf eine zwar wildere aber nicht minder merkwürdige Landschaft.

Das „Schloß" der englischen Holzhändler, welches da steht, wo der Weg aus dem Thale des Falschauer Baches, dem Hauptgewässer von Ulten, nach Südost abbiegt und der Granit des unteren Thales sich an den Porphyr legt, aus welchem die Laugenspitz hervorragt, wird noch durch eine ansehnliche Trauerweide gekennzeichnet, daß es im südlichen Lande steht. Den Beruf oder die Hantirung der Besitzer verrathen die Stämme und Bretter, welche um das „Schloß" herum aufgehäuft sind. Nordisch aber sehen die ärmlichen Häuser drein, an welchen der steinige Pfad nach dem Mitterbad vorüber führt. Auf schwanken Brettern wird manches Wasser überschritten, bis man zu dem Dache vor dem Bad kommt, unter welchem sich der beschauliche Gast in schwüler Mittagsstunde an dem Geräusche einer Quelle ergötzen kann. Jetzt freilich, im feuchten Frühling, rauscht es da von allen Seiten und nur wenn der Fremdling die steilen, theilweise kahlen Halden betrachtet, welche das Thal einengen, wird er sich an die Steigerung der Sommerwärme erinnern, die, durch die zurückgeworfenen Strahlen hervorgebracht, von den Lüften des Gebirges aber nicht völlig so gemildert wird, als es der Gast für seine Wanderungen in der Thalenge wünschen mag.

Das Mitterbad besteht aus einer Anzahl von Gebäuden, deren Aussehen von innen wie von außen die Mitte hält zwischen den bekannten bäuerlichen Bädern Tirols und den höheren Anforderungen, welche sonst die Leute in der übrigen Welt an derlei Anstalten stellen. Es gibt einen Speisesalon

und ein Kafehaus, auch eine Art von Terrasse, auf welcher die Badegäste, gegen Regen geschützt, die Luft der hochgelegenen Thalmulden genießen.

Der Wirth gehört zum besten Schlag seiner Zunft und es wird nicht alle Tage dergleichen Einer gefunden an den Straßen des Landes. Seine besondere Freude hat er daran, daß es ihm gelungen ist, alle Ueberlieferungen einer gewissen Lustigkeit zu beseitigen, wegen deren vor Jahren das Mitterbad nicht minder berüchtigt war, als andere Heilquellen des Gebirges. Es ist vielleicht gut, im Allgemeinen an jene Dinge zu erinnern, von welchen das jüngere Geschlecht nichts mehr weiß. Vor etwa zwanzig und dreißig Jahren konnte man zu Zeiten in allen Bädern der Alpen, von Gastein an bis zu den Wassern von Bormio ein Treiben bemerken, welches sich überall durch den größten Mangel an unsträflichen Sitten, durch Ausschreitungen in fleischlichen Sünden kennzeichnete. Die jetzige Badewelt ist nüchtern und kühl gegen jene Vergnüglinge und wir, denen man so oft sagt, die Welt gerathe immer mehr ins Arge, müssen uns über die Sünden jener ehrenwerthen Herren und Frauen aus der guten alten Zeit verwundern, die in schönen Sommertagen die Langeweile des ganzen Jahres durch babylonische Thaten wett machten.

Dem Allem haben der sogenannte Genius der Zeit und der Mitterwirth ein Ende gemacht. Wenn er von jenen Tagen spricht, begleitet ein listiges Schmunzeln seine Rede. Und auch mancher alte Badknecht, der halb verschlafen zuhört, brummt einige Worte, die irgend eine Denkwürdigkeit im Abriß enthalten.

Von was wird in Bädern während der sogenannten

todten Zeit geredet, als vom Sommer und seinen Gästen? Da werden alle ihre Sitten und Meinungen besprochen, die schöne Zeit gerühmt und seufzend abgezählt, wie viel Monate oder Wochen darüber hingehen müssen, bis der erste eigentliche Kurgast seinen Einzug hält. Mitterbad ist indessen eine von jenen Quellen, welche auch während des Winters nie ganz verwaist bleiben. Fortwährend kommen Leute aus Ulten und den benachbarten Thälern, um sich das Wasser da zu holen, welches von ihnen als heilkräftig gegen Augenschmerzen betrachtet wird. Wie es mit der eigentlichen Wirkung der Quelle bestellt ist, vermag ich nicht zu sagen. Doch, meine ich, sollte Ulten auch von Solchen besucht werden, welche ihren Sommer zwar unter dem heiteren Himmel des Etschlandes verleben, aber sich nicht von der argen Hitze quälen lassen wollen, welche auf die Niederungen von Meran oder Bozen drückt. Denn verglichen mit jenen Gründen ist das Mitterbad ein gar luftiger und kühler Ort, was sich auch durch eine Vergleichung der Höhen erklärt, welche zeigt, daß wir uns hier etwa um hundert Pariser Fuß höher befinden, als auf der vielbegehrten Hochfläche von Oberbozen.

Ich lese in mancherlei Büchern, daß es nur dem Reiter, dem Fußgänger oder demjenigen, welcher sich in einer Sänfte tragen läßt, möglich sein soll, den Weg nach dem Mitterbad zurückzulegen. Bei dem Anblicke desselben halte ich es aber nicht für unthunlich, daß man auch in einem jener unbequemen Fuhrwerke hingelangen kann, welche in Tirol den „Frischfuhren"*) dienen. Glücklich jedoch ohne Zweifel derjenige, welchem diese Probe schwedischer Heilgymnastik als Vorkur erspart bleibt.

*) Fuhren für die Sommerfrische in den hochgelegenen Gebirgsorten.

Kehren wir, rasch über die Löcher und Blöcke des Pfades hinabspringend, ins Hauptthal zurück.

Bei dem Schlosse der Holzhändler beginnt jene Klamm des Falschauer Baches, hinter welcher das Thal in mancher Beziehung ein verändertes Wesen zeigt.

Erstlich läßt sich behaupten, daß mit ihr die schöne Mannigfaltigkeit aufhört, welche im unteren Thal gefunden wird und welche auf dem Nebeneinander von nördlichem und südlichem Pflanzenwuchs beruht. Sodann stellt der nur von einer schmalen Rinne durchbrochene Felsenwall nahezu eine Scheide dar zwischen wärmeren und kälteren Lüften. Jenseits desselben wehte an besagtem Frühlingstag ein kalter Wind von den westlichen Gletschern herein, welcher die untere Thalhälfte nicht mehr erreichte. Drüben hatte sich das Grün des vorgeschrittenen Frühlings noch weit weniger entfaltet und je weiter ich das Thal hinaufschritt, desto mehr vertraten Knospen die saftgrüne Blattfülle, an welcher sich das Auge von Lana bis St. Pankraz hinauf erfreut hatte. Die Grillen sangen nicht mehr und die Blumen wurden immer spärlicher.

Endlich beginnt auch mit der Klamm eine ziemliche Einförmigkeit der Bodenbildung. Die lange Glimmerschiefer-Mulde des Thales zeigt nicht mehr jene malerische Abwechslung, jene Vorsprünge und Buchtungen, Hebungen und Senkungen des Grundes, wie beispielsweise um das alte Schloß Eschenlohe. Im Hinblick auf diese Wahrheit muß ich also den Reisebeschreibern theilweise Recht geben, wenn sie vor dem Ultener Thale durch mißgünstige Bezeichnungen wie: „nicht lohnend" und dergleichen warnen. Sie haben Recht, aber eben nur theilweise und nur für den großen Haufen der Reisenden, welchen nichts daran liegen kann, Landschaften von mehr eintönigem oder düsterem Ausdruck zu besuchen und

darüber vielleicht irgend ein anderes Thal zu vernachlässigen, welches sich anmuthiger ansieht, wirthlicher und zugänglicher ist. Von Jedem aber, welcher das Etschland bereist, sollte es bis St. Pankraz oder auch bis zum Mitterbad besucht werden. Die ödere Strecke jenseits der Klamm schildere ich nur für einen kleineren Kreis, der keiner so mächtigen Anregung durch Farben bedarf, um die Gestaltung der natürlichen Dinge mit Genuß zu beschauen.

Die Rebe ist schon vor St. Pankraz verschwunden. Hinter der Klamm herrscht der Wald und die Wiese über den Getreidebau vor. Dem entsprechend ändert sich auch das Treiben der Menschen und Thiere. Hier brennt ein Feuer, an welchem die Enden der Pfähle geschwärzt werden, aus welchen man die Umzäunung der Weidegründe herstellt. Unglückstafeln melden in häufiger Anzahl den Tod von Menschen, welche beim Holzfällen und anderen Beschäftigungen im Walde zu Grunde gegangen sind. Auffallend ist auch, im Vergleich zum holzarmeren tiefen Etschland, die verhältnißmäßige Verschwendung, mit welcher hier wieder wie in den nördlichen Alpenthälern Stege aus Brettern oder Schwarten (den ersten Abschnitten eines Stammes) über die geringsten Wässerlein angebracht worden sind. Freilich bringt es die Natur des Thales mit sich, daß manchmal aus dem kleinen Rinnsal ein verderblicher Bach wird. Auf einen solchen Zufall bezieht sich die Inschrift einer Tafel, welche darstellt, wie zwei Knaben ertrinken und die ich des Beispiels halber mittheile:

Sie wollten über einen unbewohnten*) Schwartenstög gehen,
Und stürtzten leider hinab in den Fluß.
Da geht das Frühlingsleben zum Peschluß!

*) ungewohnten.

Merkwürdig ist auch manche andere Tafel wegen der Genauigkeit, mit welcher die Häuser und Hütten bezeichnet sind, die um den Schauplatz des Unglückes herum liegen. Da ist zum Beispiel zu sehen, wie die Walburga Reiner von Forch vom Schlag gerührt wird. Ueber jedem der Bauernhäuser steht mit weißen Buchstaben, wie auf einer alten Karte, dessen Name, und man lernt so die alten Hausbezeichnungen der Umgegend kennen, indem man belehrt wird, daß die nächsten Hütten zum Heisl, Leiter, Ortler, Rauchegg und Fuchs heißen.

Ein Zeichen der größeren Vereinsamung des oberen Thales ist auch die Neugierde, mit welcher die Inwohner der braunen Hütten sich an die winzigen Fenster drängen, wenn sie den Schritt eines Vorübergehenden vernehmen. Hie und da beginnen schon sich Schneeflecke auf den frisch gedüngten Weisen zu zeigen, schmutzige Ueberreste des schwindenden Winters, neben welchem der lilienweiße Frühlings-Crocus blüht, der im Etschland vor zwei Monaten verwelkt ist.

Die Gefährlichkeit der Wildwasser, welche mit der Hebung des Thales zunimmt, wird wahrnehmbar durch breite Geröllstreifen neben den Bächen, durch weite Einbuchtungen in den Uferrasen und auch durch manches Votivbild neben dem Wege. So sieht man unter Anderem eine mehr als lebensgroße Figur des heiligen Nepomuk, welche zwei Bauern hier aufstellen ließen, um, wie die Inschrift besagt, ihre „beiden“ Höfe vor Wasserschaden zu bewahren. Eine Aktiengesellschaft, welche sich den himmlischen Schutz sichern will, im Kleinen.

Neben den Gefahren, welche durch Elemente gebracht werden, scheinen die armen Bauern des Thales stark vom

Teufel und seinem Anhang bedroht zu werden. Einen traurigen Eindruck bringt es hervor, wenn man bemerkt, wie das Gemüth dieser Menschen, die einen so harten Kampf um ihr Dasein führen, durch ascetische Weisheit noch mehr verkümmert werden soll. Da steht auf einem großen rothen Missionskreuz die Inschrift: „Rette Deine Seele!“, welcher Aufforderung allerlei Ablaßversprechungen angehängt sind. Die Gefahr, welche den Seelen derjenigen droht, die vom Morgen bis in die Nacht sich abquälen, des Tag's mehrmal Milchsuppe essen, zuletzt eine halbe Stunde lang laut beten und sich in irgend einer Hütte dieser Einöde auf den Strohsack legen, ist schwer ersichtlich.

Von den Wohnstätten, welche zwischen hier und St. Gertraud, dem letzten Dorfe des Thales liegen, ist besonders das uralte Wirthshaus „an der Eck“ zu bemerken, in dessen braun getäfelter Gaststube allerlei Sinnsprüche angebracht sind, welche dem Wanderer besseren Stoff zum Nachdenken geben, als die Orakel der rothen Kreuze In dieser merkwürdigen Stube versammelten sich einst die Bauern des Ultener Thales viermal des Jahres zu einem Thing, in welchem sie ihre Rechtshändel schlichteten. Jetzt haben weise Behörden den Bauern solche Mühen abgenommen und das Haus ist so verödet, daß dem Wirth auch der geringste Gast, welcher bei ihm zukehrt, von einiger Wichtigkeit scheint. Freilich sind es nur Wenige, welche ihr Weg daherführt. Das Thal ist eine Sackgasse, welche in hohen Gletschern endigt, und außer den sparsamen, armen Wälschen, welche hinüber in das Val di Sol, nach dem Tonale, in die Lombardei gehen, werden wenige Reisende Veranlassung finden, in die alte Stube beim Eck hinauf zu steigen.

Im Uebrigen trägt die Landschaft um die Schlucht

herum, an deren Rand das „Eck" steht, vorzüglich die Merkmale des oberen Thales. Da ist der tief eingefurchte Bach, der vom nördlichen Gebirge herabkommt mit seinem Geröll, der lichte Fichtenwald mit seinen schlanken Bäumen, deren Aeste bis zum Gipfel hinauf die Bauern zum Einstreuen weggehackt haben; die Vesperglocke, welche vom hochgelegenen Kirchlein der heiligen Walburg in die Schlucht herabhallt, der Hirt, der Kälber hütet und dessen Peitschenknallen von den Bergen des engen Thales zurückgeworfen wird, daß es dem langsamen Knatterfeuer einer großen Menge von Soldaten gleicht, im blauen Hintergrunde das verschneite Eis der Gletscher.

St. Gertraud liegt dreitausend und sechshundert Fuß über Meran, ganz nahe an jenen vereisten Wänden, welche das Thal im Halbkreis abschließen, und seine Grenze darstellen gegen Martell und Rabbi. Je näher wir seinen Bergen kommen, desto mehr verschwinden auch die Knospen und die Aeste der Bäume sehen kahl her über die Schneeflecke, deren Anzahl zunimmt.

Die Hütten unterscheiden sich in nichts mehr von denen in nördlichen Thälern, deren wuchtiges Gebälk und winzige Kammern den Winter abwehren sollen. Auch schön gezimmert und von außen getäfelt erscheinen nicht wenige Häuser, besonders im Dorfe St. Nikolaus, wo uns der Wirth wälsch anredet, weil er sich nicht zu denken vermag, daß Jemand zu seinem Vergnügen in die Sackgasse des Ultener Thales hereinlauft, sondern gewiß über das Joch hinübersteigen will nach San Bernardo oder Malè. Dort drüben aber haben meist Wälsche zu schaffen.

Im Etschland glich die Beschaffenheit der Luft derjenigen, wie man sie nordwärts der Alpen an einem milden Juni-

tage verspürt. Hier oben dagegen war ein thauiger Märztag, voll von Schneedünsten und herumziehendem Nebel.

Die Faßdauben, welche als Eigenthum irgend eines wälschen Händlers mit seinen Anfangsbuchstaben gekennzeichnet, hie und da neben einer Sägmühle aufgeschichtet lagen, sollten noch mit dem Schlitten weiter geschafft werden. Dieß war indessen eine verspätete Rechnung. Wenn gleich noch um St. Nikolaus herum die Schneefläche sich durch den jungen Wald hinzog, in allen Mühlstürzen der Schaum eisigen Wassers hoch über die Wehren troff und es überall plätscherte von den feuchten Schneehaufen, so war doch weiter hinab, wie wir gesehen haben, die Frostdecke schon längst verschwunden.

Links kam ein gewaltiger Wasserfall von der südlichen Bergreihe herab, von welchem im Sommer nur ein geringer Inhalt zu verbleiben scheint, weil ich seiner nirgends in den Büchern oder auf den Karten erwähnt finde. Ihn nährte der beginnende Frühling.

Die vorzügliche Thätigkeit der Menschen, welche vom Wege aus wahrzunehmen war, bestand darin, daß sie, Männer und Weiber, in Butten den Mist auf die Gründe hinaustrugen, ehe der Schnee völlig verging, damit die nährende Jauche noch vom zerfließenden Wasser allseitig über den erweichten Boden hingeführt würde. Diese Gerüche sind in der That im größten Theile der Alpen die Vorboten des Frühlings und vertreten den Veilchenduft, in welchem die Knaben am Bache sich berauschen, wie es die Elegien der Dichter sich vorstellen.

Am späten Abend dieses Tages gelangte ich nach St. Gertraud, an einem Abend, dessen Finsterniß durch einen schweren Nebel, unter dessen Tropfen der Schnee knisterte, fast undurchschaubar war. Indessen freute ich mich der Abwechslung. Sie war in Wirklichkeit nicht gering. Während

beim Wirth in Tscherms unten das Getreid den höchsten Mann überragte, mußte ich hier den viereckigen Fußstapfen folgen, welche die Bauern in den Schnee getreten hatten, der auf dem gefrorenen Grunde auflag. Das Vergnügen eines Winterspazierganges „drüben" trat mir, der ich nun verwöhnt und durch eine lange Reihenfolge unbewölkter Tage fast gelangweilt war, wieder mit einem Mal in die Erinnerung. Gleitend, stolpernd, einsinkend, rutschend, in stetem Kampfe mit den Schwankungen des Gleichgewichts erreichte ich endlich den jähen Bühel, auf dem sich die bemitleidenswerthe Colonie von St. Gertraud oder Santa Maria wie die Wälschen sagen, zwischen Lärchen angesiedelt hat. Der Boden, auf dem sie sich erhebt, ist der kälteste und ihre Häuser die armseligsten des ganzen Thales.

Es war nicht gar leicht, in der finsteren Nacht, über das Glatteis hinweg, zu welchem sich die Schneekruste auf dem holperigen Dorfpfade verdichtet hatte, das Wirthshaus zu erreichen. Aus allen Hütten drang das Gemurmel des Abendgebetes und auch in der Herberge, zu welcher man auf einer leiterähnlichen Stiege hinaufsteigt, lagen Bauern auf den Knieen und sagten mit lauter Stimme die sich endlos wiederholenden Abschnitte des Rosenkranzes her. Die Wirthin, welche an der Spitze gerade vor dem Kreuzbild kniete, wimmerte oder heulte, so daß die Gesellschaft in der jämmerlichen Stube beim Scheine des Talglichtes trübselig zu betrachten war.

Indessen nahm auch diese Andachtsübung ihr Ende. Nachdem die Anwesenden ihre Gebete beendet hatten, blieben sie noch etwa fünf Minuten schweigend auf den Knieen. Sodann erhob sich die zerknirschte Wirthin, die Anderen folgten dem Beispiel.

Der Fremde, welcher ohne eigentliche Geschäftsabsichten, ohne Handelschaft mit dem jenseitigen wälschen Thal oder dergleichen hieher kommt, ist ein seltener Gast. Während des Hochsommers suchen allerdings zeitweilig Britten da eine Unterkunft, welche Reisen auf den Gletschern der benachbarten Eiswelt unternehmen. Nach diesen scheint sich die Anschauung gebildet zu haben, welche die frommen Gertruder über das touristische Pilgervolk im Allgemeinen hegen. Man bemerkt dieß an dem Geld, welches sie sich für ihren Mehlbrei und ihre Unterkunft bezahlen lassen.

Der Rest des Abends ging vergnüglich im Gespräche mit den erstaunten Knechten hin. Sie wußten mancherlei von jenen Zwischenfällen der deutsch-wälschen Kriege zu erzählen, die sich in ihrer nächsten Nähe, hoch oben auf den Gletschern, abspielten. Ich habe immer bedauert, daß jenes wunderliche Leben, jene überaus seltsamen Vorkommnisse, welche das entzweite Menschengeschlecht seine Mordwaffen bis in die ewigen Schneewüsten tragen ließen, niemals einen Geschichtsschreiber von Begabung gefunden haben.

Es müßte in der That ein Buch voll hohen Reizes sein, welches das Leben des leichten Fußvolkes dort oben auf den hohen Jöchern, das Treiben der Wachen, welche durch Alarmstangen (die von hier bis zur Franzenshöhe auf dem Stilfserjoch über die Gletscher hin, eine von der anderen aus sichtbar, aufgepflanzt waren) mit einander in Verbindung standen und die gelegentlichen Kämpfe, die versuchten Ueberfälle und das Handgemenge in der lautlosen Wüste anschaulich schildern wollte. Bis in das tiefere Ulten hinein wurden während der Kriegszeiten der letzten Jahrzehnte die natürlichen Vertheidigungsmittel des Gebirges in Anspruch ge-

nommen und noch weit unten im Thale hingen gewaltige Felsmassen nur durch Weiden festgehalten an den Wänden, um die vorüberziehenden Eindringlinge zu zerschmettern.

Während die Knechte über solche Dinge redeten, forderte die Mutter ihren kleinen Sohn, das „Klaserle", auf, für den Vater zu beten. Ich fragte ihn, wo der sei und er antwortete, indem er mit der kleinen Hand in die Nacht hinausdeutete: „Im Loch!" Damit war das Grab auf dem Kirchhofe gemeint, auf welchem Schnee und Nebel lagen.

Schließlich gab man mir eine Laterne in die Hand und ließ mich nach einer benachbarten Scheune geleiten. Die Unterkunft ist nicht sonderlich bequem, aber es wäre Schade, wenn sie anders sein würde, denn sie paßt zum eigenthümlichen Aussehen des hochgelegenen Dorfes. In der Scheune liegen Ackergeräthe und Stallzeug, Haufen von türkischem Korn und Krautköpfe unter einander. Daneben befindet sich, durch ein Brett abgesondert, die Bettstelle mit einem Strohsack. Zum Verschlafen ist keine Gefahr, denn mit dem Morgengrauen erscheinen die Knechte und ziehen unter und neben der Bettlade allerlei Geräthe hervor, dessen sie bedürfen.

Ich aber riß mich erst später von dem kühlen Lager los, als es der Sonne schon gelungen war, den Nebel von den blinkenden Berggipfeln abzustreifen. Das Frühstück nahm ich abermals in Gesellschaft der Knechte ein, welche mittlerweile schon wieder zu ihrer ersten Mahlzeit nach Hause zurückgekehrt waren. Beide Mahlzeiten waren flüssig, die meinige Milch, die ihrige eine graubraune Brühe.

Nach und nach drang das Sonnenlicht überall durch und beleuchtete die schneeige Landschaft, daß der Glanz die Augen in der engen Stube blendete.

So sieht es an einem Apriltage im oberen Ultener Thal aus. Ich lade den Leser ein, sich nun wieder mit mir in das warme Becken von Bozen zu versetzen.

Achtes Capitel.

Ein Blick in die östlichen Thäler.

Die Einmündung des Eggenthales in die Mulde des Eisak, welcher eben den Kuntersweg verlassen hat und im freien Lichte des beginnenden Bozener Bodens dahinrollt, macht sich an schönen Tagen, von der Talferbrücke aus gesehen, durch einen tieferen Schatten bemerkbar, der unterhalb des Castelles Karneid sich in die scheinbare Einsattlung der rundlichen, grünen Berge hineinlegt. —

Bei dem Zollhause angelangt, an welchem die Gemeinden des einsamen Thales ein Weggeld für die bequeme Straße erheben, welche sie dem Bergbache entlang in dessen Tiefe angelegt haben, vermag indessen Jeder, dessen Auge durch Beobachtung dieser Bildungen geübt ist, erkennen, daß er vor einer schattigen, wahrscheinlich weit in die Berge hineingerissenen Klüftung steht und daß ihn eine ansehnliche Wegstrecke von jenen Theilen des Thales trennt, in welchem die Abhänge wieder auseinander treten und die breitere Thalsohle sich als eine konkave Fläche von Matten und Feldern darstellt.

Hat er doch an dem gegenüberliegenden Sarnthale, dem leibhaftigen Ebenbilde dieses Bergeinschnittes, in Gröden und anderen Verästelungen des Eisakgebietes dieselbe Erfahr=

ung gemacht. Alle diese hochgelegenen Thäler wären durch einen Bergwall in der Richtung gegen den Hauptfluß völlig abgeschlossen, wenn nicht die angestauten Wasser hinausgedrängt hätten und ihnen allmälig ein Durchbruch nach dem sammelnden Flusse gelungen wäre.

Es begreift sich leicht, daß an den Durchbrüchen dieser Wasser entlang die kürzesten und nächsten Wege in den Hintergrund des Thales gegeben sind. Ebenso begreiflich aber ist es, daß die Bäche bei ihrem Zerstörungswerk sich tiefe Furchen durch die Felsen gesägt haben, ohne daß dabei links oder rechts von ihnen den durchschnittenen Wänden entlang gerade überall Raum für die Füße der Menschen geblieben wäre. Die Bergachen stürzen da meist durch wilde Tobel und jähe Klammen und an gar vielen Stellen würde es der Eindringling nicht bequemer finden, als wenn er an der Wand eines Tunnels hinklettern wollte. So ist es im Eggenthal gewesen, so in den beiden anderen erwähnten Thälern und dasselbe Schauspiel von Flußklammen, die vor dem Hauptthale wie ein Felsenthor dastehen, zeigen die Alpen überall.

Dieser Wildheit des Wassers hatten es unsere Altvorderen zuzuschreiben, wenn sie sich gezwungen sahen, den tiefen Schlund zu umgehen und im Schweiße ihres Angesichtes den Saumpfad hinanzuklettern, der links oder rechts das Joch anstieg und sich auf der anderen Seite wieder allmälig gegen das Thal senkte, wohin sie trachteten. Der Weg verhielt sich zu jenem, welchen das Wasser nimmt, wie der Umfang einer Halbkugel zu einer Linie durch ihre Schnittfläche, oder es fehlte wenigstens nicht viel daran. Denn wenn man auch jenseits gegen die schon höher liegenden Terrassen des Seitenthales nicht mehr so tief hinab, als vom Hauptthale aus heraufzuklettern hatte, so war es doch immerhin, ver-

glichen mit der Wasserstraße im kühlen Grund, besonders für Solche eine arge Plage, welche etwas zu schleppen hatten.

Es konnte nicht fehlen, daß die Vergeudung an Zeit, Arbeit und Geld, welche den Bewohnern durch die steilen Saumpfade erwuchs, ihnen nach und nach lästig ward. So versuchten sie es denn, sich gerade unten, dem Falle ihres Thalbaches entlang, bequemere Pfade anzulegen, und für ihre kleinen Gemeinwesen dasselbe zu thun, was zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts angeblich Heinrich Kunter zu Bozen für seine Vaterstadt that, indem er die Felswände neben dem Eisak für ihren Verkehr ebnete. Aber heute stehen den Eggenthaler Bauern zu solchen Zwecken wirksamere Mittel zu Gebot, als damals dem angesehenen Bürger.

Eine solche Straße gleicht dem Bergsteiger im steilen Gemsgebirg, der stets nach kleinen Vorsprüngen späht, auf welche er Zehen oder Fersen aufzusetzen vermag. Sie springt fortwährend von einem Felsufer zum anderen, je nachdem ihr diese oder jene für die nächsten Klafter der Strecke mehr bequemen oder sicheren Anhalt bietet. Wo das Eisen des Hammers nicht mehr hilft, hilft das Feuer des Pulvers. Da donnert es durch die rauschende Wasserschlucht, das alte Gestein fliegt zerschmettert zu den anderen Blöcken, welche vom Strudel zerrieben werden und die Bahn wird frei.

Im Eggenthal versucht es die Straße mehr als zwanzig Mal, bald links, bald rechts fortzukommen. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Verlegung des Weges von oben nach unten sich nicht nur vom Standpunkte der Nützlichkeit aus betrachtet empfiehlt. Um wie viel schöner bleibt doch der Pfad da unten im Vergleich mit den buckelig gepflasterten, bald schattenlosen, bald von kothigem Wasser überrieselten Saumpfaden dort oben! Die Gräser und Felsen bleiben

thauig, das sprühende Wasser kühlt, im engen Felsengange schlagen die Schatten zusammen.

So fand ich es oft, wenn ich auf der Flucht vor dem ätzenden Staube Bozens und seiner stockenden Hitze dort hineinging, um meine Oberfläche den wohlthätigen Einwirkungen der Verdunstungskälte zugänglich zu machen. Für denjenigen, welcher sich scheut, jede Steinplatte des hohen Weges nach Oberbozen mit seinen Schweißtropfen zu benetzen, ehe er dort oben in das Klima eines höheren Breitegrades gelangt, empfehlen sich da vor Allem die Fels- und Wasserkühlungen des Sarn- und Eggenthales in der nächsten Nähe, wenn er es nicht vorzieht, seinen Leib bis an den Hals in das Schwimmbecken zu tauchen, in welchem die Wasser der Talfer, obwohl sie weder von Schnee noch von Eis gespeist, sondern in ihrem Laufe nur von kühlen Schatten gehütet werden, den Wärmemesser fast nie über fünfzehn Grade hinaufdrängen. Merkwürdig aber bleibt es, daß die neue Straße im Grunde des Eggenthales, welche durch Schatten erfreut, vorzüglich gebaut worden ist, um von anderen Gründen den Schatten wegzunehmen. Denn die hohen Wälder am Fuße des Lattemar-Joches verspüren jetzt in ihren grünen Reihen die Lichtung der Betriebsamkeit und Gewinnsucht.

Das Eggenthal mag nach mir beschrieben werden von wem immer, die Darstellung wird an den Faden der Straße anknüpfen, der sich neben dem stürzenden Wasser durch die rothbraune Kluft zieht. Der achtzehnte September 1867 trägt die Schuld daran, daß ich dem alten Saumwege oben hiemit wahrscheinlich das letzte Erinnerungszeichen setze.

An jenem Tage zogen näßelnde Nebel über Bozen, der heiße Boden der Weinhänge dampfte unter der ungewohnten Befeuchtung und der unvertilgbare Sommerstaub verwandelte

sich für einige Stunden in zähen Schlamm. Was aber dort hinten im Osten an jenem Tage zwischen den Riffen der Dolomite geschah, davon erhielt ich erst am nächsten Morgen die zuverläßigste Kunde.

Als ich an eben diesem Morgen mit einem nordischen Freund bei genanntem Weghause unterhalb Karneid, der Veste, ankam, um ihm die Schlucht, die Wasserstürze, das üppige Gestrüpp und den allmäligen Uebergang vom Porphyr zum veränderten Kalk zu zeigen, war der Bogen der Mauth buchstäblich mit Brettern vernagelt, der Zöllner, unbekannt wo, in Ferien gegangen. Das Unwetter, welches über Bozen als feuchter Dunst schwebte, hatte am vergangenen Tage fast die ganze Straße und sämmtliche zwanzig Brücken zerstört. Mit Wahrscheinlichkeit kann gesagt werden, daß der größte Theil von allem dem in dem Augenblick noch ein nutzloser Trümmerhaufen ist, in welchem dem Leser diese Zeilen vor die Augen kommen.

Man muß zugeben, daß einiges Mißgeschick dazu gehört, wenn zwanzig seit geraumen Jahren erbaute Brücken gerade an dem Morgen zerstört werden, an welchem man sie einem Naturfreunde zeigen will. Statt des malerischen Anblickes einer südlichen Felsschlucht gewahrte man hinter dem Mauthhause nichts, als einige schwarze Schweine, welche sich in dem von der Ueberschwemmung mitgeschleppten Schlamm wälzten. Da aber Beharrlichkeit zu den Tugenden des Lernbegierigen gehört, so lenkten wir unsere Schritte nach dem schon verschollen geglaubten Saumpfade, welcher oben an den Aus- und Einbiegungen der Bergrücken hin zwar in drei Stunden mehr, als der tiefe Weg, aber doch überhaupt zum Ziele führt.

Dieser Saumpfad sieht aus, wie alle anderen im Etschlande. Auf glatten, massiven, in den Boden eingelegten Steinen, welche das Pflaster darstellen, steigt man in Windungen ziemlich jäh empor. Seine Ränder sind von rundlichen Geleisen durchfurcht, welche während des Winters wie im Sommer von Schlitten benützt werden. Letzteres Vehikel erinnert hier keineswegs an die Schneedecke, welche der Vorstellung des Nordländers davon unzertrennlich ist. Der Schlitten wird von den Bewohnern der steilen Berggelände über den nackten Boden hingezogen. Auch wird ein langer Karren gesehen, der bergauf auf vier Rädern rollt, bergab dagegen auf zwei, während ein Balken, den er hinter sich auf dem Boden nachschleift, als Hemmschuh dient.

Wunderbar dagegen und diesem Lande eigenthümlich ist der Pflanzenwuchs, welcher uns da beim Hinaufsteigen umgibt. In einer Höhe, auf welcher wir uns in der nördlichen Abdachung der Alpenkette schon nahe an der Gränze der Legföhre befinden würden, hängt die dunkelblaue Traube noch vom rundlichen Lattendache und es ist keine der am meisten verachteten, welche da oben wächst. Der Bauer, der aus seiner braunen Hütte die Aernte überschaut, holt uns einen Korb voll, der auf dem Stumpfe einer geschlagenen Föhre verzehrt wird. Die lange graue Eidechse, die nordwärts des Brenner nicht mehr gesehen wird, raschelt durch das rothe Weinlaub auf dem gleichfarbigen Boden, Aepfelbäume mit saueren Holzfrüchten stehen um die süßen Trauben, manchmal piept ein Goldhähnchen in den Brombeersträuchern und die Schlehe, welche aus Dornen schaut, gleicht dem Duft, in welchen allmälig die Niederungen des Eisak und der Etsch hinabsinken.

Niemand wird das länger betrachten, wenn er gewahr

wird, was nach und nach jenseits aller dieser Niederungen heraufkommt.

Wer sonst auf Bergen herumsteigt, findet von den Gebieten an, in welchen einmal die großen Rundsichten beginnen, nur mehr die Hütten der Hirten und zuletzt selbst diese nicht mehr. Im warmen Etschlande aber sind Dörfer und alle Betriebsamkeit der Menschen auf Höhen angesiedelt, von welchen aus man die Hälfte aller großen Gebirgsgruppen von Nord- und Südtirol erblickt. Rebe und Rhododendron, die edle Kastanie und die schmächtige Kiefer sind Nachbarn. Diese Dirne, welche in der Stube ihres väterlichen Hauses am Rocken sitzt, kann vor dem niedrigen Fenster draußen die gleißenden Giebel der Ortler- und Oetzthaler Eisfelder, den Ifinger bei Meran, die Scharte im Sarnthal, die Geisterspitze im wälschen Enneberg sehen, und eine kurze Strecke weiter hinauf bei anderen Häusern tauchen urplötzlich die weißgrauen Thürme der Fassaner Dolomite auf. Sagen läßt sich da freilich nicht viel mehr, als daß man, in die Ferne hinabschauend, zwei Farben erblickt: einen breiten stahlblauen Gürtel unten, in welchen alle anderen Lichtschwingungen zusammenfließen und einen anderen schmaleren, von mattem Silberglanz oben — und dann auch, daß von einem Tausend Fremder, welche dieses Land besuchen, Neunhundert Neunzig Begriffe davon heimbringen, welche sich nicht viel über die bestaubten Mauern erheben, in welchen sie dort unten ihre Reiselust büßen. Ohne seine Hochflächen wird die Herrlichkeit des Etschlandes nicht geahnt, geschweige denn verstanden.

So wandelten wir denn getröstet weiter. Manchmal liegt ein Brunnentrog, der vor Jahren da zum Tränken der Saumrosse diente, umgestürzt und vermodernd auf dem dürren

Pflaster, an anderen Stellen hat der Quell, welcher ihn einst ausfüllte, den Saumpfad in ein Bachbett, die anstoßende Wiese in einen Sumpf verwandelt. Ungestört hing dieser oder jener Spinner sein Straußenei-ähnliches Gewebe an den Gipfel einer jungen Föhre. Niemand kümmert sich auf dem verlassenen, vergessenen Pfade um die braunen, schwarzköpfigen Raupen, deren böse Schaar im Lenz von dort herabkriechen wird.

Dieser Weg auf der Höhe bietet die Schwierigkeit, daß man auf ihm in der gewünschten Richtung nur mit ansehnlichen Abschweifungen weiter kommt. In den zusammenhängenden Bergrücken ziehen sich an vielen Stellen faltenreiche Schluchten hinein, deren Rand umgangen werden muß, so daß man öfter gerade aus gegen Osten oder Westen geht, als dem südöstlichen Reiseziel näher rückt.

Indessen erreichten wir immerhin vorläufig das Dorf Gummer. Im breiteren Thale unten — die Wasserengpässe liegen nun hinter uns — rinnt das Wasser zwischen Wiesen um das breite Dolomit-Riff, welches sich vor den ferneren Hintergrund legt, ziehen Wolken hin und her, welche schon die metallene Färbung des Abends zeigen, die ärmlichen Häuser stehen im Kothe. Es ist ein verlassenes, ödes Nest. Der alte Pfad, der es berührt, wird nicht mehr betreten, die neue Straße liegt weit ab in der Tiefe. In der That sind die klerikalen Abgeordneten des Reichstages hier zu Ehrenbürgern ernannt worden.

Vor dem Wirthshause, bei welchem wir von allerlei Bedürfnissen beunruhigt ankamen, hatte ich denn auch ein kleines Wortgefecht mit meinem Reisegefährten aus Nordland zu bestehen. Er wies mich auf die ersten Folgen unserer übermüthigen Laune hin, so versteckte Thäler zu durchpilgern.

Denn außer sauerem Wein wollte uns dieses gastliche Haus nichts verabreichen. Die großen, einem Pfannenkuchen an Form ähnlichen Brode oder Fladen, welche man uns anbot, konnten mit unseren Taschenmessern nicht zertheilt werden. Die anderen, welche eben gebacken wurden, waren noch heiß. Doch halfen wir uns aus der Klemme. Mittelst einiger Eier und ein paar Stücken alten geräucherten Fleisches, welche am Ende entdeckt wurden, bereiteten wir uns aus letzteren heißen Brodstücken Klöße. Ein altes Weib, welches uns zusah, und uns in seinem Fassaner „linguaig" bedeutete, daß es aus Canacci und seines Zeichens eine Bettlerin sei, half uns dieselben zu verzehren.

Mein Begleiter schlug vor, diese Gegend das Kummerthal zu benennen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich hinzufügen, daß wir für unseren Imbiß, so bescheiden er war, immerhin ein Entgeld zu leisten hatten, für welches uns an der Gasttafel jeder Großstadt ein Mahl bereitet worden wäre. Man sah hier ohne Zweifel weniger auf den Ruf des Gasthauses, als auf die Unwahrscheinlichkeit, daß sich die Gäste ein zweites Mal in das Dorf Gummer und in das Kummerthal verschlagen lassen würden. Nachdem wir die frommen Sprüche auf den beinernen Messer-Heften unserem Gedächtniß eingeprägt, brachen wir auf, um vor Einbruch der Nacht das Dorf Welschnofen zu erreichen, welches weiter in den Wäldern und gegen den großen Rosengarten hinein verborgen liegt.

Merkwürdiges fiel uns in diesen Stunden weiter nichts auf, als eine Nachbildung jener Erdpyramiden, welche auf dem Ritten gesehen werden, im Kleinen.

Wir sahen deren von unserem schmalen Bergsteige aus etwa ein Dutzend auf einem brüchigen Abhange sich erheben.

Diese Pyramiden entstehen so. Ein Felsblock liegt auf lockerem Mergel oder Tuff. Luft und Wasser reißen den Boden um ihn herum in die Tiefe, das Stück aber, welches er bedeckt, wird durch seine Masse und sein Gewicht beschützt. Die Auswaschung wird immer eingreifender. Endlich erhebt sich die unter dem Blocke befindliche Erde über die mehr und mehr hinabgeflößte Umgebung, wie ein Thurm, dessen Kuppel eben jener Block darstellt. Einige solcher Thürme stehen noch, andere sind zusammengestürzt und die festen Blöcke liegen neben dem lockeren Schutthaufen. —

Während wir dieses Kapitel aus der Demolitions-Geschichte der Alpen überdachten, kam uns ein Mensch entgegen, der einen Reisekoffer auf den Schultern trug. Im Kummerthale ist es wohl erlaubt, sich unter solchen Umständen zu erkundigen, wer etwa der civilisirte Besitzer des Geräthes sein mag. Gepriesen sei das Loos der Maler, welchen allein es vergönnt ist, den Genuß tiefer Beschaulichkeit und selbstthätigen Wirkens zu vereinigen, die wandelbare Erscheinung noch einmal zu denken, die Laune der Natur in jeder derselben zu erspähen, und bei welchen solche Thätigkeit selbst von der klugen Welt nicht wie die von uns Anderen ein müßiges Vergnügen, sondern Arbeit genannt wird!

Wirklich kam dieser Koffer von einem Maler her, welcher dort oben das Licht und die Felsen betrachtete. Er hatte in dem nämlichen Blockhause auf der Höhe des Costalunga-Passes seine Unterkunft gefunden, welches wir am nächsten Tage zu erreichen gedachten. Wenn schon diese Entdeckung bewies, daß der Rosengarten mit seinen bleichen Felsen nicht auf unsere Einbildungskraft allein einwirkte, so war es doch eine geringere Kränkung unseres Neides, daß die Palette dort in

Anspruch genommen wurde, als wenn Feder und Tinte uns vorausgegangen wären.

Es dunkelte und bald schritten wir in tiefer Herbstnacht dahin. Wir sprachen von den Außenseiten der Natur, welche stets wieder als neu auffallen, weil das Schauspiel immer vor anderen Zuschauern aufgeführt wird. In den großen Weltstädten finden Bühnenstücke, welche hundert Mal hinter einander abgespielt werden, den Erfolg eines vollen Hauses. Diese oder jene Naturerscheinung scheint erhaben und fesselnd, weil wir in unserem kurzathmigen Dasein keine Zeit haben, uns an ihr müd zu sehen. Die alten Zwerge aber dort, deren König Laurin ist, betrachten gewiß nicht mehr die Gränzwälle ihres Reiches, die rosenroth in die Sonne, schneeweiß in den Mond schauen. — —

In Welschnofen fanden wir eine Beherbergung, welche in erfreulichem Gegensatze zu dem Aussehen sämmtlicher Hütten dieser Ansiedelung stand, das Essen ausgenommen. Der Herr Caplan hatte an dem nämlichen Abende eine Holztaube geschossen — diese für die Fauna der Gegend schätzbare Notiz servirte man uns statt irgend einer Fleischspeise. Man war bereit, durch Nacht und Nebel zu dem geistlichen Herrn hinüber zu schicken und ihn für die hungerigen Pilger um seine Holztaube zu bitten, eine Gefälligkeit, deren Verwirklichung an unseren Einreden scheiterte. —

Wälsches war in Welschnofen nichts zu sehen, als die großen breiten bequemen Betten. Was es im Uebrigen mit der Behauptung derjenigen auf sich hat, welche aus diesem Namen ein Welsch-Noven machen, eine Colonia nova italica, muß Gelehrten anheimgegeben werden. Ich gestehe, daß mir die Vermuthung Schöpf's, welcher das ältere Ouwen, Auen damit zusammenhält, auch nicht völlig ohne Grund

scheint. Wir befänden uns sonach im Bereiche wälscher Auen, was weder den gegenwärtigen Abgränzungen, noch weniger aber vielleicht früheren Bevölkerungsverhältnissen widerspricht.

Der Rest des Abends verstrich bei sauerem Wein und Schilderungen der Zerstörung des Hochwassers. Es war ein Augenzeuge da, welcher Brückengeländer aus dem Eggenthal im Eisak hatte schwimmen sehen. —

Wer am Morgen in eine Landschaft hinausschaut, in welche er bei zäher Dunkelheit gerathen ist, erlebt meist irgend eine Ueberraschung. So freute es uns, die rothe Wand, einen Seitenwall des Rosengarten, vor uns zu sehen, die an manchen Stellen in der That so mennigroth gefärbt ist, als lebten die Korallen noch, von denen nach Herrn von Richthofens Theorie sie und ihre dolomitischen Nachbarn aufgebaut und über den Spiegel des blauen Meeres emporgehoben worden sind, welches sodann daran brandete, wie jetzt der Föhn mit seinen Schneewirbeln. Ein schönes Stück Berg, welches allein schon die ermüdenden Steige des Kummerthales lohnt.

Es war ein Freitag. Wir brachen unter eintönigem Geläute auf, welches die „Angst Christi" bedeutet. Der Herbst war schon so weit gediehen, daß ich einen endlosen, weißen Faden hinter mir her schleppte. Man geräth da zuvörderst in einen Wald, dessen Bäume dichter bei einander stehen, als man es auf den Abhängen südlich des Brenner zu sehen gewohnt ist. Durch diesen Wald, in welchem die Kühle der langen Nacht und der Thau des klaren Morgens lag, rinnt ein Bach, der sich glasklar dahintreibt, weil er seine Niederschläge und die Trübung im Seebecken gelassen hat, das er durchzieht.

Dieses Seebecken aber muß als der Typus eines Alpensees betrachtet werden.

Man findet es auf wenigen Karten und kaum in einem Reisehandbuche und vielleicht nur dem Umstande, daß der Wald, dessen Wurzeln in die Fluth reichen, einen bestimmten Namen führt, ist es zuzuschreiben, daß man auch den See zu bezeichnen weiß. Jener Wald aber heißt der Karr (vielleicht besser der Kar-) Wald*), das Gewässer in ihm der Kar-See.

Auf diesen kleinen Alpensee wurde ich zuerst durch eine Photographie von Lotze in Verona aufmerksam. Da lagen in schwarzen Schatten die Wasser, die ragenden Bäume und das kahle Lattemar-Joch darüber — ein Bild, welches den Beschauer fast an den Aufgaben der Kunst irre machen konnte. Es war ein völliges Stimmungsbild, ein paysage intime, und doch ein bloßer Abklatsch der Natur. Die rechte Stelle und das rechte Licht waren glücklich gewählt, daß voller Erfolg die Arbeit lohnte und der Hauch der Kunst verspürt zu werden schien, welcher hier mit der Verkörperung einer wundersamen Natur-Laune zusammenfällt. Auch Moser in Bozen, der weit und breit die verborgensten Falten der südlichen Berge durchwandert, versteht es, solche Bilder zu machen, das heißt zu finden. Jeder Bergfreund, der in die erwähnte Stadt kommt, sollte diesen Mann aufsuchen.

Der Kar-See also war erreicht. Eine nässelnde Wolke sank eben vom Lattemar-Joch herab und ein Tropfen-Gewimmel trübte die glatte Fläche. Dadurch entstanden zahllose Farben: vom Beryllgrün bis zur matten Weiße leichten Schaumes,

---

*) Kar heißt der Scheitel eines Berges, auch eine Vertiefung. Wurzel arisch Kvar = curvus.

ohne die blauen Lichtschwingungen, welche durch das Wiederspiel des Himmels entstanden und die grauen Schatten, welche von Felswänden und Wolken darin auf- und abstiegen. Eine dicht geschlossene grüne Mauer umringt das einsame Gewässer, auf welcher sich eine zweite erhebt, die bleich und starr wie der Tod seltsam über dem flüssigen und über dem sprossenden Grün dasteht.

Ich setzte mich auf einen vom Wasser angenagten Block, der jetzt auf trockenem, schwarzen Geröll lag und schaute hinein.

Die Geister waren dankbar und zeigten mir gleich eines ihrer schönsten Schaustücke. Mit einem Ruck sanken die Wolken tief herab; ich sah nichts mehr von den Felswänden, vom Walde und nur wenig mehr von der Wasserfläche.

Da entlud sich die elektrische Last: es donnerte hin durch die Dolomite, daß der Hörer meinen konnte, die schmächtigen, lothrechten Zacken stürzten alle miteinander herab und in den See hinein, daß sein Wasser heraufflöge bis dahin, wo sie vor ihrem Sturze von den Sommerwolken umflogen wurden. Urplötzlich aber war es mit diesem Getöse und der grauen Decke vorbei. Sie verschwand und an ihrer Stelle tauchte wieder die bunte Wand von Bergen, Bäumen und grünen Wassertiefen auf — schneller als es gesagt werden kann, so schnell, wie ein Gott die endlose Welt denkt, welche er schaffen will.

Nun strich ich am Waldsaume und zwischen den Blöcken am Wasser umher. Hier hatte sich zwischen zwei mächtigen Baumwurzeln in einer Höhlung, deren Eingang ziemlich von einem losen Steine gedeckt war, eine Familie von Waldwespen angesiedelt, die jetzt vom Gewitter gescheucht, alle zu Hause waren. Dort kamen die Kohlenbrenner wieder

unter ihrem Obdach hervor, unter welches sie der Platzregen getrieben hatte, und machten sich mit ihren Stangen an den Meiler, dessen brenzelige Gase erfrischend mit dem Ozon des vorübergezogenen Wetters zusammenflossen.

Meine Begleiter zündeten ein Feuer an, um sich von dem Frostschauer des Berggewitters zu erholen und sich an der Flamme neben dem tiefen Wasser zu ergötzen. In der wimmelnden Bewegung ober der Feuersäule zitterten die hohen Giebel. Aus dem Gewölbe der Aeste drang über die Flamme her ein Luftzug, von ihrer Hitze angeregt. —

Der Regenguß hatte im sanft ansteigenden Alpenboden, auf welchem die Blockhütte des Costalunga-Passes steht, allerlei Bäche lebendig gemacht, zu deren Ueberschreitung sich überall ein Brett, eine breite Latte, ein umgestürzter Stamm fand. Endlich war die Hütte erreicht.

Sie besteht aus zwei Theilen, deren einer verschiedenen Verrichtungen dient, der andere einen ansehnlichen Heuvorrath gegen den Regen schützt. Die Ankunft einiger Fassaner Maulthiertreiber, welche eben aus dem wälschen Thale herauf „saumten" *) schien uns eine erwünschte Begebenheit. Auf einem der Saumthiere wurde ein geschlachteter Hammel bemerkt, mit dessen Fleisch die Treiber auf ihrem Wege aus Fassa nach Bozen Handel treiben. Von diesem waren wir zufrieden, ein Stück erwerben zu können. Auch Töpfe mit Levkoyen und Sämereien trugen die Thiere.

Während das Fleisch auf dem Herd der Hütte sott, wurden wir nicht müde, uns die Lichter an der rothen Wand, die leichten Nebel und die stolzen Baumreihen des

*) Auch bei den „Cimbri" der sette communi heißt Saum soviel wie Last.

Kar-Waldes zu betrachten, welcher hier nahe an den Jochpfad herantritt.

Noch aufmerksamer aber betrachteten uns die Hüterbuben mit länglichten, braunen Gesichtern und großen Augen, welche ab und zu Dornhaufen herbei schleppten, mit welchen sie das Feuer nährten. Nach einigen Stunden, die wir mit gymnastischen Uebungen im Heu zubrachten, wurde es uns jedoch klar, daß der ganze Kar-Wald das Fleisch des Hammels nicht gar gesotten hätte — und ich glaube, es würde unseren Versuchen, die wir von Zeit zu Zeit mit einer Gabel in den brodelnden Topf hinein anstellten, noch denselben kautschukenen Widerstand entgegensetzen, wenn ich heute darnach sähe.

Wir beschlossen, der Blockhütte auf dem Costalunga-Passe das Schild „Gasthaus zum saftigen Hammelsrippchen" anzuheften.

Durch Schluchten und Schlüfe von rothem Porphyrtuff erreicht man in jähem Abfall Moëna.

Wer hier Unterkunft sucht, der frage nach dem Albergo des Beppo. Mit seinem Italienisch wird er bei den Fassanern so ziemlich verstanden, umgekehrt dagegen hat die Unterhaltung ihre Schwierigkeiten. Die lächelnde Wirthin mit den graublonden Haaren dünkt dem Fremdling eine Baukis.

Von der wälschen Unbekümmertheit und dem landläufigen Mangel an Rücksicht findet er da nichts.

Und so mag sich der Wanderer, der auf seinem Wege nach den eisfunkelnden Bergen von Primiero hier abermals Halt macht, dieses erste wälsche Dorf besehen, während ihm die betagte Gattin des Beppo seine Speise — mit mehr Erfolg, als im „Gasthof" dort oben auf dem Joche — sorgsam bereitet. Mitten durch die Reihe der ansehnlichen Häuser rauscht der noch jugendliche, grüne Avisio. Ueber

die schwarzen Schieferdächer schleicht der Rauch. Wir treten in ein Magazin bei der Brücke. Dort stehen der Erlöser, der heilige Michael, Engel und Kinder in Wachs zusammen in einer Nische und die Ampel beleuchtet die kleine, bunte Grotte.

Bald nehmen wir dankbaren Sinnes gegen die sorgsame Wirthin Abschied und wandern südwärts.

Da treten immer näher und näher die schrecklichen Porphyr-, Granit- und Glimmer-Zacken, welche die Wasserscheide zwischen Fleimser Thal und Valsugana bilden — Mauern, grau wie das Fließpapier, welches bei der Mühle vor Predazzo zum Trocknen auf dem Grase liegt.

Auf derselben grünen Flur aber erhebt sich ein nicht unansehnliches Bräuhaus — eine Oase vaterländischer Cultur in der Polenta- und Branntwein-Wüste dieser Schluchten, wie Predazzo selbst eine Granitinsel zwischen jüngerem Gestein.

Und heraus tritt — ein beleibter schmunzelnder Mann mit grünsammtener Mütze und weißem Schurze, offenbar dem Hofstaate des brabantischen Bakchos angehörig, ein wackerer Württemberger, den sein Schicksal von der Jart an den Avisio verschlagen hat. Das schaumige Getränk wird mit Behagen genossen, während unsere Blicke den Garten messen, in welchem nützliche Kohlrüben und unnütze Dahlien gepflanzt sind, die glänzenden Pappeln, welche ihn umgeben, die noch glänzendere Cima di Lagorei, welche steinern darüber rastet — während uns ein höflicher Vicentiner zu den Marionetten einladet, welche er laut Zettel heute Abend vor dem illustro publico und der inclita guarnigione vorzuführen die Ehre haben wird, der Fluß dumpf an den kahlen Wänden rauscht und der wackere Bräumeister nicht ermüdet, uns zu fragen, was draußen im „Schwabaländle" Alles geschehen mag.

Neuntes Capitel.

Von Meran durch Oberinnthal nach Innsbruck.

Von Meran nach Innsbruck geht man über Finstermünz einen doppelt so langen Weg, als wenn man die alte Straße einschlägt, die Bozen, Brixen und den Brenner berührt.

Es ist bekannt, daß man jene die obere, diese die untere Straße benennt, nach der Richtung, in welcher die beiden an den Lauf der Etsch wie des Inn anknüpfen. Die Verödung, welche die Brennerstraße seit der Eröffnung des Schienenweges heimsucht, macht sich auch auf diesem Wege fühlbar, wenn man den Verkehr vor jenem für das Straßenleben Tirols entscheidenden Ereigniß mit der spärlichen Anzahl von Frachtwagen vergleicht, welche nicht mehr wie früher die Güter weit entfernter Gegenden, das Etschland mit dem Bodensee, Italien mit dem Rhein vermitteln, sondern dem Bedürfnisse der Thäler selbst dienen und Lasten befördern, deren Herkunft und Bestimmung selten weiter auseinander liegen, als die Endpunkte der Straße, welche ich beschreiben will.

Obwohl ich sie mehrmals zu verschiedenen Jahreszeiten in ihrer ganzen Ausdehnung von der neuen bis zur alten Landeshauptstadt abgegangen habe, will ich doch Niemanden, der etwas haushälterisch mit seiner Zeit umgehen soll, anrathen, meinem Beispiele zu folgen. Diejenige Thalumgebung, welche würdig ist, daß man freien Fußes, ohne durch die Last und die Wände eines Wagens eingeengt zu sein, durch sie hindurch schreite, ist auf eine im Verhältniß zur ganzen Straßenausdehnung geringe Strecke beschränkt. Es verlohnt

sich vielleicht nur, die Malser Haide, den Weg zwischen Nauders und Pfunds und einige Oertlichkeiten in der Umgebung von Landeck zu Fuß durchschritten zu haben.

Für Jeden, welcher auf seiner Reise nicht bestimmte abgegränzte Zwecke verfolgt, oder etwa gar beabsichtigt, ein Buch über Tirol zu schreiben, genügt auch der mehr undeutliche und verzerrte Anblick alles Uebrigen, dem er sich vom einseitigen Guckkasten seines Wagens aus hingeben kann. Wenn ich hinzusetze, daß die ganze Ausdehnung des Vintschgaues hin und bis in die Gegend von Landeck hinab gar viele ungastliche Herbergen und prellende Wirthe gefunden werden, welche sich, wie es scheint, für die Verödung ihrer Straße an den seltenen Wanderern rächen wollen, so wird das eben so wenig dazu beitragen, daß sich Fußgänger bewogen finden, einen Theil ihrer Ferien auf der oberen Straße zuzubringen.

Ich unternehme also die Beschreibung dieser Straße im Vorgefühl, daß nach mir nicht mehr gar häufig eine Fußreise auf ihr dargestellt werden wird und beginn mit dem schönsten auf ihrer ganzen Strecke, mit dem seligen Meran, welches ich im krystallenen Glanze eines Maimorgens verließ.

Da lag es, während ich zwischen den glitzernden Weidenblättern des Forster Wiesenweges hinausgehend mich so oft nach ihm umschaute, wie man es nur nach einem Orte thut, in welchem man viele Freuden oder Leiden erlebt hat, vom tiefblauen Ifinger überragt in seinem dunklen Grün, das schon längst von keiner Weiße blühender Fruchtbäume mehr unterbrochen ward. Gelbliche Wolken zogen über das Thal hin, dumpfer Wiederhall der Glocken drang aus der Tiroler Schlucht und die ferne himmelblaue Mendel schien mir in diesen Augenblicken ein letztes, zuwinkendes Erinnerungszeichen

aller Herrlichkeiten, die ich im Etschlande gesehen, gleich wie demjenigen, der auf das Meer hinaussteuert, der letzte Felsen der Küste immer noch manche Gestalt des verschwimmenden Strandes vergegenwärtigt.

Zuletzt sagte ich mir, was ich jetzt dem Leser sage, nämlich, daß der blaue Berg, auf welchem die zackigen Fichten stehen und um dessen Fuß ein unabsehbarer Rebengarten grünt, auf späteren Wanderungen durch das mittägliche Land noch weit häufiger ein Markstein unseres Gesichtskreises sein wird, als er uns bis jetzt erschien, ja daß wir auf seinem Scheitel umherwandern, von seinen Spitzen Edelweiß pflücken und aus den feuchten Wolkenschauern seiner Höhe in das schwüle sommerliche Thal hinabschauen werden. Solcher Gestalt war die Tröstung und darum wendete ich meine Augen wieder den nächsten Dingen zu, die mich umgaben, während ich gemach von der rundlichen Veste Forst auf dem Fußwege zur Töll hinaufwanderte.

Die Wiesen schwammen im Wasser, welches sie aus künstlich gezogenen Bächlein überrieselte. Das Wasser kommt aus der Etsch und war trübe, wie nach gewaltthätigen Regengüssen, obwohl seit vielen Tagen nicht ein Tropfen vom Himmel gefallen war. Unter der mächtigen Sonnenwärme hatten sich die Schneelager der hohen Thäler jäh gelöst und niederschäumend Erdreich von den Hängen gerissen, welches als bräunlicher Schlamm noch in den Quirlen dieser Wiesenwasser aufgelöst umhergetrieben wurde.

Aus den befeuchteten Rasen ragten die Kirschbäume hervor, an deren Blüthenstielen schon die grünen rundlichen Früchte hingen, während eine Woche später draußen im nördlichen Innthale ich mich noch ihrer weißen Pracht erfreuen sollte. An den Erlen und Birken, welche zwischen den Blöcken

am Flußufer stehen und vom aufstäubenden Schaum der Wasserstürze befeuchtet werden, naschten Kühe die saftigen Blätter.

Es ist ein merkwürdiger, freilich dem Kenner der Alpen nicht neuer Anblick, wenn man die Windungen der bequemen Straße verlassend bei Forst dem Fußweg in der Nähe des Flußufers folgt. Je mehr man sich der Töll nähert, desto ungeheuerlicher werden die Blöcke, welche da einstmals der Durchbruch eines gewaltigeren Stromes herabgerollt hat. Jetzt sind sie nicht nur von Gestrüpp und Buschwerk umgeben, sondern auf einem derselben erhebt sich auch ein weißes gemauertes Bildstöckl — im Kleinen, was die Kirche von Maria Stein im Unterinnthal nach größern Raumverhältnissen — und wird so durch Mauerwerk und seine Figuren, freilich unbewußt und in roher Form, der Sieg des Gedankens über den unbändigen Stoff ausgedrückt.

Die Töllbrücke wird in manchen Büchern als sehenswerth geschildert, wegen der „Fälle" des Etschflusses. In Wirklichkeit sieht man in diesen Fällen nur eine Verengung des Bettes, dessen Wasser dadurch aufgehäuft und zu ansehnlichen Wallungen genöthigt wird. Es ist allerdings derselbe Schaum zu sehen und das nämliche Gebrause zu vernehmen, wie bei mächtigen Wasserfällen, aber beide werden nicht durch das Aufprallen einer stürzenden Menge, sondern durch deren seitliche Zusammenpressung erzeugt. Dabei muß Manches nicht übersehen werden, was neben dem Flusse auffällt. Seine Ufer sind unterhalb der Brücke vom Grunde bis zur Straße aufgemauert und fallen die Bäche, welche sich hier in ihn ergießen, durch Schachte herab, welche man ihnen in den Mauern offen gelassen hat. Ein solcher Bach, der von der Partschinser Seite herkommt, stellt nun einen wirklichen Wasserfall dar, wie er aus der Maueröffnung kreideweiß ab-

stürzt und die Luft bewegt, daß der Strauch, welcher sich über der Oeffnung angesiedelt hat, hin und her schwankt.

Die Töll (Zoll), der alte Schlagbaum, wird von Nußbäumen beschattet. Wenngleich diese und andere Gewächse, die eines milderen Himmels bedürfen, noch viel weiter nach Norden hinaufreichen, so ist es mir doch immer vorgekommen, als ob man mit der nun plan fortlaufenden Hochfläche des Vintschgau die südliche Welt in Wirklichkeit hinter sich hätte. Die Rebe wird noch bis Schlanders gesehen und manches alte Gemäuer auf dieser Strecke erscheint noch mit ihren hängenden Dächern bekleidet — aber nirgends findet sich mehr der schroffe Uebergang wie zwischen dem allgemeinen Aussehen des Meraner Beckens und dem dieses Thales, welches vergleichungsweise eine Hochebene genannt werden kann. Daß mir mehrmals gerade an der Brücke Schneegestöber vom Westen ins Gesicht schlug, das über den Meraner Boden zu gleicher Zeit als kühler Regen hinging, will ich nur nebenbei erwähnen.

Das Aussehen der Gebäude freilich ist noch mehrere Meilen weiter hinauf ein wälsches — aber die Wiesen und Getreidefelder unterscheiden sich zur Genüge von den vielfarbigen und mannigfach gestalteten Pflanzungen unten und vielleicht ist es nur die allgemeine Waldverwüstung an der Sonnenseite der Berge, welche das Vintschgau als bezeichnendes Merkmal mit dem wärmeren Etschlande gemein hat. In noch weit höherem Grade gilt solche Verschiedenheit für die Menschen. Denn der Vintschgauer Bauer ist dem edlen Geschlechte des Etschlandes unter der Töll unähnlich, als ob er in einem weit entfernten Lande wohnte und zwar gründet sich die Unähnlichkeit auf Eigenschaften, wegen deren ihn Viele nicht einmal mehr als Tiroler gelten lassen und welche

so wenig lobenswerth sind, daß die Bewohner der Thalstriche zwischen Töll und der Malserhaide selbst sich verschiedene Gränzbestimmungen des Begriffes „Vintschgau“ zuschieben und sich möglichst aus der so benannten Gegend wegzuzählen geneigt sind. Ich will des Weiteren nicht auseinandersetzen, worin dieser schlimme Leumund seinen Grund haben mag und annehmen, daß sich hier zugleich ein Beispiel volksthümlicher Gau-Neckereien vorfindet, wie man ihnen überall und unter deutschen Stämmen am meisten begegnet. Doch wird nicht überflüssig sein, zu sagen, daß Vintschgau zu den ärmsten größeren Thälern des Berglandes gehört und man weiß, daß Armuth aller Schande Anfang ist.

Nicht weit von der Töll sieht man in das Zielthal hinein, in welchem der „Partschinser Wasserfall“ als ein breiter, weißer Streifen wohl bemerkt wird. Sein Bach wälzt oft mächtige Steine und Schlammhaufen der Etsch zu, wie man an der Muhr wahrnimmt, durch welche hier die Straße hindurchzieht.

Doch weiß der arme Vintschgauer auch aus diesem unsicheren Schutthaufen ärmlichen Nutzen zu ziehen. Die Weiber, welche dort gebückt auf dem weichen Schotter mit Schaufel und Hacke arbeiten, setzen Erdäpfel hinein, die einzige Saat, welche man dem verdächtigen Geschiebe, das sich morgen unter dem Andrang einer Gewitterfluth bis in die Etsch hinein fort bewegt haben kann, anvertrauen will. Daneben stehen kahle Bäume, deren Blätter den Maikäfern zum Opfer geworden sind und die Birkenzweige, welche man neben jenes Bildstöckl in die Erde gesteckt hat, zeugen von der bedrängten Andacht der Umwohner dieses verderblichen Baches.

So betrachtete ich mir die weiße Säule drüben, die aus der Ferne besehen unbeweglich sich vom Berg abhebt, wie

eine geradlinige Schneebahn oder die Spur einer abgegangenen Lawine. Drüben liegt Plaus auf grünen Angern und über ihm die Berge, welche Vintschgau von Ulten trennen, noch glänzend beschneit.

Auch schaute ich länger, als es der Mühe werth war, zu ihr hinüber, weil Schaaren laut betender Wallfahrer, die nach Weißenstein pilgerten, vorüberzogen und ich nicht Willens war, dieser Gattung von Andacht, wie es landesüblich und es der geistliche Hochmuth solcher Wanderer oft gewaltthätig fordert, durch äußere Ehrenbezeigungen meine Aufmerksamkeit und Theilnahme zu beweisen und in die nämliche Lage zu kommen, wie der slowakische Pfannenflicker auf dem Steinhaufen dort, der sein Stück Brod aus dem Mund, seinen durchlöcherten Hut vom Kopfe nimmt, was die murmelnden Barfüßler als einen Tribut hinnehmen, der ihnen gebührt.

Die Naturnser Post, welche dem Malser Kaufmann Flora gehört, einem Manne, dessen Name allerorten genannt wird im Vintschgau, ist ein Wirthshaus, in welchem man sich nicht wohl befindet. Die Stufen von weißem, dem Göflaner ähnlichem Marmor, welche hinaufführen, lassen etwas Anderes vermuthen, als daß der einzige Trost, den diese Herberge gewährt, in Flaschenbier aus der nahen Brauerei Forst besteht. Auch die silbernen Eßbestecke, mit dem Namen des Herrn Flora gezeichnet, befinden sich in einem übermüthigen Gegensatz zu den Stoffen, mit deren Verarbeitung sie sich beschäftigen sollen. Anders steht es jedoch mit den Ziffern der Rechnung, welche vorgelegt wird und dürfen diese den Vergleich mit den Forderungen in glänzenden Anstalten ihrer Art nicht scheuen.

Indessen muß es immerhin gerühmt werden, daß solche Gepflogenheiten uns gleich am Anfang des Vintschgau's

entgegentreten. Sie können als Warnungstafel gelten und werden vielleicht Manchen veranlassen, seine Schritte durch dieses fromme Hirtenthal, wie Beda Weber das Vintschgau nennt, nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Außerhalb Naturns gewinnt man mit jedem Schritte deutlicheren Einblick in die Schlucht des Schnalser Thales, dessen Mündung schon von der Töll her immer sichtbar war. Die Berghalden dort sind entholzt und schauen braun auf die Straße her, als ob ihre Wälder ein gewaltiger Brand zerstört hätte bis auf die Wurzeln und die morschen Felsen hinab, deren rundliche glatte Wülste überall über den morschen Hang hervorragen.

An einer solchen unter der Hand des Menschen verdorrten Wand liegt Compatsch. Und auch die Hänge über Tschirland stechen grell von den schattigen Kastanienhainen ab, in welchen die grauen Häuser zerstreut liegen. Es ist ein Trost, daß die gegenüberstehende Schattenseite der Berge jenseits der Etsch das ganze Vintschgau entlang mit grünen Matten und jungen Wäldern bedeckt ist. Gliche jene Seite dieser, so möchte man sich zwischen die Berge des Karst oder in die Schluchten am Quarnero versetzt glauben. Auch die Thalsohle wird von Wasser und Grün belebt. Hier liegt still eine Sackgasse des Flußwassers, aus welcher bläulicher Ton heraufscheint zwischen dichten Erlen, dort ist der Fluß selbst nicht nur durch mächtige Blöcke, sondern auch durch stattliche Bäume versteckt.

So gelangen wir endlich zur vielgenannten Schmiede am Eingange von Schnals. An ihr hängt ein mächtiges Crucifix und Maria mit dem Kinde. Die Feuer lodern nicht mehr so unablässig und die Funken fliegen nicht mehr vom frühesten Morgen bis in die Nacht hinein auf die einst

mit Wagen überdeckte Straße. Aber die weißen Wassertraufen schäumen noch darum her und die kahlen Felswände von Schnals ragen über ihr wie immer.

Mit leichter Mühe erkennt man den „verbotenen Steig", den kürzesten Pfad, welcher zum Ladurner Hofe führt, dem Ansitze eines uralten, vielfach mit Tiroler Mythen verflochtenen urd nech heute durch das ganze Bergland hin weit verbreiteten Geschlechtes. Dieser verbotene Steig, vor welchem allerdings der Schmied das Touristenvolk gewöhnlichen Schlages zu warnen pflegt, ist von der Phantasie mancher Schriftsteller zu einem Alpenschreckniß ersten Grades erhoben worden. Schottky insbesondere in seinen Alpenbildern erschöpft sich in Gräueln, welche er von den Gefahren des verbotenen Steiges zu erzählen weiß. In Wirklichkeit ist aber derselbe gewiß nicht schwieriger, als zahllose vielbetretene Pfade im Gebirge. Seine Breite beläuft sich nirgends auf weniger, als auf zwei Fuß und seine Gefahren dürften sich auf diejenigen Stellen beschränken, über welche sich vielleicht von Zeit zu Zeit nach Regengüssen brüchiger Glimmer-Schiefer hinlagert, welchen der Fuß zu überschreiten zögert.

Di eses Alles wird vom breiten Saumpfade aus gesehen, auf welchem die Vorsichtigeren unter den Mauern von Jufal vorbei nach Schnals hineinsteigen. Auch die Brücke, welche über die Ache führt, ist ein Standort, für die Betrachtung des untersten Theiles jenes Pfades, der als hellgrauer Streifen die dunklere Färbung der Schieferwände unterbricht. Doch ist dieser Streifen, wenn man von seinen halsbrecherischen Ueberlieferungen absieht, das am wenigsten Merkwürdige, welches uns am Ufer des reissenden Baches in die Augen fällt. Da ist es vor Allem das hohe Jufal vor der finsteren Schlucht, die Kastanienbäume an den Felshängen unten, deren scharfkantige Brüche und Hervorragungen dreinsehen, als wäre

das Gestein nicht von der Wucht der Wasser, sondern vom Pulver des Sprengers durchbohrt worden, und am röthlichen Felsen hin Rebendächer, an die schützende Wand gelehnt.

Weiter dann gegen Staben hin — eine kurze Strecke — bleibt dasselbe Bild, rechts Felsen, deren Einsturz bevorstehend erscheint, links die Etsch hinter Fruchtbäumen. Am Fuße staubiger Mauern erhebt sich die weiße Winde und die Dornenhaufen, welche oben den Mauerrand der Pflanzungen verwahren sollen, sind mit Steinen beschwert. So ragt hier noch überall dieser oder jener landschaftliche Zug aus dem Süden herein. Auch im Dorfe Staben wird noch Mancherlei bemerkt, was wir zwei Meilen weiter gegen Westen vergebens suchen würden. Das Rebendach, der Glockenthurm mit dem doppelten romanischen Fenster, das Wirthshaus mit dem Thurme und dem Thorweg, der sich über die Straße hinspannt und über welchem im kühlen Gemach Wein getrunken wird — dem Aehnliches wiederholt sich noch einmal in Castellbell: dann erscheint immer mehr der Norden.

Draußen hinter dem Thorwege von Staben durchschreiten wir Weidenauen, aus welchen der hohe Thurm von Tschars auffallend hervorragt. In diesen steht auch das alte Bad Kochelmoos an der staubigen Straße — dessen Wasser gewiß von Jenen als heilkräftig betrachtet wird, welche sich einen längeren Aufenthalt zwischen den grauen Bäumen auferlegen.

Zwischen hier und Castellbell möge uns die Eintönigkeit der umgebenden Thalmulde Veranlassung geben, nachzusehen, was an und auf der Straße steht oder sich bewegt.

Es ist überall ein ächter Vintschgauer Hintergrund.

An den Füßen dieses Cruzifixes bewegt sich klappernd ein schwarzer Rosenkranz im Wind, dort küßt ein Weib die Füße eines anderen gekreuzigten Heilandes, um dessen Haupt fußlange

Dornen geflochten sind. Die Dornen von ungeheuerer Ausdehnung sind überhaupt in Vintschgau und Oberinnthal beliebt, um das hölzerne Leidensbild zu einer wirksameren Darstellung der Marter zu machen.

Hier graben Männer eine Grube quer über die Straße, um aus den sumpfigen Wiesen drüben einen „Durchlaß“ nach der Etsch herzustellen, dort lagern Dörcher um ein Feuer am Ufer des Morastes, der sich mit seinem Schilf tief in die Birken der Flußaue hineinzieht. Der neue Zaun, der gelblich aus dem Röhricht schaut, wird uns als ein räthselvolles Machwerk vorkommen, wenn wir uns nicht erinnern, daß dort im Herbst über den aufgetrockneten Grund hin Kühe weiden.

In geringer Entfernung davon schaut es ganz anders aus. Obwohl wir kaum die Mitte des Maimonates erreicht haben, sehen wir doch hinter den seegrünen Aehren des Kornfeldes kaum mehr die Köpfe arbeitender Menschen. An anderen Stellen ist das Ufer vom Sauerdorn bedeckt, dem Strauch, der den Schotter der Alpenströme liebt und im Herbste noch mit seinen gelbrothen Beeren lebendig über dem Neuschnee dasteht. Hier wird ein altes, braunes Weib mit listigen Augen, welches gebückt einen mächtigen Tragkorb voll frisch abgeschnittenem Gras schleppt, von einem Bauern angehalten, welcher es besorgt fragt, was er gegen die Krankheit seiner Ferkel anwenden solle. Dort hat sich ein armer wälscher Knabe neben dem Steinhaufen auf den Straßenrand nieder gelassen und kaut am Brode, das er aus seiner zerrissenen Jacke zieht.

Er ist, wie er auf Befragen erzählt, im ersten Frühling hinaus nach Württemberg gewandert und kehrt jetzt, weil er draußen keine Arbeit hat finden können, in seine Heimath, das einsame Thal, durch dessen Felsblöcke der Eis-

mone rauscht. Er legt die weite Fußreise ohne Geld, ohne Landkarte, ohne die Sprache der Leute zu verstehen, zurück. Die Armuth macht gelehrig. —

Das beste Wirthshaus von Castellbell, einem alten Neste, ist das zum Mondschein. Es liegt an schönen Auen, durch welche Mühlwasser rauschen. Unter dem Schatten der Obstbäume hüpfen Hühnerschaaren durch die hohen Wiesengräser und die langen Leinwandstreifen am Ufer des grauen Baches beurkunden rühmlichen Winterfleiß. Berge, halb von Wäldern entblößt, und Stücke von Fernern werden durch die Zwischenräume im Grün sichtbar.

Etwas vom Schlosse Castellbell zu erzählen, hält mich die Scheu ab, Gesagtes zu wiederholen. Die Mühlstürze, die unter Kastanien in die Etsch fallen, die Trümmerhaufen von Wildbächen gegen sie heran gespült, die Wolken, welche durch den Hintergrund des großen viereckigen Fensters ziehen, dessen morsche Steine unter dem Epheu verschwinden, das Gewirr von kahlen Felsen und Rebenblättern unter dem zerfallenen Gemäuer — das Alles wurde nicht nur im Etschlande, sondern auch im Vintschgau mehr als einmal gesehen. Wie es der Wanderer allmälig aufgibt, sich nach Dingen umzuschauen, welche ihm immer und immer wieder vor die Augen treten, so wird endlich auch der Beschreiber von Wanderungen lässig. Ich werde also von nun an nicht mehr Viel zu sagen haben über Burgen und grünes Gelände um den alten Schutt.

Auf der Straße, welche mitunter als heißer Hohlweg sich durch Mauern hinzieht, erscheint wenig Bemerkenswerthes. Ein hohes, rothes Missionskreuz, ein Bildstöckl, welches den Vorübergehenden sagt: „Erbarmet euch unser, wenigstens ihr Freunde!„ eine marmorne Heiligengestalt, diese und ähnliche

Denkmäler bäuerlicher Gedankenrichtung fallen ins Auge, welches sich vom wallenden Getreide, das hier gar häufig den ganzen Zwischenraum zwischen dem Mittelgebirge und dem Fluß ausfüllt, den Kühen, die weiter oben weiden, wo verstreute Büschel niedrigen Waldes auf dem sonst kahlen Gebirge stehen, abwendet.

Auf der Brücke vor Latsch sieht man gegen Osten gewendet noch ein mächtiges Stück des stahlblauen Ifinger. Vier Kirchthürme, einer derselben 1831 im bekannten Stile der Verschönerer „renosirt", erheben sich aus diesem kleinen Orte. Der „Hirsch" dortselbst, eine Herberge, deren Gemächlichkeit und Größe an die alte Fuhrmannsherrlichkeit der „oberen" Straße erinnert, bietet ein Obdach, welches empfohlen wird. Von Gebäuden in dieser etwas verödeten Ansiedelung fällt das rothe Landhaus des Doktor Mall und dessen schöner Garten auf, dessen im Vergleich zu dem Aussehen der Meraner Pflanzungen in diesen Tagen noch saftiges, tiefes Grün schon auf die mehr thaufrischen und kühlen Nächte des Vintschgau hinweist.

Doch wird uns Latsch vorzüglich wegen der Einmündung des Thales Martell wichtig sein, welches eine kleine Strecke weiter gegen Westen sein ansehnliches Gewässer der Etsch zuschickt.

Von der Natur dieses Thales gibt uns hier außen Stehenden das Geröll der Ache Anschauung, welches seinen breiten schmutzigen Streifen, von mächtigen Schutzmauern eingefaßt, durch das lichte Thalgrün in die Etsch hineinzieht. Das alte Schloß Montan, welches sich östlich von diesem Gewässer erhebt, gab einst dem ganzen Gebiete von Martell seinen Namen. Jenseits des Thalbaches steht auf mehr ebenem Boden die viereckige Burg Morter, von der Straße

aus jenseits dichter Gruppen von Kastanienbäumen sichtbar. An ihm geht der Weg ins Martellthal vorüber, am Bache durch Anger mit Nußbäumen hin, weiter und weiter in das sattere Grün der kühleren Schlucht hinein, in deren südlicher Tiefe die weißen Mauern stehen, hinter welchen der Italiener in sibirischem Klima haust. Aber auch auf dem nördlichen Ufer der Etsch können zwei Gebäude nicht unbemerkt bleiben: Annenberg auf dem Mittelgebirg und weit hoch oben, wo jetzt noch im späten Maien der Schnee weithin ausgebreitet liegt, St. Martin auf dem Kofel, welches sich durch den Strahlenkranz, welcher auf der Anich'schen Tiroler Landkarte das entsprechende Häuschen umgibt, als Wunder wirkender Gnadenort ausweist.

Wer sich Schlanders nähert, wird an nicht wenigen Stellen Vergleichungen zwischen diesem Wege und den bekannten schattigen Zugängen, welche zu englischen Schlössern und Landsitzen führen, anstellen. Wenn durch die glänzenden Nußblätter der Abendstrahl fällt und die weißen Wiesenwasser durch das Gezitter der Schatten und der goldbraunen Lichter am Wege rauschen, dann ist es so vergnüglich im kühlen Baumweg von Schlanders zu wandern wie nur irgendwo in den großen Gängen eines uralten Parkes. Sonderbar gestaltet sich der Straße gegenüber, auf welche die Aeste der Fruchtbäume hinragen, der ganze Abhang des sonnseitigen Gebirges. Dieser ist kahl und vom Grün entblößt, wie ein Berg auf dem Karst. Am meisten bemerklich macht sich der graue Schrecken um die Höhen der Einmündung des öden Thales Schlandernaun.

In Schlanders wird der Reisende, wenn er sich Gutes rathen läßt, beim „Kreuz" übernachten.

Wie auf der Ost- so führt auch auf der Westseite ein herrlicher Baumgang nach Schlanders oder Selandria, wie sich Herr von Prato, der Componist der Schmerzensarien des „Trentino" ausdrücken würde. In ihm stehen vorzüglich Kastanien mit mächtigen Kronen. Zwischen diesen schaut die Kapelle von St. Georgen herab, die schon auf der Erhebung steht, neben welcher der Riß des Thales Schlandernaun klafft.

Im Uebrigen erscheint der Weg zu beiden Seiten mit besonders zahlreichen Zeichen der Andacht des Bauernvolkes ausgestattet. Da steht, an die Martersäule gekrümmt angekettet, „unser herr im Elend", ein Bildwerk mit hölzernen Votiv-Füßen und anderen Gliedmaßen behängt, dort bei Kortsch an der ansteigenden Straße ein mächtig großer kreideweißer Heiland, mit rothen Kränzen geziert. Solche Dinge besonders zu erwähnen, wird Manchem unnöthig erscheinen. Sie gehören aber in die Vintschgauer Landschaft wie das Wechseln von lichtem und tiefem Grün in den Wallungen der Kornhalme neben ihnen und die Bewegungen der Wolken um den hohen Laaser Ferner, der zwischen den Spitzen der Aehren glänzt.

Auf dem Schutthaufen, den der Gadria-Bach ins Thal gerollt hat und über welchen sich die Straße hinzieht, eröffnet sich eine Fernsicht nach Osten und Westen. In erster Richtung sehen wir, rückwärts blickend, Schlanders und Kortsch in ziemlicher Tiefe unter uns und weiter hinab, das durchwanderte Vintschgau entlang, bis dahin, wo ihm die Nachbarn des Ifinger ein Ende machen, eine blaue, sonnige Schau in das wärmere Land. Gegen Untergang erscheint das Kirchlein von Lichtenberg und das weiße Dorf Agums am Fusse kahler Berge, der Scheidewand gegen Graubünden.

Einige Wochen, nachdem ich den von Wiesen und Feldern überdeckten Schutthaufen begangen hatte, las ich in der Zeitung, daß der Gadria-Bach, der im selbsterhöhten Bett auf seinem Kamme fließt, die Straße mit einem drei Fuß hohen Schlammgeschiebe bedeckt hat.

Die Fernsicht erstreckt sich aber nicht nur gegen die Ansiedelungen der Thalsohle, sondern auch auf den Laaser Ferner, welcher den Hintergrund eines verlassenen Seitenthales abschließt. Bedeckt ihn auch noch tiefer Schnee, so erscheinen doch die Wände seiner Spalten in schönem Blau, dessen Tiefe sich mit jener der Himmelsfarbe während eines Sommertages vergleichen läßt. Auch ein reicher Wasserfall, der unter dem Eise hervor herabstürzt, vervollständigt den Eindruck der Wildheit dieser großen, flimmernden Schlucht.

Als ich so dastand und mir die hohe Spitze besah, trat ein Bauer auf mich zu und fragte mich, ob ich ein Engländer sei. Wie ich den Grund solcher Frage wissen wollte, antwortete er mir, er habe das gemeint, weil ich den Gletscher so aufmerksam betrachtete. Ich konnte mich darüber nicht wundern, denn es ist eine Thatsache, die uns nicht freuen kann, daß hauptsächlich Britten jene wenig bekannten Eismeere bereisen, die sich zwischen Vintschgau und der Lombardei ausdehnen. Der Grund davon liegt in den Kosten, welche mit diesen Unternehmungen zusammenhängen. Die deutsche Natur-Bewunderung muß sich bescheidenere Ziele stecken. —

Der Steig, welcher von Laas aus in das gleichnamige Ferner-Thal hineinführt, fällt Jedem in die Augen, welcher auf der Straße dahingeht. In jenen Maitagen schritt mancher Jäger hinein, um einem Bären aufzulauern, dessen oft gesehene Fußspur eine Spanne und einen Zoll maß. Das Geschlecht

dieser Räuber ist nicht selten in jenen hohen Einöden, deren Unzugänglichkeit sie gegen die Feinde gut vertheidigt.

Schaubach meint, der genannte Schutthaufe des Gadria-Baches sei im Vintschgau die eigentliche Scheide zwischen südlicher und nördlicher Natur. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Kastanienbäume von hier an gegen Nordwesten seltener werden und die Rebe ganz aufhört. Doch muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß im Uebrigen nicht so gar auffallende Unterschiede im Aussehen der Landschaft und in der Beschaffenheit der Luft wahrzunehmen sind, als man nach dem gewählten Ausdruck schließen möchte. Ich würde vorziehen, besagte Scheide auf die erste Höhe nördlich von Mals zu verlegen und in Beziehung auf Vintschgau zu sagen, daß von hier bis zur Töll hinab die mittlere Jahreswärme allmälig, jedoch nirgends in auffallenden Sprüngen zunimmt.

Wenn man der Thalgegend von Meran nachsagt, sie zeige südliche Züge, so muß man dagegen von Vintschgau im Allgemeinen behaupten, daß sie in ihm weit weniger deutlich hervortreten. Vielleicht würde demnach die Wetterscheide, wenn nicht auf den Abhang ober Mals, mit gleicher Berechtigung an die Töll versetzt werden können.

Ich bin mehrmals in Laas gewesen und habe es stets halb in Trümmern, halb im Bau begriffen gefunden. Bei dieser letzten Wanderung nun waren die Spuren der Brände so ziemlich verwischt, dagegen Häuser entstanden, deren Geschmacklosigkeit über die Gränzen geht, welche einer Darstellung in Worten gesteckt sind. Die Sitten seiner frommen Einwohner dagegen erwiesen sich als die alten.

Ich hatte Gelegenheit einen prunkvollen Aufzug des Jungfernbundes, sowie anderer religiöser Genossenschaften an-

zusehen, bei welchem Fahnen und Bilder umher getragen wurden, deren schweres Gold zu beweisen scheint, daß aus den Spenden, welche aus allen Gegenden der Noth der Abgebrannten geboten wurden, hinlänglicher Reichthum übrig blieb, um durch Flitter und Glanz das lahme Vorstellungsvermögen der Bauern zu den gewünschten Andachten und Spaziergängen anzuregen.

Zwischen Laas und Spondini setzt sich die mehrfach geschilderte Landschaft und ihr Aussehen fort. Auch die Bergabhänge der Schattenseite zeigen noch immer jenes kahle, selbst der Baumwurzeln und des Gestrüppes beraubte Geröll, welches auf dieser Seite fast das ganze Vintschgau entlang das Auge abstößt.

Die Italiener, deren Art und Geld die Pflanzen zerstört hat, welche früher den steilen Boden auf seinem Felsgestell lagernd festhielten, haben gewissermaßen Recht. Wenn sie Holz brauchen, verderben sie ein fremdes Land. Doch wäre es nützlich zu erfahren, um wie viele Male der Werth der seit jener Zeit durch Wildwasser, Schlammströme, Felsabrutschungen zerstörten Gründe und Wohnungen die Summe übersteigt, welche den Bauern für ihre Wälder gezahlt worden ist und wie sich diese nämliche Summe zu den Kosten und Gefahren verhält, welche von nun an für immerwährende Zeiten den Menschen und sein Besitzthum bedrohen. Bei solcher Betrachtung drängt sich die Frage auf, von welchem Nutzen der Polizei-Apparat eines civilisirten Staates sei. Man weiß, daß in einem solchen der Bau der kleinsten Hütte von kostspieligen Beamten überwacht, daß die Bauern abgehalten werden, sich nach zehn Uhr Abends zu betrinken, daß der Anbau von einer tischbreiten Grundfläche mit unversteuertem Tabak ein Verbrechen ist. Niemanden dagegen fällt es ein, vorzusorgen, daß die

Wohnstätten der Menschen nicht zur Wüste werden. Auch die Seelsorger, denen die Anschaffung neuer Sammtfahnen und goldener „Himmel“ am Herzen liegt, verschmähen es, ihren allmächtigen Einfluß zur Hintanhaltung solch verderblicher Thorheiten zu mißbrauchen. Ich will damit jedoch keineswegs sagen, daß sich beim Anblick dieser Dinge dem Zweifelsüchtigen die einzige Gelegenheit biete, über den Werth unserer so überlaut ausgeschrieenen Cultur seine stillen Bedenken zu hegen.

Beim „Hirsch“ zu Spondini zweigt sich jene stolze Straße ab, die über das Stilfser Joch nach dem Comersee führt. Unsere Nachkommen werden sich wundern, wenn sie erfahren, daß sie, mit Millionen erbaut, dem Verfall anheim gegeben wurde, weil von nun an Militärtransporte in jener Richtung unnöthig sind, dagegen aber es uns wünschenswerth schien, den wälschen Nachbar abzuhalten, indem wir sie von einer Heerstraße bis zum Zustande eines Saumpfades verkommen lassen. Auch der Wegweiser mit den wundersamen Worten: „Straße nach Mailand“ und seinem zum bedeutungsvollen Winke in dieser Richtung ausgestreckten Pfahl ist nicht mehr zu sehen. Dagegen steckt noch die steinerne Tafel in der Mauer des Hauses zum „Hirsch“, welche uns lehrt, daß wir uns an diesem Anfangspunkte der Straße „923 metri sul livello del mare“ befinden.

Von Spondini (auf alten Karten Spandin genannt) bis zur Ausmündung des Matscher Thales kann die ansteigende Höhe in gewissen Veränderungen des allgemeinen Landschaftsbildes erkannt werden. Zunächst an der Straße rauscht noch hohes Korn, dann dehnen sich Wiesen aus, kühle, überfeuchte Auen, aus welchen hie und da ein grauer Weidenbaum hervorragt. Hinter diesen wird das breite, bräunliche

Etschgeröll sichtbar, in dessen Mitte der schmale, an heiteren Tagen so bescheidene Fluß hinfließt. Jenseits des Flusses steigt das südliche Gebirge in die Höhe, unten tiefgrün, weiter hinauf schwarz im kahlen Vorfrühling, endlich winterlich im tiefen Schnee, aus welchem unter der mächtigen Sonne Wetterwolken aufsteigen. So erfaßt das Auge mit einem Blick die Erscheinungen der Niederung, die Kühe, welche zwischen den Weidenbäumen im Maigras klingeln und den gleißenden Winter um den Jochübergang des Stelvio, gegen welchen sich dort die dunkle Prader Schlucht hinzieht, die ausgewaschenen Hänge ober Agums, die weiße Churburg, die Warte des Thales Matsch, die einförmigen flachen Ufer des heimtückischen Flusses.

Schluderns bietet den nächsten mehr heiteren Anblick. Die Wasser in seinen grünen Obstangern, die Schatten seiner Aepfelbäume sind willkommen nach den Eindrücken der Strecke zwischen Eyrs und der Einmündung des Saldurbaches, welcher die Wasser der Matscher Ferner bringt. Bald erscheint auch Glurns auf grünem Plan und hinter ihm das weidenreiche breite Münsterthal, in welches eine dunkle Zunge Waldes herabreicht.

Der Ortler ist schon lange vor Mals sichtbar, das mit seinen massigen Häusern stattlich von einem ansehnlichen Hügel auf das tiefe, öde Glurns hinabschaut. So gewaltig diese Eisspitze sich über die vor sie hingeschobenen Rücken erhebt, so läßt sich doch der Eindruck ihres Aufbaues nach meiner Meinung keineswegs mit dem Anblick des Glockner von Heiligen-Blut aus vergleichen. Es ist den Reisenden eine Nothwendigkeit geworden, im Posthause zu Mals bis unter den Dachboden zu steigen und sich dort von einer kleinen Altane aus, die vor einer Lucke im Dach angebracht ist, den

großen Berg mit dem Fernrohr zu betrachten, welches der Wirth herleiht. Das ist freilich ein schöner Standpunkt. Doch sieht man eben so viel von ihm und seinem schmalrückigen, steilen Nachbar zur Linken, der Königsspitze, an zahllosen anderen Punkten um Mals herum und auch auf der Straße, auf welcher wir hieher kamen.

An diesem Tage war sein Winter ein Bild von schrecklicher Größe. Unbeschreibbare Schneewände und überhängende Wehen, breite, blaue Klüfte und massig aufgethürmtes Eis ließen den Berg als eine weit mehr furchtbare und von gefahrvollen Wirrsalen bedeckte Wüste erscheinen, als die scheinbar einfachere und glattere Oberfläche, welche der Wanderer im Spätsommer und Herbst sieht. Am grimmigsten däuchten mir neben ihm die geradlinig abfallenden Wände der Königsspitze; diese war blühweiß, so schneerein überfroren, daß nicht ein einziger dunkler Punkt auf dem ganzen Gebirge zu entdecken war, welches den Hintergrund von Sulden vermauert.

Beda Weber, einer jener Schriftsteller, welche meinen, unverständlicher und mit der Wirklichkeit der Dinge in verschrobenem Gegensatze befindlicher Schwulst, Reimmacherei und Klingklang machen das Wesen der Dichtung aus, läßt den Ortler „aus Granit gewoben" sein. Was das „Weben" mit Granit anbelangt und die Vorstellung, die ein Poet, der sich so ausdrückt, von der Wirkung der Kräfte auf der Erdrinde haben muß, erinnere ich an ein Wort Schleidens: „Man muß die Natur kennen, um sie zu verstehen, man muß in ihr Innerstes eindringen, um ihr nach-, oder wenn man lieber will, ihr vorzufühlen. Mit Waldesgrün und blauem Himmel und Lerchenwirbel ist Nichts gethan, am

wenigsten, wenn man dem Dichter anmerkt, daß er selbst kaum Eiche und Buche, kaum Finken- und Lerchenschlag zu unterscheiden weiß. Allerdings besteht die Dichtkunst nicht in der Hervorhebung des Wahren in einer Sache, sondern in der Aufzeigung des Schönen; aber sie kann und soll dieses Schöne nur am Wahren und Wirklichen entwickeln, sonst ist sie eitel Faselei und Kinderspiel."

Soweit, was das „Weben" dieses Poetasters anbelangt. Nicht minder weit entfernt sich der „Granit" von der Substanz dieses Naturwunders. Denn es ist bekannt, daß der Ortler aus Kalk besteht.

Ich hätte solchen Unsinn nicht aufgegriffen, wenn nicht Schaubach mit mehr Eifer als Geschmack seinem so interessanten Capitel „Der Ortler" jene Strophe des Weber vorangesetzt hätte. Auch dürfte es nicht schaden, überhaupt bei passenden Gelegenheiten auf die Werthlosigkeit jener Stilübungen aufmerksam zu machen, wegen deren ihr Autor überall in Tirol so hoch gefeiert wird.

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf die Namen Trafoi und Ortler.

Ersterer ist ohne Zweifel romanisch, hat aber gar nichts mit tres fontes, den „drei Brunnen" zu schaffen, denn in dieser Weise schleift sich die lingua volgare in keiner romanischen Mundart ab. Trafoi ist weiter nichts als der „Klee", tri-folium, französisch trefle, dreiblätterig, tre foglj. Wir befinden uns in Trafoi auf dem „Kleeanger". Der Ortler aber ist nichts weiter, als der Berg, der dort hinten „beim Ortler" steht, einem Geschlechte, welches seit gar langen Zeiten zu Prad, Trafoi und Sulden haust. So hat der höchste Giebel Deutschlands seinen Namen von einem Ahnen des wackeren Posthalters Ortler zu Trafoi erhalten.

Begeben wir uns nach dieser Abschweifung vom großen Berg zum kleinen Dichter wieder nach Mals zurück.

Von nun an gehen wir in nördlicher Richtung. Vom Posthause zu Mals an steigt die Straße ununterbrochen bis zur Wasserscheide zwischen Süden und Norden, zur kleinen Anhöhe hinter Reschen.

So gehen wir denn am Heiland mit der quellenden Brunnenröhre vorüber und erreichen das Thor. Hier steht der Wegzeiger nach Planeil und drüben hängt das große, weiße Kloster Marienberg an der schattigen Halde. Rückwärts gewendet sehen wir den großen runden Thurm der alten Fröhlichsburg über die Dächer ragen. Jenseits der Etsch öffnet sich das enge Thal Schlinig mit seinem stark fallenden Bache, welcher dem ganzen Thale das Aussehen einer Stromschnelle gibt.

Von Mals bis zu den Seen hinauf wird das Etschthal von einem breiten grasigen, langsam sich erhebenden Joch ausgefüllt, über welches der Fluß hinabrieselt. Kein Fußgänger braucht sich um die Straße zu bekümmern, welche in zahlreichen Windungen nach der Höhe strebt und bis weit hinauf an den verschwenderisch hingestellten, kegelförmig zugehauenen Steinen erkennbar wird. Ein angenehmer Fußpfad führt in kurzer Entfernung vom Thore rechts ab gerade den grünen Boden hinan und durchschneidet die Straße, jenseits welcher er sich immer wieder fortsetzt, wohl ein Dutzendmal. Da ist es kühl und staubfrei zu gehen und der Wanderer kann sich in die alten Zeiten zurückdenken, in welchen es hier noch keine Heerstraße gab und die Malser Haide ein Jochübergang war, wie andere grasige Einsattelungen im Berglande. Mich erinnerte die Breite des sich abdachenden

Grasbodens an den Uebergang von Costalunga, an dessen Rande der Kar-See unter seinen Fichten liegt.

Von diesem Fußpfade lassen wir Burgeis westlich in blauschwarzen Abendschatten liegen, sehen die Kirche von Planeil drüben im Osten hoch neben dem Schnee ragen und über die abfallende Haide hin Rinder weiden oder an den Wassern, die von links und rechts der Etsch zurinnen, ihren Durst löschen.

Die Landschaft ist nun im Vergleiche zum Vintschgau südlich von Mals eine völlig veränderte.

Jeder, der aus dem tieferen Etschlande heraufkommt, freut sich des größeren Reichthums an rauschenden Bächen und der thauigen Kühle, des grünen Bodens und belebenden Luftstroms.

Der untere Theil des Haider-Sees, aus welchem die Etsch ausfließt, ist von dunklem Wald umgeben. Als ein kleiner Bach treibt sie bei einem zerstörten, des Daches beraubten, Hause vorüber, welches vorzüglich mit der Stimmung im Einklang steht, die vom öden Gewässer hervorgebracht wird. Auf der Westseite läßt sich der „Serser-Wasser-Fall“ in den See hinab, jetzt im Frühling ein mächtiger Schaumsturz. Während hier oben Regenstreifen sich an den Schneejöchern hindrängen, schaut das blaue Vintschgau aus mildem Abendstrahl herauf.

In einem der Fischerhäuser ließ ich mich nach der Post zu St. Valentin übersetzen. Die Fluth geschmolzenen Schnees gab dem See milchige Trübung. Noch vor wenigen Tagen hätte der schwerste Lastwagen die Fahrt da auf dem Eise wagen können, wo wir jetzt den unförmlichen Kahn auf den ansehnlichen Wellen weiter schoben, die der Nordwind er-

regte. Die Abnahme der Luftwärme bekundete die Nähe der Wasserscheide.

Das gelbe Posthaus zu St. Valentin kann in so fern eine Räuberhöhle genannt werden, als es den Wirthen dort beliebt, ihren Gästen, welche touristisches Aussehen haben, unsinnige Rechnungen für eine Verpflegung vorzulegen, welche vor den Küchenvorräthen eines Tauernhauses keinen Vorrang beanspruchen darf. Einen Ersatz dafür bietet vielleicht die Gesellschaft der Finanzwächter, welche, wenn sie redselig sind, viel von den Abenteuern erzählen können, die ihnen und Schmugglern auf den mancherlei Uebergängen zustoßen, auf welchen man von hier aus nach verschiedenen Orten in Graubünden drüben gelangt.

Mehr als dieses nahm meine Theilnahme der See in Anspruch, an welchem ich des Morgens herum ging, soweit es die sumpfigen Wiesen und die großen Steine, welche man an seinen Rand gelegt hat, um das Wasser von weiterem Ausspülen des Erdreiches abzuhalten, zulassen. Im Posthause wurden lange Tische mit Tellern und Gläsern bedeckt, als Vorbereitung eines Leichenmahles, draußen am See zitterten Gentianen und Primeln in der frostigen Morgenluft. Der Todte, dem das Mahl galt, wurde eben jenseits des Sees zu Grabe getragen. Zu gleicher Zeit kam vom Ostufer her ein anderer Zug mit rother Fahne, ein Bittgang, zu dessen Empfang der Wirth schleunig aus seinem gelben Hause stürzte und am Glockenstrang der gegenüber liegenden Kapelle zu ziehen begann. —

Von den elenden Häusern des Haidedorfes ist es nur eine kurze Strecke zu gehen bis zum Stockerhof, einer Häusergruppe hart am Ufer des zweiten, des Mitter-Sees.

Nun beginnt die wirkliche Haidelandschaft, die so viel

und so ungenau beschrieben worden ist und auf deren höchst eigenthümliche Schönheit ich Alle vorzüglich aufmerksam mache, welche für alle Gesichtszüge der Natur Theilnahme empfinden.

Das Ufer dieses Sees längs der Straße ist kahl, nur an wenigen Stellen erheben sich vereinzelte Lärchenstämme. Auch hier schlagen die Wellen gegen Blöcke, welche man zur Abwehr an den Strand gelegt hat. Aus manchen Gründen, in welchen der See nur mehr als moorige Bucht erscheint, sucht man ihn durch Dämme und Steinhaufen völlig zu verdrängen. Auf dem anderen Ufer stehen einzelne weiße Höfe und einmal reicht dort ein schmaler Waldstreifen vom Berghang bis ans Ufer herab. Sonst liegt fast nackt die Haide da mit dürren Büschen, moderigen Holzstücken, den Ueberbleibseln der Ueberschwemmungen in gewundenen Streifen eng gelagert sich durch das magere Gras hinziehend, Kühen, die mit ihren lauten Schellen langsam über die Gründe hinschlendern.

Nicht minder aber wird unsere Aufmerksamkeit durch ein anderes Element in dieser Landschaft angezogen.

Durch den Mittersee fließt nicht nur, wie durch den Haidersee, die Etsch, sondern er läßt sich sein Becken noch durch den Carlin-Bach füllen, welcher aus dem Thale Langtaufers kommt. Dieser Bach, von zahllosen Zuflüssen aus dem großen Oetzthaler-Langtauferser Eismeere genährt, ist ein gar wildes Wasser. Es war nothwendig, seine Ufer mit Brettern und Balken fest zu machen, so daß er wie in einer hölzernen Rinne pfeilschnell gegen den See hinabjagt. Eine andere Rinne dient dazu, das weiter oben ihm abgenommene Wasser zur Berieselung der Wiesen östlich von der Straße abzuleiten. Wie er mitunter allen diesen Zwangsmitteln zu trotzen vermag, davon gibt das angehäufte Geröll Zeugniß,

auf welchem nur Ziegen Nahrung finden, während auf den Haideflächen neben dem See sich Hunderte von Rindern herum treiben. Neben diesen rieselnden, träufenden, rauschenden Wassern steht der heilige Johannes von Nepomuk in Mitten eines hoch gehäuften Stoßes von Fichtenscheitern, welche der Carlin-Bach aus Langtaufers heran geschwemmt hat. Das Bild vervollständigt der vergletscherte Hintergrund dieses Thales, welcher allenthalben mit dem Glanze seines Firns den nordöstlichen Gesichtskreis abschließt.

Den Namen des Dorfes Graun, welches nun nach wenigen Schritten erreicht wird, leiten Manche vom romanischen Corona ab. Ich vermag nicht zu sagen, welche Bewandtniß es mit dieser einstmaligen Corona haben mag. Ein mit der Methode etymologischer Forschung Unbewanderter könnte immerhin weit eher auf die Ableitung von Grauen oder auch von Grau gerathen. An ersteres ließen sich die landbekannte Armuth der Einwohner anknüpfen, ihr Elend in den Mühsalen, welche ihnen eine todtfeindliche Natur auferlegt, die mit ihren Wassern, Lawinen und Schneestürmen da oben das menschliche Dasein verscheuchen möchte. Zum zweiten Worte würde genau das Aussehen dieses jammervollen Dorfes passen. Der Campanile, welcher frei neben der übergroßen Kirche steht, überragt ein graues trümmerhaft dreinschauendes Dorf mit schmutzigen zerrissenen Mauern und fahlen Menschen. Das am meisten Lebendige darin sind die Brunnen mit ihren rauschenden kalten Wassern. Versetzte man dieses Dorf plötzlich in das ärmste Thal Wälschtirols, so würde es Jeder für einen wahren Typus der dort landesüblichen Wohnstätten halten, wenn Mauern und Dächer schon völligen Anspruch auf diesen Namen haben. Wer sich aufhält, der schlage sein Quartier nirgend anderswo auf, als beim

„Doktor", einer höchst wunderlichen und merkwürdigen Erscheinung.

Wenn man von den Seen der Malser Haide spricht, so sollte man billiger Weise immer hinzusetzen, daß von den beiden unteren keiner eine Vergleichung mit dem Reschensee aushalten kann, der gleich bei Graun beginnt. Das ist ein wahrer Alpensee. Seine Ufer stellen schöne Wiesen und ansehnliche Waldstrecken dar; nur an wenigen Stellen erscheinen die leidigen Schilffelder und Moorbüschel. Seine Farbe ist blau, sein Umfang beträchtlicher, als der seiner Nachbarn. Seine schönste Zierde aber liegt in dem Bilde, welches die Fläche vom weißen, weit entfernten Ortler zurückwirft. Dieß muß man von der Höhe aus betrachten, auf welcher das arme Dorf Reschen liegt. Doch ist der Schnee vom Ortler nicht das einzige Weiße, welches aus seiner Tiefe glänzt. Auch die Zacken anderer winterlicher Berge schwimmen im beweglichen Spiegel.

Der kleine Ort Reschen zeigt ein nicht minder kümmerliches Aussehen als Graun. Am Westufer stehen noch einige Häuser auf dem Schotter, den der Raienbach in den See herabführt.

In den Büchern wird der Reschensee selbst als Quelle der Etsch angegeben, weil von den zahlreichen kleinen Rinnsalen, welche ihm zufließen, keines so bedeutend ist, daß man es bestimmt als die eigentliche Etsch bezeichnen möchte. Wenn Großes und Kleines zur Vergleichung zusammengestellt werden soll, so erinnere ich daran, daß Baker für denjenigen Nil, welcher aus dem Albert-Nyanza kommt, keine weitere Quelle angeben will, als eben das Becken dieses Sees selbst, weil er nicht im Stande ist, unter seinen vielen und theilweise mächtigen Zuflüssen einen auszuwählen, der jenseits des Sees

das sein soll, was diesseits der Nil. Aehnlich verhält es sich hier mit der Etsch. Der Raienbach mag wohl der beträchtlichste Beitrag zum Wasserinhalt des Sees sein, doch ist der Unterschied gegen andere Bergbäche nicht auffallend genug. Zudem kommt er von Westen herein, im rechten Winkel mit der späteren Richtung der Etsch des Ausflusses.

Will man doch eine bestimmte Etschquelle außerhalb des Reschensees festsetzen, so wird man meiner Ansicht nach am besten thun, sich an das Gewässer zu halten, welches gerade an der nördlichen Wasserscheide entspringt, die nur wenige Schritte vom See entfernt liegt. Dieses Gewässer fällt in derselben Richtung hinein, in welcher der Ausfluß sich aus ihm entfernt. Auch stimmt diese Auffassung mit der Anschauung des Volkes zusammen, welches benanntes Wasser die „Etsch" nennt. In etwas ähnlicher Weise wird auch auf dem Brenner der an der Wasserscheide befindliche Wasserfall sofort als Eisakquelle angegeben, obwohl erst weiter unten, durch den aus Pflersch kommenden Zufluß, ein eigentlicher Bach gebildet wird.

So schildere ich also die Etschquelle folgender Maßen.

Dürftiger Ackergrund zwischen Felstrümmern auf dem dürftigen Grund, rechts von der Straße ist eine Wiese. Durch diese plätschert, von Schmalzblumen versteckt, ein kleines Wasser, welches unter der Straße hindurchrinnt, und sich drüben um die Felstrümmer krümmend sofort gegen den See wendet.

Dieses nennen die Leute den Ursprung der Etsch.

Einige Schritte davon entfernt ist die Wasser trennende Höhe erreicht. Die Straße durchschneidet einen etwa zwei Mannsgrößen hohen Bühel, eine Jochscharte in Miniatur und drüben geht es abwärts.

Wir sind in Nordtirol, im Flußgebiete des Inns, dem mächtigsten unter den drei großen Wasserreichen Tirols, welche der Etsch, der Drau, dem Inn gehören.

Wir schauen noch einmal durch den Einschnitt zurück. Da liegt der blaue See, hinter ihm der Ortler, die Königsspitze und die anderen Suldener Eisgiebel. Der Anfang dieses Flusses ist der schönste Abschied von ihm.

Das abwärts zum Inn führende Thal, in welchem sich nun bald der „Stille Bach" bemerklich macht, wird links von dem Piz Lat, von dem Innthaler Latterspitz genannt, überragt, einem ungeheueren Kegel, auf welchem sich zwei dunkle Wasser eingebettet haben.

Die Thalhöhe von mehr als viertausend Fuß zeigt sich noch deutlicher hier auf der Nordabdachung an den Gewächsen. Die Gentianen öffnen eben erst ihre Kelche und stehen in blauen Büscheln an den verwitterten Blöcken. Die Berberizen, welche im Etschthal schon die länglichten, rothen Wülste ihrer Früchte zu zeitigen begannen, trugen hier noch ihre Blüthenknospen. Durch die „Nauderser Wiesen", wie das Volk die Hochfläche vor diesem Dorfe nennt, schossen überall jähe Bäche mit Schneewasser, daß der weiße Crocus, im Etschlande schon im März verblüht, nur mit den lilienweißen Spitzen aus dem Wasser schaute, welches fast allenthalben auf dem Boden stand. Die Leute breiteten die Düngerhaufen auf dem Wiesenboden aus und ließen aus den Bächen Wasser darüber hinfließen. Die gelben Primeln, welche aus dem schwimmenden Mist emporragten, waren dort das am meisten bemerkliche Anzeichen des Frühlings, welcher seinen Weg endlich auch in die Hochgründe am „Stillen Bach" gefunden hatte.

Bevor Nauders selbst erblickt wird, ziehen hinter ihm

schon die Felsen das Auge an, durch welche Bahn zur Finstermünz-Straße hinab gebrochen worden ist. Sie gleichen den Pfeilern eines mächtigen Thores. Dann setzt wieder die nächste Umgebung, die Waldzungen und die Geröllflächen, die von hohen Jöchern herab bis zum Boden der grasigen Hochfläche sich erstrecken, in Verwunderung. Würde man die steinernen Mauern der Häuser, die Thürmchen und Erker der alten Veste Naudersberg nicht gewahren, so könnte nach der Anzahl der weidenden Rinder- und Ziegenheerden Nauders aus der Ferne für ein Dorf aus Sennhütten gehalten werden.

Hinter Nauders wendet sich die neue Straße mit einer manchmal bei unseren neuen Anlagen vorkommenden übermäßigen Raumverschwendung in zahlreichen Umbiegungen gegen den Engpaß hinab. Der Fußwanderer folgt der steileren alten Straße, leicht an den niedrigen weißen Mauern kenntlich, mit welchen man sie wie einen Weg durch etschländische Weinberge eingefaßt hat. Sie erreicht die neue Straße, welche jenseits des „Stillen Baches" angelegt worden ist, unten bei einem kleinen Häuschen mit rothem Dach unmittelbar vor der Festung.

Diejenigen, welche auf dieser Strecke in südlicher Richtung gehen, werden deßhalb gut thun, sich das Häuschen mit dem rothen Dach anzumerken, damit sie nicht ihre Zeit mit dem Hin- und Herspazieren auf den Windungen des neuen Weges verlieren.

Der eigentliche Finstermünzpaß ist so oft geschildert worden, daß mir hier nur Weniges hervorzuheben bleibt. Das merkwürdigste Machwerk von Menschenhand bleibt immerhin die neue Festung, unter welcher der Bach hinrauscht und deren riesige Quader mit den Felsen verwachsen zu sein scheinen. Nun erscheint der Inn, es eröffnet sich ein ge-

waltiger Fernblick thalaufwärts zwischen den dunklen Waldbergen, von deren einem gerade an dieser Stelle ein bemerkenswerther Wasserfall in den Strom stürzt.

Von hier bis zu der im Schweizerstil erbauten Häusergruppe Hochfinstermünz durchschreitet man die ersten Tunnels. Ein hölzerner Gemsbock, welcher auf einem der Blöcke neben der Straße angebracht ist, stört viel mehr durch seinen kleinlichen Effekt die große Natur dieses Thales, als er ihre Wirkung auf den unverfälschten Sinn unterstützt. Ueberall liegen noch die kothigen Ueberreste geschmolzener Lawinen. An manchen Stellen des steilen Abhanges zur Rechten sind Arbeiter damit beschäftigt, Pfähle und Flechtwerk einzuschlagen, um das brüchige Erdreich festzuhalten und die Straße vor Abrutschungen zu bewahren.

Ich glaube, der übersichtliche Genuß dieser merkwürdigen Straße wird gesteigert, wenn man zum alten Bollwerk Finstermünz, an das tiefe Flußufer, hinabgeht und von dort dem Wasser entlang auf dem alten Wege gegen Pfunds pilgert. Von dort unten überschaut man genau die kühne Anlage, die Tunnels, die Wasser, welche unter der Straße hindurch stürzen, erfreut sich der Strom- und Schattenkühle und der Großartigkeit des Flußufers selbst, welches sich mitunter zu einer tosenden Klamm verengt. Alle diese Vortheile werden nicht durch den undeutlicheren Ueberblick aufgehoben, welchen man auf der neuen Straße über diese selbst und das Felsgestade des Flusses gewinnt.

Schon eine ziemliche Strecke vor Pfunds sind die Schrecken und mit ihr die Schönheiten des Finstermünzpasses überwunden. Das Thal erweitert sich und die Landschaft nimmt jenes Aussehen an, welches sie im Allgemeinen, einige Verengungen abgerechnet, bis Landeck und darüber hinaus behält.

In Pfunds wird man bei Flora sein Standquartier nehmen. Das auffallendste Gebäude ist drüben, jenseits des Flusses, im eigentlichen „Dorfe" die von der armen Gemeinde „den heiligen Apostelfürsten" Petrus und Paulus erbaute prächtige Kirche. Merkwürdiger dünkt Kunsterfahrenen die alte Frauenkirche in Stuben, dem Theile von Pfunds, in welchem die Post sich befindet. Die beiden Theile der Gemeinde sind durch die Innbrücke verbunden, zu welcher man durch das Gewölbe eines Hauses geht.

Pfunds liegt so recht im Mittelpunkt jenes Oberinnthaler Lebens, dessen bemerkenswerthester Zug in der Sommer-Auswanderung besteht. Die meisten Männer verdingen sich während der schönen Jahreszeit als Holzarbeiter ins Ausland, manche auch verlegen sich auf mehr gewinnbringende Thätigkeit, auf Handel und Betriebsamkeit aller Art. Diese spielen dann zurückgekehrt während der übrigen Zeit des Jahres die „Wintergrafen", als welche sie den Verdienst des Sommers vergeuden. Sie prunken mit seidenen Zipfelmützen und trinken Wein. Mit dem hinschwindenden Winter vergeht aber auch der Sommerverdienst und nicht selten geschieht es, daß sie schon im Februar wieder die „Brunnen rinnen lassen müssen". Außer den schwierigen Bodenverhältnissen mag der Anlaß zur Auswanderung auch in der ungemeinen Fruchtbarkeit der Ehen dortselbst liegen und in dem übermäßigen Kindersegen.

Aus dem St. Ulrichs-, jetzt von seiner hintersten Stufe Radurschl geheißenen Thale blinken weiße Giebel, während man auf dem linken Ufer des Stroms über Birgach und Lafairsch dahingeht, bemerkt man drüben prächtige Wälder, welche sich bis an das Gestade herab erstrecken. Von der Klamm am Lader Heuberg und dem Wasserfall, welchen sie

nahe bei Lafairsch durchstürzt, habe ich nirgends etwas gelesen und dennoch bieten sie, selbst von der Straße aus betrachtet, einen bemerkenswerthen Anblick.

Die Straße geht an einem entholzten und deßhalb brüchigen Berge hin. Der Fluß unten ist durch die Frühlingswärme so gewachsen, daß er die Kohlenmeiler an seinem Ufer bespült und schon aus ziemlicher Entfernung die Wellen sichtbar werden, welche sich in seiner Mitte aufbäumen.

Ein, wenn auch sehr trauriger, doch besonders merkwürdiger Anblick bot sich mir auf dieser neuen Wanderung unmittelbar vor dem Weiler Stein. Dortselbst war während des Winters vom kahlen Abhang eine Lawine niedergegangen, deren Schnee nun verschwunden war, während die Trümmer und die Anzeichen der gewaltigen Zerstörung noch links und rechts von der Straße lagerten. Von der Ferne betrachtet erschien hier ein hoher brauner Wall. In der Nähe wurden die hohen Lärchen, welche aus dem Gewirr hervorragten, sichtbar und bald erwies sich der Wall als ein Berg von durcheinandergeworfenen Baumstämmen, dessen Anlage sich durch keine Vergleichung besser schildern läßt, als wenn man sich eine auf's Gerathewohl zusammengeworfene Anhäufung des Inhaltes mehrerer Schachteln voll Zündhölzer vorstellt. Aus diesem von der Jochhöhe mit herabgerissenen Stämmen ragte auch hie und da ein Baum auf, welcher an seinem Standorte von der Lawine geknickt worden war. Ein solcher neigte sich mit seinen grünen Aesten wie klagend über den braunen Schutt.

Mitten in diesem Wirrsal aus Stämmen, Erdhaufen, Blöcken und zum Himmel gekehrtem Wurzelwerk brannten Feuer, deren Rauch sich weithin durch die Gegend verbreitet.

Mit diesen Feuern wurde beabsichtigt, daß unter und neben ihnen in dem Geäst und Holzwerk ein Loch ausbrenne. Neben diesem Loche wurde später eine andere Höhlung durch Feuer geschaffen, bis endlich eine Art von zusammenhängendem Graben, eine „Rief" entstand, welche den Wassern, welche nach jedem Regengusse von oben herabstürzen, Ansammlung und Flußbett werden sollte. Die Wasser, so in Bäche von vorgeschriebenem Ufer umgewandelt, hatten die Aufgabe das zu thun, was Menschenhänden fast unmöglich war, nämlich den aufgehäuften Schutt und die Trümmerwälle allmälig in den Inn hinabzuspülen. Die Feuer brannten bis hart an das Ufer des Stromes hin, aller Orten, wo Wurzelwerk aus dem Erdreich hervorragte. Einer der alten Männer, die um ein qualmendes Feuer standen, erzählte mir, daß solche Brüche in seiner Jugend nie vorgekommen seien. Seit man aber bis fast an das Joch hinauf jede Lärche abschlage, ereigne sich fast in jedem Winter ein ähnliches Unglück. Es ist eben überall die nämliche Geschichte. Mehr noch als der Anblick der Zerstörung überraschte mich der Gleichmuth dieses armen Mannes, welcher auf Trümmern stand, die seinen eigenen Grund bedeckten, der auf ein Jahrzehnt, vielleicht für immer, vernichtet war und von den Gießbächen mit sammt den kothigen Lawinenstücken zuletzt noch völlig in den Inn hinabgetragen werden konnte.

Nicht weit von dieser Unglücksstätte war ein „Schlammbruch" auf die Straße herabgedrungen. Auch er hatte Grundstücke und auch Theile von Obstangern überlagert, vielleicht zerstört. Sonderbar nahmen sich die weißblüthigen Kirschbäume über dem dunkeln Schlamm aus, der zäh an ihren Stämmen hing. Das Unglück doch zu einem winzigen Theile nutzbar zu machen, suchten Weiber die Baumstümpfe aus

der breiigen Erde hervorzuziehen, in welcher sie von oben hinabgerollt worden waren und sie den Männern zuzuschleppen, welche mit ihren Aexten Scheiter daraus spalteten. Andere trachteten, weitere Nachschiebungen des starren Schlammstroms aufzuhalten, indem sie in verschiedenen Abständen Pfähle in die Erde schlugen und Zäune dazwischen flochten.

Tösens, das nächste Dorf, hoch über dem Inn und in ziemlicher Entfernung von den beiderseitigen Thalwänden gelegen, steht vor dem Andrängen des Stroms und Verschüttungen durch die lockeren Oberflächen der Berge sicher. Der Wirth „zum wilden Mann“ dort weiß guten Bescheid über Berge und kennt viele Uebergänge nach den westlichen und östlichen Thälern. Er theilte mir unter anderen merkwürdigen Dingen mit, daß es möglich sei, in einem Tage von Fend in Oetzthal über die Ferner hieher zu kommen und daß Herr Curat Senn dortselbst, dem die Reisenden den Steig nach Schnals hinüber verdanken, bereits den Gedanken hege, auch die Pfade durch den größten Eisstock Tirols und die mächtigsten Naturerscheinungen des Landes allgemein gangbar zu machen

Mit vielleicht fünfzehntausend Gulden wäre es möglich diesen Plan zu verwirklichen, der dem Lande Ehre und Gewinn brächte.

Der Christinabach, aus dem gleichnamigen Thale hervorbrechend, hatte eine solche Menge Schutt aufgehäuft, daß der Inn dadurch auf die westlichen Abhänge hinüber gedrückt und mit Ausnahme seines Flußbettes das ganze Thal durch einen quer hinein geschobenen Berg abgesperrt ist. Dieser Querberg, auf welchem das zerfallene Kirchlein von St. Christein liegt, ist in einer Weise abgeholzt, daß nur an

wenigen Stellen Grün aus seiner grauen Oberfläche hervorschaute. Ihre völlige Zerstörung rührt zum größten Theil davon her, daß während des Baues der neuen Straße im Jahr 1832 die Arbeiter aus der schon damals baufällig gewordenen und verlassenen Kapelle sich das Holz holten, dessen sie bedurften, um ihre Speisen zu kochen und sich zu erwärmen. Die „drei heiligen Leut" an ihrer Pforte schauen kläglich auf die Straße herüber, wie wenn sie die Vorübergehenden mit stummer Geberde auffordern wollten, das ihrem Schutze anvertraute Heiligthum vor völligem Verfall retten zu wollen.

Das Dorf Ried, längst durch seinen rothen Thurm angekündigt, liegt ziemlich zerstreut in Obstgärten. Die rothe Einsiedelei Loretto gegenüber der „Marschstation" mit ihrem heimlichen Baumanger und das kleine Kapuzinerkloster dabei machen einen gar freundlichen Eindruck. Dieß ist ein wahrer Ort der Beschaulichkeit und kann manchem Erguß unserer katholisirenden Romantik als Folie dienen. Unerfreulich hebt sich gegen dieses Mauerwerk das große graue Haus der Barmherzigen Schwestern ab, einer Kaserne ähnlich.

Außerhalb Ried gelangt man abermals an ein zerstörendes Gewässer, den Fendeles-Bach, welcher aus der gleichnamigen Schlucht strömt. Vor wenigen Tagen hat er an dieser Stelle wieder Kornfelder vernichtet, deren junge Halme nun fußhoch mit Schotter bedeckt sind. Von Prutz kam geistliche Hilfe, welche das tobende Gewässer „benedicirte", doch die Wellen forderten unaufhaltsam ihr Opfer an der Habe armer Menschen.

Wenn man sich Prutz nähert, geht man in einer schönen Allee, welche auf der einen Seite von Lärchen, auf der anderen von Pappeln gebildet wird. Zuerst fällt die Ruine

der alten Burg Laudeck jenseits des Stromes in die Augen, rechts aber der Eingang zum Kauner Thal, dessen unterste Stufe mit ihren sanften Hängen, Feldern und Matten seinen oberen Hintergrund voll Wasserstürzen und Eisfeldern nicht errathen läßt. Hat man beim Prutzer Schießstand den Inn überschritten und die Häusergruppe Entbrucken erreicht, so sieht man weit in seine höheren, schneebedeckten Halden hinein.

Wenige Schritte hinter Entbrucken wird die Straße fortwährend von Bergstürzen bedroht. Wiesen und Waldgruppen kamen vor wenigen Wochen stückweise auf die Straße herabgerollt. „Der ganze Tobel ist los" (die Schweizer nennen es „ful", faul) sagte mir ein Straßenarbeiter, bei dem ich nach den gefährlichen Stellen forschte. Auch hier arbeiteten wieder Männer und Weiber, welche das herabgestürzte feuchte Erdreich in Tragkörben mühsam von ihren überschütteten Wiesen fortschleppten, während die halbnackten Kinder lustig und unbekümmert sich daneben im Schlamme umherwälzten.

Gegen die berüchtigte Brücke Pontlatz hin verengert sich wieder das Thal, dessen Bergwände bei Prutz auffallend zurücktraten. Statt der Wiesen und geneigten Hänge fassen nun wieder jähe Felsen das Flußbett ein. Das Andenken deutscher Kämpfe an diesen Ufern, von welchen die Bücher so viel zu erzählen wissen, möchten wir gerne von der Fluth forttragen lassen, fort bis zur Vergessenheit.

Auf dem anderen Ufer, jenseits der Brücke, erhebt sich die Straße abermals zu beträchtlicher Höhe über den weißschäumenden Strom.

Das braune Zirbengetäfel im „Alten Zoll" versäume Niemand zu betrachten, welcher sich über das Aussehen einer behäbigen Tirolerstube aus der alten Zeit unterrichten will.

Ober der Thüre des Wohnzimmers steht in das hundertjährige Holz eingeschnitzt der eben nicht schöne Spruch:

Der Neider Hercz erbrinnet
Wo Gottes Segen ist.

Draußen aber folgt ein prächtiger Wassersturz und eine Folge von Klammen unten im tiefen Strom. Ueber den steilen Wiesen zur Rechten erhebt sich, von der Straße aus nicht sichtbar, das Dorf Flies. Von hier führt der schönste und kürzeste Weg nach Imst über den Piller und Wens hinüber ins Pitzthal und Brennbühel. Dieser ist bequem und leicht zu gehen wie eine Fahrstraße und gewährt anziehenden Fernblick über die Gebirge und weit hinab ins Innthal bis gegen Telfs.

Wenn wir uns rückwärts wenden, so bemerken wir noch immer Zinken, die aus Kauns herüber ragen. Zur Linken hat sich der Fluß das grüne Gebiet schattiger, blüthenduftiger Auen angeeignet, welche er überrieselt.

So erscheint endlich die langersehnte Veste Landeck plötzlich hinter einem Bergvorsprung und wenige Augenblicke später schreiten wir durch die uns aus der Innthaler Winterreise wohl bekannte Gasse.

Das schöne Landeck ist schöner geworden in frischem Grün und Blüthen. Ein tiefblauer Maihimmel liegt über den Bergen, an welchen sich der Schnee bis auf die Umgebungen der Firste zurückgezogen hat. Der Staub erhebt sich auf den Wegen wie von den Straßen des Etschlandes. Darum wandeln überall Bittgänge durch die Wiesensteige.

Es ist eine besondere Freude, an den Winter zurückzudenken, wenn an der Stelle, an welcher damals die aufgehäufte Lawine lag, sich das meergrüne Getreide bewegt

und der Kukuk seine Stimme vernehmen läßt durch das warme Wehen der krystallenen Luft statt des Knirschens der Eiskörner, welche der Nordwind jagt. — —

Dießmal ist es nicht mehr nothwendig, von Zams gegen Imst wandernd, die schlachtenberühmte Brücke zu überschreiten. Beim letzten Hause dieses Dorfes wenden wir uns durch Obstanger und lassen den Strom und jenseits seiner die staubige Straße zu unserer Linken. Kronburg, das verwitterte Mauerwerk auf seinem Felsblock, der hier gleich dem Tschürgant das Aussehen eines Kegels hat, bleibt uns vor Augen, bis wir die gegen den Inn gekehrte Wand des Felsens erreichen, wo aus Gestein und Birkenschatten Kühlung haucht und aus den Maiglöcklein zwischen den moosigen Trümmern noch süßerer Duft steigt, als aus den wohlthätigen Wellen des raschen Flusses unter uns. Dieser Steig, welcher vor Mils wieder auf die Straße hinüberführt, soll von Niemanden, der in der schönen Sommerszeit dort wandert, bei Seite liegen gelassen werden. Die Wiesen und Wälder mit ihren Hütten, in welchen das Geräthe der Mäher aufbewahrt wird, mit ihren Blumen und Buchenwölbungen über dem Wasser, das mit matterem Grün unten fließt, der belebende Hauch selbst des Felsgesteins, über welches breites Wasser herabsickert — alles Das macht die Umgebungen zum Parke, wie er nicht reizvoller ersonnen werden kann, zu einem Parke, in welchem noch stets über den Wipfeln die blauen hohen Zacken erscheinen und aus welchem die unvergleichliche Pyramide des Tschürgant nie verschwindet. Man verwechsle mit diesem Steige nicht jenen, welchen Schaubach beschreibt und welcher über die Wallfahrtskirche Kronburg selbst, also über die Einsattelung rechts unter der Burg, eine nicht unbeträchtliche Höhe führt.

Wir halten uns zwischen der Felswand und dem Flusse und steigen über gar keine Höhe.

Die Starkenbacher Brücke bleibt noch zur Linken, weil wir erst vor Mils den Strom überschreiten. Der Schnee im Thale des Starkenbaches, welcher da schäumend in den Inn fällt, ist ein wirksamer Gegensatz zu den heißen Lüften, in welchen hier die Pappelblätter zittern und den blühenden Bäumen, unter welchen die klassische Heimath der Dörcher liegt. Auch Schönwies steckt mitten unter weißen Obstangern. Wer es durchschreitet, versäume nicht bei seinem östlichen Hause sich den heiligen Sebastian über einem Brunnen anzuschauen, welcher von einem bäuerischen Künstler aus einem Stücke Holz geschnitzt worden ist.

Auf dem Anger, der sich von da bis zur Milser Brücke ausdehnt, weideten junge Rinder. Der Milser Bach, der aus dem Larsenthal herabstürzt, war heute viel inhaltreicher und lärmender, als an dem sonnigen Wintertage, an welchem er glasgrün aus der reinen Schneedecke herabtrof.

Ueber Imst, welches in einer früheren Darstellung abgehandelt wurde, gehe ich bei diesem Anlasse flüchtig hinweg. Auch die weitere Straßenstrecke bis Innsbruck soll nur in so ferne behandelt werden, als die sommerliche Zeit ihre Züge verändert hat gegen ihre Erscheinung im Winter.

Das Tiefgrün der Innklammen bei Brennbühel erschien dießmal nicht so auffallend wie zwischen den winterlich überfrorenen Hängen, weil mittlerweile das ganze Land in die gleiche Farbe gehüllt worden war. Von den Blättern der Nußbäume bis zu den smaragdflügeligen Junikäfern, welche die geöffneten Blüthenkelche verdeckten, schillerte alles in Leben und Hoffnung. Die Grillen zirpten vom Stromufer und von den Waldhängen, Nachmittagsgewitter versammelten hier

auf dem Oetzthaler Bergkamme goldgraue Strahlenbüschel, spannten dort einen Regenbogen über den tiefen Fluß.

Aus den Föhrenwäldern von Haimingen nahm ich den Solstein wahr, auf welchem ein breiter, flammenrother Streifen lag, als ob er ein Gletscher wäre. Je näher ich gegen Innsbruck kam, desto mehr vorgeschritten erschien das Wachsthum der Pflanzen. Die Selrainer Ache schäumte laut und das Getreibe ihrer Wellen zeigte von der Macht des Frühlings im Gletscherthal. Die Sumpfhaide hinter Kematen glänzte, von den schwülen Gewitterregen durchfeuchtet, wie ein stiller See und als ich endlich von Völs herab am Waldsaume entlang der Hauptstadt zuschritt, begegneten mir überall fröhliche Spaziergänger, die sich des grünen üppigen Frühlings erfreuten. Nachdem ich noch im „Peterbrünnl" die letzte Rast von der langen heißen Fahrt gehalten hatte, betrat ich endlich wohlgemuth die bekannten Gassen, welche der Reisende immer wieder gern begrüßt, von welchen Höhen und aus welchen Niederungen des Berglandes auch immer er sich ihnen nähern möge.

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Gebr. Parcus) in München.